Heft 3, September 2015 / 95. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

Mein Heimatland

ISSN 0930-7001

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

IMPRESSUM

Herausgeber
Landesverein Badische Heimat e. V.
Hansjakobstr. 12
79117 Freiburg

Landesvorsitzender:
Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Chefredakteur:
Heinrich Hauß, Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe
Tel.: (07 21) 75 43 45
Fax: (07 21) 92 13 48 53

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06
Geschäftszeiten: Mo., Di., Do., Fr. 9.00–12.00 Uhr
Internet: www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Zahlstellen des Landesvereins:
- Postbank Karlsruhe
  IBAN: DE33 6601 0075 0016 4687 51
  BIC: PBNKDEFF
- Sparkasse Freiburg – Nördlicher Breisgau
  IBAN: DE48 6805 0101 0002 0032 01
  BIC: FRSPDE66XX

Gesamtherstellung:
Rombach Verlag
Unterwerkstraße 5
79115 Freiburg i. Br.
E-Mail: heftredaktion@badische-heimat.de

Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis für Einzelmitglieder 32,– €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 11,50 €. Nachbestellung eines Heftes für Mitglieder 8,– €.

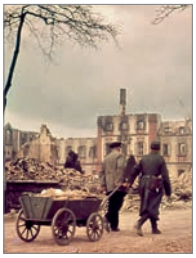
Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

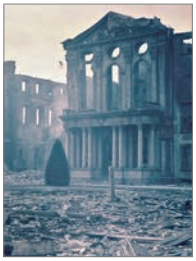
Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Unser Partner
Rothaus
TANNEN ZÄPFLE

Schloss Bruchsal am Abend des Klassik-Open-Air »Große Opernchöre« am 2. August 2015
(Foto: Fotofreunde Heidelsheim, Max Trinter)

Inhalt





EDITORIAL

Editorial und Hinweise
Sven von Ungern-Sternberg 324

Zu diesem Heft
Heinrich Hauß 325

Grußwort der Oberbürgermeisterin der Stadt Bruchsal
Cornelia Petzold-Schick 327

AUFSÄTZE: SCHWERPUNKT BRUCHSAL

Bruchsal 2015 – Heimattage bewegen
Andrea Bacher-Schäfer 330

Bruchsal: Wiederaufbau und Neugestaltung einer Stadt
Kurt Lupp 336

»Schwierige Aspekte der Heimatgeschichte«
Gedenken an den 75. Jahrestag der Deportation der badischen Juden nach Gurs und an die Kriegszerstörung von Bruchsal am 1. März 1945 im Rahmen der Heimattage
Thomas Adam / Gerhard Layer / Peter Huber 344

Gibt's kein höheres Übel doch als den Verlust der Heimat
Gedenkarbeit für die Opfer des Nationalsozialismus in Bruchsal
Rolf Schmitt 349

Die Wiedereinrichtung der Beletage von Schloss Bruchsal
Petra Pechaček 358

Bruchsal als Zentrum einer dynamischen Wirtschaftsregion
Stefan Huber mit einem Beitrag von Birgit Welge 367

»Brot und Spiele«, um die Entwicklung der Stadt Bruchsal auf der Aufwärtsspirale zu verstetigen
Margrit Csiky 373

Hier gibt's was für die Ohren
Ein kleiner geschichtlicher Streifzug durch das Bruchsaler Musikleben
Thomas Moos 380

Das Deutsche Musikautomaten-Museum auf neuen Wegen
Ulrike Näther 386

Bruchsal wird Utopolis oder Die Bürger übernehmen
Judith Kriebel 393

Badische Heimat Bruchsal – bald 100 Jahre alt
Jörg Teuschl 400

AUFSÄTZE

Eine »Incentive-Reise« bei Markgraf Carl Wilhelm
Die Reise des Hofrats Johann Ernst Bürcklin nach London 1729
Hans Merkle 406

Die Grabsteine frühverstorbener unehelicher Kinder des regierenden Markgrafen Carl Wilhelm von Baden-Durlach (1679–1738) und seines Bruders Christoph(er) (1684–1723)
Johann Wilhelm Braun 421

»Mit frohem Muet in d Zuekunft«
Muettersproch-Gsellschaft feierte ihren 50-jährigen Geburtstag
Friedel Scheer-Nahor 440

Heinrich Hansjakob im Lichte des Nationalsozialismus
Zur Rezeption des Haslacher Schriftstellers im Dritten Reich
Manfred Hildenbrand 450

Von den Nachbarn lernen
Seit einigen Jahren gibt es im schweizerischen Thurgau zwei bemerkenswerte Stiftungen zum Thema Denkmalschutz
Anne Overlack 457

GEDENKTAGE BADISCHER GESCHICHTE

26. Juli 1815: Baden tritt dem Deutschen Bund bei
Staatsrechtlich Baden fixiert und Gebietsstand festgeschrieben
Heinrich Hauß 462

PERSONALIA

Leonhard Müller (30.1.1923–13.12.2014)
Trauerrede am 22. Dezember 2014 in der Auferstehungskirche Rüppurr
Manfred Koch 463

Ein Badener mit Lebensart: Dr. Gerhard Römer verstorben
Julia Freifrau Hiller von Gaertringen .. 464

Hans Bender – »Ein literarischer Regionalist«
Heinrich Hauß 466

Walter Mossmann
»Literarischer Exponent des Widerstandes der badisch–elsässischen Bürgerinitiativen«
Heinrich Hauß 467

August Vogel
Mitbegründer der Arbeitsgemeinschaft Karlsruher Stadtbild e. V. und Vorkämpfer für die Wiederherstellung des Eckrondells des Ständehauses
Heinrich Hauß 468

80. Geburtstag von Professor Gustav Oberholzer
In München und im Südschwarzwald daheim
Elmar Vogt 469

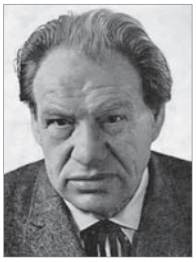
Jürgen Kammerer wurde mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 2015 der Gemeinde Hausen im Wiesental ausgezeichnet
Elmar Vogt 469

Wer war Johann Ludwig Rudolf Durheim?
Elmar Vogt 471

Buchbesprechungen 473

AUS DEM LANDESVEREIN

Mitteilungen der Redaktion 476



Editorial und Hinweise

Liebe Mitglieder, sehr geehrte Leserinnen und Leser!

Das vorliegende Heft 3/2015 entspricht wieder der gewohnten Publikationsreihe der Badischen Heimat.

Heft 1/2 des Jahrgangs 2015 ist als 11. Buch der Schriftenreihe der Badischen Heimat unter dem Titel »Karlsruhe – Aufgefächert« zum Stadtgeburtstag erschienen. Das Buch konnte im Lichthof der Badischen Versicherungen (BVG) am 11. Mai vorgestellt werden und ist zu einem bemerkenswerten Erfolg geworden. Allen, die daran beteiligt gewesen sind, sei ausdrücklich gedankt! Allen voran unserem Chefredakteur Heinrich Hauß, der als Karlsruher diesem Band ganz besonders verbunden war und engagiert für die Gesamtredaktion in gewohnt zuverlässiger Weise verantwortlich war. Darüber hinaus allen Sponsoren Dank, der Stadt Karlsruhe, vor allen auch dem Badischen Gemeinde-Versicherungs-Verband und Herrn Heinz Ohnmacht für die großzügige finanzielle Unterstützung und die Gastfreundschaft in den Räumen des BGV bei einer sehr beeindruckenden Buchpräsentation.

Des Weiteren möchte ich all den Mitgliedern danken, die den Spendenaufruf für die anstehenden Arbeiten an unserem Freiburger »Haus der Badischen Heimat« gefolgt sind – ca. 80 Spender haben einen Grundstock in Höhe von rund 7000 Euro geschaffen. Derzeit sind wir im Abstimmungsgespräch mit den Denkmalschutzbehörden. Wir sind auf einem guten Wege – können aber immer noch weitere Spenden gut gebrauchen. Wir werden Sie über die einzelnen Maßnahmen auf dem Laufenden halten.

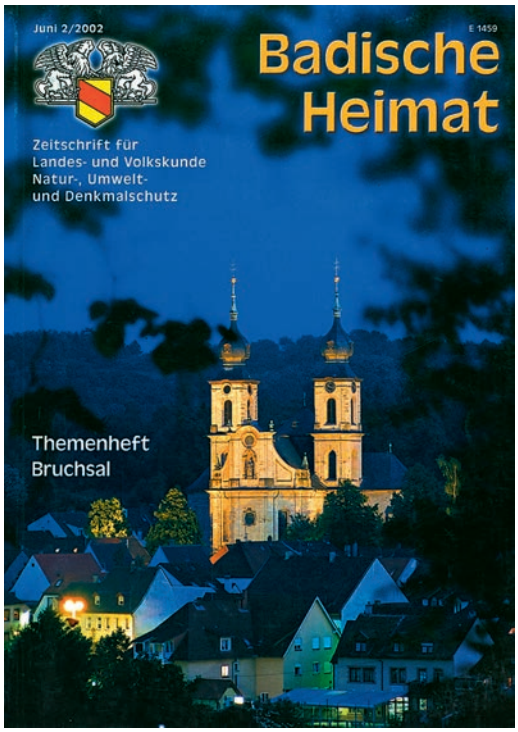
Dr. Sven von Ungern-Sternberg
Landesvorsitzender

Zu diesem Heft

Schloss Bruchsal, Ansicht von der Gartenseite (Foto: Staatliche Schlösser und Gärten)

Agenda Heimat 2015

Das letzte »Themenheft Bruchsal« wurde vom Landesverein Badische Heimat als Heft 2/2002 publiziert. Es umfasste über 200 Seiten und behandelte sieben Themenblöcke von der »Baukultur« bis zu »Menschen in Bruchsal«. Wie schon 2002 habe ich bei Herrn Thomas Adam, Leiter der Abteilung Kultur der Stadt Bruchsal und des Städtischen Museums im Schloss, angeregt, anlässlich der »Heimattage Bruchsal 2015« ein weiteres Heft mit dem Themenschwerpunkt Bruchsal in unserer Publikationsreihe aufzulegen. In gewisser Weise sind beide Hefte zeitgeschichtliche Dokumente. Welche Themen wurden mit welcher Gewichtung jeweils behandelt, welche Themen wurden ausgespart?



Heimattage können als Orientierung zu der Frage gewertet werden: »Wie geht Heimat?«, »Wie geht Heimat 2015?« Oder auch: »Wie geht Heimat nicht mehr?« Mögliche Antworten auf diese Fragen können auch für die zukünftige Arbeit des Landesvereins relevant sein.

Das im Programmheft angezeigte Heimat-Symposium »Heimat machen? Geplante und gelebte Heimat« (9.–10.4.2015) gab den Ausschlag, sich nach 13 Jahren wieder dem Thema Bruchsal zu zuwenden. Ein weiterer Anlass war die Zerstörung Bruchsals vor 70 Jahren am ersten März 1945.

Das Jahresprogramm, Aufsätze in diesem Heft und Statements zeigen gewisse Trends des gegenwärtigen Heimatverständnisses auf, zumindest so weit es sich auf Heimattagen artikuliert. Die Konzeption folgt natürlich, wie bei anderen Veranstaltungen auch, gewissen heute gängigen Wahrnehmungs- und Erlebnismustern.

Ich fasse meine Beobachtungen zur Agenda »Heimat 2015« kurz zusammen:

1. Heimat der baden-württembergischen Heimattage ist verbal und aktionistisch definiert: Baden-Württemberg »genießt, bewegt sich, gestaltet«.
2. Heimat und Heimattage sind keine Veranstaltungen der Stadtverwaltung, sondern »Anlass für Vereine, Schulen, Institutionen, Kirchen, für Ehrenamtliche und Bewohner sich einzubringen.«
3. Heimat im Zusammenhang mit den Heimattagen hat auch etwas mit Stadtplanung und Zukunft zu tun. »Entwicklung eines gesamtörtlichen Entwicklungskonzeptes« (Programmheft). Interesse und Teilnahme der Bürgerinnen und Bürger am Entwicklungskonzept dient auch der Förderung des »Wir-Gefühls« der Bewohner.
4. Heimat 2015 muss »integrativ« sein. Die wohl wichtigste Botschaft der Heimattage in Bruchsal hat Thomas Adam mit den folgenden Sätzen ausgedrückt: »Heimat ist offen, Heimat muss integrativ sein, Heimat nimmt auf, Heimat ist teilbar, ist auch für andere da«. Oder wie Oberbürgermeisterin Cornelia Petzold-Schick formulierte: »Aus dem Glück, eine Heimat zu haben, ergibt sich die Verpflichtung, anderen ›Herzlich Willkommen‹ zu sagen«. Mit dieser Agenda sind die Heimattage, wie die Oberbürgermeisterin vermutet, »voll im Trend«.

Heinrich Hauß

Grußwort der Oberbürgermeisterin der Stadt Bruchsal

Heimat – ein Gefühl von Geborgenheit und Dazugehörigkeit

13 Jahre sind vergangen, seit die Badische Heimat der Stadt Bruchsal eine Themenausgabe widmete, deren lesenswerte Texte in einem breiten Bogen die Geschichte und Gegenwart unserer Stadt beleuchtet haben. Heft 2 des 82. Jahrgangs, erschienen im Juni 2002, bot mehr als 30 Beiträge zur Bau- und Wirtschaftsgeschichte, zu den Bildungs- und Kultureinrichtungen, zur jüdischen Vergangenheit und vieles mehr. Ein vielfältiges Panoptikum, das einer ebenso geschichtsträchtigen wie auch vitalen Stadt gewidmet war.

13 Jahre also sind seither vergangen. Keine lange Zeit, so möchte man meinen, doch bereits nach dieser eigentlich recht kurzen Spanne erscheint nun erneut eine Ausgabe der Badischen Heimat mit einem inhaltlichen Schwerpunkt, der unserer Stadt Bruchsal gewidmet ist. Sie enthält diesmal eine Auswahl von Texten, die bewusst weniger um rein historische Aspekte kreisen als vielmehr dokumentieren, wie sich Bruchsal in diesen Jahren seit dem letzten Themenheft verändert, fortentwickelt, neu positioniert und kreativ entfaltet hat.

Dass dieser Themenschwerpunkt im Jahre 2015 erscheint, ist kein Zufall. Bruchsal ist die Stadt der Heimattage Baden-Württemberg und präsentiert sich somit auf der Bühne unseres Bundeslandes – mit seinen vielfältigen Potenzialen, seinen kulturellen und landschaftlichen Schätzen, seinen Menschen. Von Anfang an stand bei den Planungen des Jahresprogramms mit seinen insgesamt mehreren hundert Einzelveranstaltungen das Ziel im Vordergrund, gemeinsam mit der eigenen Bürgerschaft das Verständnis von Heimat zu vertiefen und das Wir-Gefühl zu stärken. In sieben verschiedenen Themenblöcken setzt sich Bruchsal in Form von Ausstellungen, Festivals, Konzerten und vielem mehr mit der Bedeutung von »Heimat«, und durchaus nicht nur mit seinen heiteren Seiten, auseinander. Entsprechend werfen wir auch einen Blick zurück auf jene verhängnisvollen historischen Ereignisse, die gleichfalls ein Teil der Geschichte unserer Heimat und ihrer Menschen sind: Des 70. Jahrestages der Kriegszerstörung 1945 gilt es ebenso zu gedenken wie des 75. Jahrestages der Deportation jüdischer Frauen, Männer und Kinder nach Gurs am 22. Oktober 1940.

»Heimat« – die allgemeine Definition dieses Wortes bezieht sich meist auf einen konkreten Ort, an dem man geboren oder aufgewachsen ist. »Heimat« in dem Sinne ist für mich persönlich

jedoch vielmehr ein Gefühl. Ein Gefühl, das man mit Erinnerungen oder Personen verbindet. Ein Gefühl der Geborgenheit. Ein Gefühl der Dazugehörigkeit. Ein Ort alleine macht Heimat nicht aus; dazu zählt die Familie genauso wie Freunde und Bekannte – das soziale Umfeld macht die Heimat erst zu dem Besonderen, das sie für uns alle ist. Und um dieses Umfeld macht man sich auch Gedanken, die keineswegs nur in Vergangenheit verharren oder auf die Gegenwart bezogen bleiben, sondern die sich auch auf die Zukunft hin ausrichten.

Zurück zu den Heimattagen: Sie also sind der äußere Anlass, der Stadt Bruchsal einen Themenschwerpunkt in dieser Ausgabe der Badischen Heimat zu widmen. Die Beiträge sind ein Spiegel dessen, was die Heimattage in Bruchsal bewegt haben und zweifellos auch über das Jahr hinaus noch weiter bewegen werden. Viel bürgerschaftliches Engagement, viel gemeinsame Gestaltungskraft haben die Planung und Durchführung der Heimattage in Bruchsal freigesetzt. Eindrucksvoll dokumentiert dies der Beitrag »Bruchsal wird Utopolis« über das große Theaterprojekt der Badischen Landesbühne, in das zahlreiche Vereine, Institutionen sowie engagierte Bürgerinnen und Bürger eingebunden waren. Weitere Beiträge zu den bedeutenden kulturellen Einrichtungen, dem Barockschloss und dem Deutschen Musikautomaten-Museum (DMM), zeigen Bruchsal von seiner besonders sehenswerten Seite; viele zehntausend Besucher im Jahr sind ein Spiegel dieser kultur- und kunstgeschichtlichen Glanzstücke. Dass sich das DMM neu konzipiert hat und die Barockresidenz ab 2016 einen weiteren großen Schritt hin auf die Wiederherstellung seiner einstigen Pracht vor der Kriegszerstörung tut, wird – davon bin ich überzeugt – in den kommenden Jahren zusätzliche Anreize schaffen, dem Bruchsaler Schloss und seinen Museen einen Besuch zu widmen.

Mit einem eigenen Beitrag ist die Regionalgruppe Bruchsal der Badischen Heimat in diesem Heft vertreten. Hier geht der Blick, neben Betrachtungen zur aktuellen Vereinsstruktur, zurück auf das Jahr 1922, in dem schon einmal das Schloss eine überregionale Beachtung gefunden hat – damals anlässlich des 200. Jahrestages seiner Grundsteinlegung mit großen Feierlichkeiten. Dieses Jubiläum kann 2022, in sieben Jahren also, zum 300. Mal begangen werden, und ich bin sicher, die Leser der Badischen Heimat werden darüber aus diesem landesgeschichtlichen Vierteljahresheft noch aus erster Hand mehr erfahren.

Doch auch die ökonomischen Standortfaktoren, aktuelle Betrachtungen zur Wirtschaftsentwicklung und zum Stadtmarketing, spielen in einigen der Beiträge eine wichtige Rolle. Das eine funktioniert nicht ohne das andere, die Kräfte bedingen sich gegenseitig. Das hat auch die große Zahl an Sponsoren und Förderern aus Wirtschaft, Handel, Gewerbe und Handwerk bewiesen, die überhaupt erst die Heimattage in Bruchsal möglich gemacht haben. Mit ihrer Unterstützung haben sich unsere Sponsoren auch aktiv zu ihrem Heimatstandort bekannt, haben es ermöglicht, dass sich Bruchsal und die Region über den Nahbereich hinaus landesweit präsentieren und positionieren. Der Blick auf die ökonomische Kraft von Stadt und Umland ist auch vor diesem Hintergrund ein Beitrag zum Verständnis unseres Wirtschaftsraumes am Oberrhein.

Ein abschließender Gedanke, der den Bogen noch einmal zurück zu den eingangs angestellten Überlegungen schlägt: Bruchsal hat im Rahmen der Heimattage die schwierigen Themen nicht ausgeklammert, sondern sie vielmehr bewusst aufgegriffen. Allein drei Beiträge in diesem Themenheft spiegeln diese gewollte Schwerpunktsetzung wider, in ganz besonderem Maße der Text von Rolf Schmitt über die Gedenkarbeit für die Opfer des Nationalsozialismus in Bruch-

sal. Im Jahr der Heimattage wurden in Bruchsal erstmals Stolpersteine zur Erinnerung an die NS-Opfer verlegt, und dies mit außerordentlich starker Resonanz der Bevölkerung. Das öffentliche Interesse gerade auch an diesen Veranstaltungen, die sich der Zerstörung von Heimat, der Vertreibung aus dem vertrauten Umfeld, der Entrechtung und Verfolgung gewidmet haben, war ausgeprägt. Es hat uns gezeigt, dass wir auch mit dieser Schwerpunktsetzung einen Heimataspekt angeschnitten haben, der niemals ausgeblendet werden darf – gerade in einer Zeit, in der die Flüchtlingsproblematik unser Land zunehmend auf die Probe stellt und auch den Heimatverlust sehr deutlich sichtbar werden lässt.

Die entsprechenden Texte dieses Bandes auch mit Blick auf solche aktuellen Entwicklungen mit Interesse und Gewinn lesen zu können – dies wünsche ich Ihnen bei der Lektüre der vorliegenden Ausgabe der Badischen Heimat mit dem Themenschwerpunkt Bruchsal.

Cornelia Petzold-Schick
Oberbürgermeisterin

Bruchsal 2015 – Heimattage bewegen

Andrea Bacher-Schäfer

Die Autorin befasst sich mit der Herangehensweise an das Thema Heimattage Baden-Württemberg 2015 und ihrer Umsetzung in Bruchsal. Wie wurde die Bürgerschaft eingebunden, welche Projekte wurden entwickelt, wie hoch ist der Stellenwert von »Heimat« in der Gesellschaft? Welche Möglichkeiten ergeben sich für eine Stadt?

Als die Stadt Bruchsal sich vor drei Jahren um die Ausrichtung der Heimattage Baden-Württemberg bewarb, konnte man nur ansatzweise abschätzen, was sich tatsächlich alles im Sog dieser Heimattage in der Stadt entwickeln würde. Das Jubiläum 450 Jahre Spargelanbau war erster Denkansatz, um mit dem Thema »Spargel und Genuss« Bruchsal als Gastgeberstadt zu präsentieren. Die ortsansässige Obst- und Gemüseabsatzgenossenschaft nennt sich schon seit vielen Jahren »Größter Spargelmarkt Europas« – darüber hinaus gibt es aber noch viel mehr.

Eines war klar, Bruchsal wollte weg von der traditionellen Definition Heimat, ohne jedoch die echte Heimat aus den Augen zu verlieren. In den sieben großen Themenblöcken »Baden-Württemberg zwischen Geschichte und Zukunft«, »Baden-Württemberg genießt«, »Baden-Württemberg bewegt sich«, »Baden-Württemberg – ausgezeichnet!«, »Baden-Württemberg gestaltet«, »Baden-Württemberg – mit Sicherheit!« und schließlich »Baden-Württemberg klangvoll«

Bruchsal ist Heimattagestadt: Im September 2014 nimmt Oberbürgermeisterin Cornelia Petzold-Schick in Waiblingen die Fahne mit den Landessymbolen entgegen (Foto: Fotofreunde Heidelsheim)

Das Areal rings um das Barockschloss wurde zur Erlebnismeile: Der Baden-Württemberg-Tag im April spiegelte die wirtschaftliche und kulturelle Vielfalt des Landes wider (Foto: Fotofreunde Heidelsheim)

hat man deshalb in der Planung einen großen Bogen gespannt und zusammengefasst, was Heimat 2015 bedeuten kann.

Die Beteiligung der Bevölkerung war von Anfang an überwältigend. Als Ergebnis kam ein vielfältiges Jahresprogramm zustande, wie es bunter nicht hätte sein können. Viele Ausstellungen, Festivals, Konzerte, Sportveranstaltungen, ein Sicherheitstag, ein Kulturwochenende der Stadtteile, die Ausrichtung eines Akkordeon-Musik-Festivals, die Vergabe des Landesamateurtheaterpreises und viele weitere große und kleinere Highlights sind zusammengekommen, um die beiden Hauptveranstaltungen, den Baden-Württemberg-Tag im April und die Landesfesttage im September, in einen zwölf Monate überspannenden, abwechslungsreichen Rahmen zu betten.

Nachhaltigkeit

Es entstanden besondere Ideen, wie die Allee der Heimattage, eine Pflanzung von 43 traditionellen Obstbäumen wie dem Öhringer Blutstreifling, dem Schwäbischen Rosenapfel oder der Ulmer Butterbirne, die stellvertretend für alle bisherigen und zukünftigen Ausrichterstädte der Heimattage entlang eines Spazierweges gepflanzt wurden. Sinn und Zweck dieses Projektes ist es, alle Heimattagestädte nachhaltig zu verbinden und ein wachsendes, symbolisches Zeichen zu setzen. Hier kann man sich noch in vielen Jahren an die Ausrichtung der Heimattage 2015 erinnern. Gerlinde Kretschmann, die Ehefrau des Ministerpräsidenten Winfried Kretschmann, setzte gemeinsam mit Oberbürgermeisterin Cornelia Petzold-Schick einen gelben Spil-

ling, eine alte Pflaumensorte, als Bruchsaler Beitrag. »Ich nehme mir fest vor, in ein paar Jahren wieder hierher zu kommen und nachzuschauen, wie die Bäume gewachsen sind«, sagte Gerlinde Kretschmann und freute sich besonders darüber, dass auch ihre Heimatstadt Sigmaringen mit einem Baum vertreten ist.

Einer brachliegenden Grünanlage mitten in der Stadt wurde ein neuer Sinn gegeben. In der Viktoria-Anlage entstand ein Bürgergarten, in dem sich Anwohner und Interessierte auf öffentlicher Fläche ein kleines Stückchen »Stadt-Grün statt grau« schaffen und gemeinschaftlich bewirtschaften können. Unter dem Motto »Heimat sehen, riechen und schmecken« entwickelte sich im dichtbebauten Gebiet direkt am Bruchsaler Bahnhof ein Gemeinschaftsprojekt von Bürgern für Bürger. Die grüne Oase soll einladen zum Gärtnern, Begegnen und sich Austauschen. Völlig frei von religiösen, sozialen und kulturellen Barrieren. Es werden dort Feste gefeiert oder es darf einfach nur neudeutsch »gechillt« werden.

Als ganz besonderer Ausdruck für eine sehr aktive und durch großes ehrenamtliches Engagement der Bürger getragene Willkommenskultur fand im Juli ein gemeinschaftliches Fastenbrechen auf dem Marktplatz statt. Organisiert von der Integrationsbeauftragten der Stadt Bruchsal, Fürüzan Kübach, trafen sich 1400 Menschen friedlich nach Sonnenuntergang zum Essen. »Wir haben vielleicht von 800 Teilnehmern geträumt, dass so viele Menschen hier zusammengefunden haben macht mich glücklich und zuversichtlich für die Zukunft. Die Menschen aus vielen verschiedenen muslimischen Ländern haben in Bruchsal eine neue Heimat gefunden und möchten trotzdem ihre Traditionen gerne friedlich weiterleben«, sagte die

Bleibende Erinnerung an ein ereignisreiches Jahr: In Anwesenheit von Gerlinde Kretschmann, der Ehefrau des Ministerpräsidenten, entsteht in der Kraichgauer Hügellandschaft bei Bruchsal eine Obstbaumallee der Heimattage (Foto: Fotofreunde Heidelsheim)

Deutsch-Türkin Kübach zum großen Erfolg dieser Veranstaltung, die vermutlich in dieser Art erstmalig in Deutschland war. Hier darf Heimat für alle sein.

Gestern und Heute

Mit all den vielen neuen Ideen und Veranstaltungen wollte man aber in Bruchsal nicht nur die Gegenwart feiern, sondern auch unter dem Aspekt »Heimat« an die Vergangenheit und die damit verbundene Geschichte erinnern. Die Zerstörung Bruchsals 1945 jährte sich am 1. März 2015 zum 70. Mal. An diesem Vorfrühlingstag, kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs, zerstörten drei aufeinanderfolgende Angriffswellen amerikanischer Bomber innerhalb einer knappen dreiviertel Stunde 80% der Innenstadt. 8000 Menschen haben Haus und Hof verloren, 1000 starben. Es wurden tiefe Narben gerissen, nicht nur an den Gebäuden, sondern auch in den Seelen der Überlebenden. Zeitzeugen zucken heute noch

Beim Bürgertheater »Utopolis« wirkten zahlreiche Vereine und Institutionen unter Leitung der Badischen Landesbühne zusammen (Foto: Stadt Bruchsal)

beim Alarm von Sirenen zusammen, wachen noch heute auf mit Brand- und Leichengeruch in der Nase. Das tatsächliche Ausmaß der Zerstörung und des Grauens des Zweiten Weltkriegs ist für die Nachkriegsgenerationen nicht wirklich vorstellbar. Gerade deshalb sollte man immer wieder die Jahrestage nutzen, um daran zu erinnern, dass es nie vergessen werden darf.

Anlässlich des 70. Jahrestages der Zerstörung Bruchsals sind im März 2015 zwei neue Bücher erschienen, die Erinnerung an die ehemalige, niedergebrannte Heimatstadt sind und mahnen sollen, Lehren aus sinnlosen Kriegen zu ziehen. Auch das gehört zum Thema Heimattage.

Viele weitere – auf den ersten Blick kleinere – Aktionen, wie die Ausstellung eines (Kunst-) Malers aus dem Stadtteil Heidelsheim im Januar im Rathaus Bruchsal, entwickelten sich zum Anziehungspunkt. Die Bilder und Zeichnungen, die Herbert Stuck im Laufe seines Lebens von Ansichten und Situationen der ihm vertrauten Ortschaften Helmsheim und Heidelsheim angefertigt hatte, erreichten eine noch nie dagewesene Besucherzahl. Familien und Freunde kamen gemeinsam, um die Bilder zu betrachten. Enkel kamen mit den Großeltern, ganze Ausflugsgruppen zogen die Werke des »Heimatkünstlers« an. Auch die Bruchsaler Innenstadt profitierte in vielerlei Hinsicht sichtbar von den Heimattagen. Der städtische Kunstverein organisierte eine öffentliche Skulpturenmeile zwischen Rathaus und Schloss mit Werken von baden-württembergischen Bildhauern. Plakate mit alten Ansichten der Stadt Bruchsal wurden von einer Bürgerinitiative an markanten Punkten aufgestellt, leider meist um zu zeigen, dass die abgebildeten Kleinode dem Wiederaufbau nach dem Krieg oder der Modernisierung zum Opfer gefallen sind. Ob früher alles besser war liegt in der Einschätzung des Betrachters, zum Nachdenken regen die Bilder allemal an.

Neben dem Blick zurück sollte auch ein Blick in die Zukunft gewährt werden – das Zukunftsfestival Utopolis, initiiert von der Badischen Landesbühne und mitgetragen von der Bürgerschaft der Stadt Bruchsal, gab an zwei Wochenenden im April und Mai Denkanstöße zur Frage: »Wie wollen wir leben?« Während der Entwicklung der daraus entstandenen Ideen hat man erkannt, dass man nicht stillstehen darf. Eine lebendige Stadt braucht aktive Bürgerinnen und Bürger, die bereit sind, sich zu engagieren und immer wieder neue Ideen zu entwickeln.

Heimat 2050, wie wird die sein?

So manche Vision ist in der Vergangenheit zuerst auf Kritik und Widerstand gestoßen,

neue Ansiedlungen wurden in Frage gestellt, die Innenstadtentwicklung in Bruchsal war immer schon ein schwieriges, heftig diskutiertes Thema.

Heute sind sich alle einig, dass die Umgestaltung des Rathauses und des angrenzenden ehemaligen Marktplatzes erfolgreich war. Das Leben, der Handel und die Gastronomie in der Innenstadt sind wieder erblüht, die Menschen kommen gerne hierher und fühlen sich wohl. »Aufenthaltsqualität« ist ein Modewort, das für Bruchsal als Mittelzentrum heute wieder zutrifft.

Neues Leben

Weitere große Projekte, wie die Bahnstadt, sind angelaufen. Hier plant man auf einer Brache, jahrzehntelang gefüllt mit Kriegsschutt, neue Wohnformen, die sich an den veränderten familiären Strukturen der Zukunft orientieren. Urbanes Leben, gerne auch ohne Autos, dafür in Anbindung an den Bahnhof, will Familien, Senioren und Singles Wohnraum bieten, der bezahlbar ist.

Auch das Thema Integration wurde nicht ausgelassen bei all den Überlegungen rund um die Heimat. In Anbetracht der steigenden Flüchtlingsflut hat man in Bruchsal schon frühzeitig erkannt, dass man sich diesem Problem aktiv stellen muss. Durch die Einrichtung von beispielhaften Unterkünften für Asylsuchende entstand ein Netzwerk von Ehrenamtlichen, das Bruchsal zur Vorzeigestadt in Sachen Flüchtlingshilfe im ganzen Umkreis machte. Die Migrantinnen und Migranten suchen eine neue Heimat, weil sie ihre verloren haben. Gemeinsam will man in Bruchsal die Zukunft für alle sichern.

Feiern

Der offizielle Startschuss der Heimattage 2015 war der Baden-Württemberg-Tag im April. Der Besuch des Ministerpräsidenten Winfried Kretschmann war Höhepunkt eines gelungenen und abwechslungsreichen Veranstaltungswochenendes. Dem lange gehegten Wunsch eines Jahrmarktes rund um das Bruchsaler Schloss könnte die Bruchsaler Oberbürgermeisterin Cornelia Petzold-Schick danach vielleicht ein Stückchen näher gerückt sein, denn das eigens für das Wochenende aufgestellte Riesenrad mit Blick auf das Schloss und die Innenstadt war der Besuchermagnet. Zehntausende Heimattage-Besucher wurden von freundlichen Hostessen in der Stadt begrüßt und geleitet. Dank eines ausgefeilten Verkehrskonzeptes hatten alle eine problemlose An- und Abreise. So kann man bei den verantwortlichen Sicherheitskräften der Stadt beruhigt dem nächsten Höhepunkt, den Landesfesttagen im September, entgegenblicken.

Der große Zuspruch, den die Veranstaltungen der Heimattage in den ersten sechs Monaten bekamen, bestätigt den Wunsch, dass die Heimattage Baden-Württemberg

Im Bürgergarten im Bruchsaler Viktoria-Park arbeiten Generationen und Kulturen gemeinsam (Foto: Stadt Bruchsal)

keine Veranstaltung der Stadtverwaltung Bruchsal sein sollten, sondern ein Anlass für die Vereine, Schulen, Institutionen, Kirchen, für Ehrenamtliche und alle Bewohner, sich einzubringen, ein Zeichen zu setzen, dass man gerne hier lebt. Diese Stadt ist lebenswert, hier ist man zu Hause, hier ist Heimat. Die Bürgerinnen und Bürger nutzen ihre Chance, Bruchsal als attraktive, liebenswerte und innovative Stadt nach außen zu präsentieren. Sie bekennen sich durch die gemeinschaftliche Ausrichtung der Heimattage zu ihrem Land Baden-Württemberg, von dem ein Teil zu sein sie mit Stolz erfüllt. Die vielzitierte Globalisierung tut der Heimatverbundenheit der Menschen keinen Abbruch, im Gegenteil: Gerade unter diesen Umständen suchen sie Orientierung und Verwurzelung in angestammter, gewohnter und liebgewonnener Umgebung. Dies bewies auch das im August 2015 durchgeführte Kulturwochenende der Bruchsaler Stadtteile Büchenau, Heidelsheim, Helmsheim, Ober- und Untergrombach. Zahlreiche Vereine luden zu ausgewählten kulturellen Veranstaltungen ein und stellen ihre ganze Bandbreite unter Beweis: Musik, Theater, historische Führungen und mehr stehen auf dem Programm. Als besonders publikumswirksam erwies sich das 1. Heidelsheimer Melkkiwwl-Rennen auf der gestauten Saalbach, bei dem Zweierteams im Ortssymbol der Gemeinde – dem Melkkübel – eine festgelegte Strecke im Wasser zurücklegen mussten. Positiv symptomatisch für das Herangehen an ein solches Projekt im Rahmen der Heimattage ist die Äußerung der Organisatoren: Wann, wenn nicht in einem solchen Jahr könnten auch kleinere örtliche Vereine eine derartige Idee, die sie seit geraumer Zeit umgetrieben hat, erstmals verwirklichen? Offener – auch für eher ungewöhnliche Projekte – als zu diesem Zeitpunkt könnten die Türen bei Verwaltungen und Institutionen nicht sein.

Wir leben hier im Kraichgau in einer landschaftlich wunderschönen Region, die für Leib und Seele alles bietet, was man sich nur wünschen kann. Nicht von ungefähr kommt es, dass sich namhafte, weltweit erfolgreiche Firmen für den Standort Bruchsal entschieden haben. Diese Firmen sind ein Garant für die Zukunft, für Arbeitsplätze und Wohlstand. »Während der klassische Nationalstaat an Bedeutung verliert, erleben Gemeinden, Städte, Kreise und Regionen eine regelrechte Renaissance«, sagte Oberbürgermeisterin Cornelia Petzold-Schick in ihrer Rede zum Bürgerempfang 2015. Gerade deshalb solle eine Veranstaltungsreihe wie die Heimattage dazu benutzt werden, auch ein bisschen inne zu halten und zu überlegen, wie schön es »zu Hause« sei – und welche Stärken man aus seinen Wurzeln ziehen könne. Aus dem Glück, eine Heimat zu haben, ergäbe sich die Verpflichtung, anderen »Herzlich willkommen« zu sagen. Das Fazit der Oberbürgermeisterin war damals im Februar schon: »Die Heimattage liegen voll im Trend und weisen den Weg in die Zukunft.«

Anschrift der Autorin:
Andrea Bacher-Schäfer
Stadt Bruchsal
Hauptamt, Pressestelle
Kaiserstraße 66
76646 Bruchsal
andrea.bacher-schaefer@
bruchsal.de

Bruchsal: Wiederaufbau und Neugestaltung einer Stadt

Kurt Lupp

Das heutige Bruchsal ist wieder zu einer lebendigen Stadt geworden. Die Kriegszerstörung 1945 hat aber ihr Gesicht völlig verändert, auch wenn früh schon die Entscheidung getroffen wurde, beim Wiederaufbau die Erhaltung des historisch gewachsenen barocken Stadtgrundrisses anzustreben. Der Artikel untersucht kritisch, ob und in welcher Form letztlich das verwirklicht wurde, was die Stadtplaner nach dem Krieg vorgedacht hatten. Neben vielem Guten zeigt er dabei auch Entscheidungen, welche die Absicht, auf der historischen Stadtlandschaft aufzubauen, in Frage stellen.

Noch Tage nach dem Angriff lag über der Stadt ein beißender Geruch von Mörtelstaub und verbranntem Holz. Die Straßen waren durch die Schuttmassen der eingestürzten Häuser kaum noch erkennbar. Erste Maßnahme der Stadtverwaltung war daher, wenigstens die Hauptverkehrswege wieder befahrbar zu machen und die zusammengebrochene Wasserversorgung notdürftig instand zu setzen. Gleichzeitig hatte man für die Versorgung der ausgebombten Mitbürger am erhalten gebliebenen Rande der Stadt vier Verpflegungsstellen eingerichtet. Soweit die Ausgebombten nicht bei Verwandten am Stadtrand oder in den nahe liegenden Ortschaften Unterkunft gefunden hatten, waren sie gezwungen, in den Kellern ihrer zerstörten Häuser zu kampieren. Auf stehen gebliebenen Fassadenteilen fanden sich vielfach Kreideinschriften, mit denen Überlebende versuchten, Kontakt mit ihren Familienangehörigen aufzunehmen.

In den nächsten Wochen versuchte jeder, so gut es ging, zurecht zu kommen. Man war froh, wenn man eine trockene Bleibe und einigermaßen zu essen hatte. Doch einen Monat nach dem verheerenden Angriff musste die schwer geprüfte Bruchsaler Bevölkerung

Ein Bild der Zerstörung: Das Bruchsaler Schloss nach dem Luftangriff 1945 (Foto: Stadtarchiv Bruchsal)

Nur die Außenfassaden der Barockresidenz waren teilweise noch erhalten geblieben, das Innere jedoch war vollständig vernichtet (Foto: Stadtarchiv Bruchsal)

einen weiteren Schicksalsschlag hinnehmen. Als französische Truppen am 2. April die Stadt einnahmen, kam es durch die marokkanischen Truppen zu Vergewaltigungen und Plünderungen. Es dauerte einige Tage, bis Ruhe eingekehrt war, und die französische Kommandantur sich um die Verwaltung der Stadt kümmerte. Als Bürgermeister wurde Oberbauinspektor Wilhelm Lingg eingesetzt, und der bisherige Landrat Dr. Friedrich Denzel im Amt bestätigt. Die Gemeinde wurde danach allerdings mit ihren Problemen insbesondere der Versorgung mit Nahrung allein gelassen.

Zu einer Verbesserung kam es erst, als die Amerikaner am 8. Juli 1945 in Bruchsal einmarschierten. Die von den Franzosen eingesetzten Amtsträger wurden als belastet abgesetzt und Prof. Franz Bläsi zum Bürgermeister und Werner Middelmann zum Landrat ernannt. Damit wurde es möglich, dass in relativ kurzer Zeit, teilweise durch Reaktivierung früherer Mitarbeiter, alle Fachbereiche der Stadtverwaltung wieder voll einsatzfähig waren.

Die Versorgung der Bevölkerung mit den notwendigsten Gütern verbesserte sich danach wesentlich. Für die teilweise in unzumutbaren Verhältnissen hausenden Bruchsaler wurden im Unteren Schlossgarten ehemalige RAD-Baracken aufgestellt, so dass niemand mehr im Keller leben musste. Weitere Baracken im Schlosshof ermöglichten die Unterbringung städtischer Behörden. Auch Post und Bahn konnten ihren Betrieb in ähnlichen Behelfsbauten wieder aufnehmen.

Auch die Sicherung der inzwischen freigeräumten Straßen durch Abbruch einsturzgefährdeter Fassaden wurde durch das Bauamt auf Drängen der Amerikaner in Angriff genommen. Leider kam es dabei auch zum Abriss eines Teils der Schlossfassaden. Auf der Ehrenhofseite war bereits ein Drittel des Ehrenhofgiebels und das südlich anschließende Mauerwerk bis auf das Erdgeschoss niedergelegt, ehe weitere Zerstörungen durch Intervention von Landrat Middelmann vom Denkmalamt eingestellt wurden.

An einen Wiederaufbau der Stadt hatte bis zu dieser Zeit niemand zu denken gewagt. Doch nun ergriff Bürgermeister Bläsi die Initiative. Das Stadtbauamt, das unter Leitung von Dipl. Ing. Kolb bereits mit der Erstellung einer Schadensbilanz befasst war, wurde mit der Erarbeitung eines Wiederaufbauplans be-

auftragt. Zur Unterstützung der Planung hatte man den Bruchsaler Stadthistoriker Otto B. Roegele um ein Gutachten gebeten. Roegele sprach sich für die Erhaltung des historisch gewachsenen barocken Stadtgrundrisses aus. Veränderungen sollten seiner Meinung nach behutsam nur zur Verbesserung der Verkehrsverhältnisse und beschränkt auf die neueren Gründerzeitbauten ins Auge gefasst werden. Er empfahl soweit möglich, einen Teil der 104 zerstörten historischen Bauten wiederherzustellen.

Die Bruchsaler Kaiserstraße vor der Kriegszerstörung, rechts die Fassade des barocken Rathauses. An gleicher Stelle entstand in den 1950er Jahren der moderne Rathausneubau (Foto: Stadtarchiv Bruchsal)

Bereits im August 1946 konnte die Planung zum Wiederaufbau von Bruchsal der Bevölkerung vorgestellt werden. Für die Kernstadt wurde darin eine zweigeschossige Bebauung vorgesehen. Als neues Zentrum der Stadt sollte nach Abriss der dort vorhandenen Ruinen hinter der Stadtkirche ein neuer Marktplatz geschaffen werden. Von den in ihren Fassaden erhaltenen historischen Bauten wurden 17 zur Wiederherstellung ausgewählt (u. a. Rathaus, Hohenegger, Spitalkirche, Altes Schloss, Saline).

Entlang der Kaiserstraße entstanden schon bald erste Gebäude. Dabei verzichteten die Bruchsaler Architekten im Gegensatz zu ihren Kollegen in anderen Städten darauf, in der Nachfolge des Bauhauses zu planen. Bei ihren Häusern mit durch Traufgesimsen und profilierten Fenster- und Türumrahmungen gegliederten Fassaden bevorzugten sie eine gemäßigte Moderne nach dem Kanon der Stuttgarter Schule. Ab Mitte der 1950er Jahre änderte sich dies. Eine einfache ungegliederte Bauweise mit sogenannten Lochfassaden wurde modern. In der Folge wurden daher bei erhaltenen Gebäuden der Gründerzeit alle gliedernden Elemente entfernt.

Noch ehe die Stadt in der Lage war, größere Bauvorhaben in Angriff zu nehmen, erhielt Bruchsal bereits 1946 einen repräsentativen Kinobau, der von der Bevölkerung dankbar begrüßt wurde. Auf Initiative der Bruchsaler Geschäftsleute Danziger, Finkelstein und Muschel war am Standort des früheren Palasttheaters, der Peter-Strasser-Anlage, das Europa-Kino entstanden. In einer ins Moderne umgesetzten neoklassizistischen Form – mit Pfeilervorlagen und profiliertem Traufgesims – hatten die Architekten Berlinghoff und Hassler einen repräsentativen Bau geschaffen, in dem sich neben dem Kinosaal im Obergeschoss ein größerer Caféraum befand, der auch für Bälle und ähnliche Veranstaltungen genutzt werden konnte. Nach mehreren Umbauten wurde das Kino 1999 grundlegend modernisiert und durch Anbauten auf sieben Kinosäle erweitert (Cineplex).

Vermisst wurde von vielen in der Sommerhitze auch, dass das Schwimmbad nicht mehr

zur Verfügung stand. Hier gelang es allerdings der Stadtverwaltung, in relativ kurzer Zeit Abhilfe zu schaffen. Bis zur Badesaison 1949 konnte durch das Bauamt das glücklicherweise nur wenig beschädigte Schwimmbad in Stand gesetzt werden. Nach dem Neubau eines Freibads 1960 am Unteren Schlossgarten wurde das Alte Schwimmbad aufgegeben. Für weitere Aktivitäten kam in der Nähe des neuen Schwimmbades 1964 eine Sporthalle und 1973 ein Hallenbad hinzu.

Öffentliche Bauten und Kirchen

Trotz der fehlenden Ressourcen war die Stadtverwaltung frühzeitig bestrebt, für die Unterbringung älterer Bürger zu sorgen. Die Planung zum Wiederaufbau des Versorgungsheims wurde daher bereits Ende September 1945 in die Wege geleitet. Dabei sollte die neobarocke Fassade des ausgebrannten Gebäudes erhalten bleiben und der Innenausbau nach modernen Gesichtspunkten erfolgen. Obwohl die Ausführungspläne bereits im November vorlagen, kam es wegen mangelndem Baumaterial immer wieder zu Verzögerungen. Durch die Umstellung von Betondecken auf Holzdecken konnte der Rohbau erst Ende 1947 fertiggestellt werden. Danach kam es zu Engpässen bei der Finanzierung, sodass erst im November 1949 die Einweihung erfolgen konnte.

Beim Wiederaufbau war es für Bürgermeister Bläsi ein Grundanliegen, die schulische Versorgung seiner Heimatstadt nicht nur sicherzustellen, sondern auch weiter auszubauen. Die Wiederherstellung teilzerstörter Schulgebäude und der Bau neuer Schulen wurden nun mit großem Engagement angegangen. Unter anderen hatte man die ehemalige, nur wenig beschädigte Hans-Schemm-Schule fünf Jahre nach dem Krieg saniert. Sie stand danach unter dem neuen Namen Justus Knecht dem Realgymnasium zur Verfügung. Auch das Schönborn-Gymnasium hatte, da die ursprünglichen Räume beim Schloss nicht mehr verfügbar waren, eine neue Bleibe erhalten. Das Wasserschlösschen auf dem Steinsberg war durch Stadtbaumeister Lingg in vorbildlicher Weise unter Erhaltung der historischen Fassaden zu einem modernen Schulbau umgebaut worden. In den Folgejahren erhielt die Stadt eine Reihe von teilweise früher nicht existierenden neuen Schulanlagen, womit das Ziel von Bürgermeister Bläsi, Bruchsal zur Schulstadt zu machen, voll erfüllt war.

Ein weiterer für Bruchsal wichtiger Aspekt war, für die Gemeinden neue Gotteshäuser zu bauen beziehungsweise

Die St. Josef-Kirche symbolisiert die Vorstellung eines Zeltes, in dessen Schutz die Gemeinde zusammenkommt (Foto: Stadtarchiv Bruchsal)

soweit möglich auch wieder aufzubauen. So konnte die Stadtkirche durch das Staatliche Hochbauamt im Äußeren zwischen 1947 und 1958 wieder hergestellt werden. Der Innenraum wurde allerdings bis auf den Chor, bei dem ein im 18. Jahrhundert entferntes gotisches Rippengewölbe rekonstruiert wurde, modern ausgeführt. Bei der Lutherkirche war die Situation günstiger. Hier konnte zwischen 1949 und 1950 die gesamte Kirche in allen Bereichen wieder ihr ursprüngliches Aussehen erhalten. Die aus dem 18. Jahrhundert stammende Pauluskirche wurde, nach einer zunächst provisorischen Wiederherstellung, zu Gunsten eines Neubaus am Hagelkreuz abgerissen. Weitere Gotteshäuser auch für neue Gemeinden im Randbereich Bruchsals kamen hinzu. Unter den meist in konventioneller Bauweise errichteten Gebäuden hebt sich nur eines durch seine überregional bedeutende Architektur ab: die nach Plänen des Karlsruher Architekten Rainer Disse 1964 errichtete St. Josef-Kirche. Unter der Idee »Zelt Gottes« hatte der Architekt aus Beton und Glas einen Kirchenraum geschaffen, dessen bis nahezu auf die Erde reichenden spitzwinklig ineinander greifende Dächer die Zeltidee erlebbar machen.

Eine wichtige Entscheidung für das Stadtzentrum fiel am 1. März 1951. Da bei der Wiederherstellung des historischen Rathauses keine Möglichkeit zur Unterbringung der Verwaltung gegeben war, beschloss der Stadtrat, dass ein moderner Neubau am ursprünglichen Standort des Rathauses die beste Lösung sei. Die anfängliche Absicht, die Fassaden des alten Rathauses zu integrieren, wurde gleichzeitig aufgegeben. Durch einen Ideenwettbewerb sollte geklärt werden, in welcher Form im Stadtkern – in direkter Nähe zur historischen Stiftskirche – ein repräsentativer Rathausbau erstellt werden könnte. Nach 2-jähriger Bauzeit konnte am 10. Juli 1954 das neue Rathaus eingeweiht werden. Bruchsal hatte damit im Stadtinneren einen repräsentativen Bau erhalten, dessen Architektur sich, ohne die nahe liegende historische Stadtkirche zu stören, in die Umgebung einfügte.

Nahezu zur gleichen Zeit zwischen 1956 und 1957 fiel auch die Entscheidung für die Neugestaltung des Friedrichplatzes. Für den Neubau des Vincentiushauses wurde die Alten Dechanei (Hebelschule) abgebrochen. Die wertvollen Architekturteile des Barockbaus wurden gesichert, um sie später in die Fassaden zu integrieren, was allerdings nicht realisiert wurde. Im Anschluss entstand, am ehemaligen Standort der Mozartschule, der Neubau für die Städtische Sparkasse, dessen durch hohe Werksteinpfeiler gegliederte Fassaden einen interessanten, städtebaulich wirksamen Akzent für den Friedrichplatz schufen, der, nachdem auch die Ruinen der Pestalozzischule und der Sparkasse niedergelegt waren, ein völlig neues Gesicht erhalten hatte.

Ergänzt wurden die städtischen Baumaßnahmen 1952 durch Neubauten der Post und der Bahn. Bei der Hauptpost wurden wesentliche Teile der erhaltenen Fassaden, wie der aufwändige Portalvorbau, abgerissen und unter Verzicht auf das frühere ornamentale Dekor ein Neubau errichtet. Auch beim Hauptbahnhof hatte sich die Verwaltung zu Gunsten eines modernen verglasten Zweckbaus gegen eine Wiederherstellung des ehemaligen repräsentativen Bahnhofgebäudes entschieden.

Baumaßnahmen in der Innenstadt

1980 war der Wiederaufbau Bruchsals weitgehend abgeschlossen. Leider war es dabei nicht

Ein neues Bruchsal ist aus der Kriegszerstörung heraus entstanden. Der sogenannte »Nierlesbrunnen« am heutigen Schönbornplatz ist in der Erinnerung vieler Bruchsaler noch sehr lebendig (Foto: Stadtarchiv Bruchsal)

möglich gewesen, die ursprüngliche Absicht, wichtige Baudenkmäler zu erhalten, zu realisieren. So mussten u. a. die Ruinen des Hohenegger-Palais und des Spitalkapellchens zu Gunsten einer erweiterten Wohnbebauung aufgegeben werden. Entstanden war trotzdem ein harmonisches Stadtbild, bei dem, wenn auch in moderner Form, die historische Stadtlandschaft erlebbar blieb. Hatte man sich bis dahin soweit möglich an den in den Nachkriegsjahren getroffenen städtebaulichen Vorgaben orientiert, kam es nun jedoch zu erheblichen Abweichungen.

Ein erster grundlegender Eingriff in das historische Stadtbild erfolgte mit dem Bau des Bürgerzentrums auf dem Gelände des Alten Schlosses. Die hier vorhandenen Ruinen wurden zu Gunsten des Neubaus abgetragen. Einzig erhaltener Bauteil blieb der historische Bergfried, der später mustergültig restauriert in die Gesamtanlage integriert wurde. Im Zuge eines 1979 durchgeführten Wettbewerbs wurde zwischen 1982 und 1987 nach dem Entwurf des Preisträgers Wilhelm Deiß ein mehrgliedriger postmoderner Gebäudekomplex errichtet, dessen Hauptbau durch zinnenförmige Applikationen hervorgehoben wurde.

Städtebaulich nicht sehr glücklich wurde kurz danach von 1988 bis 1992 zwischen Kaiserstraße und Großer Brücke eine Fußgängerzone eingerichtet. Dabei wurde durch

Blick auf das Bruchsaler Stadtzentrum mit Bergfried und Bürgerzentrum im Bildmittelpunkt (Foto: Ruth Birkle)

den Abbruch der Großen Brücke der bislang homogene Platzraum zwischen Holz- und Kübelmarkt in seiner Wirkung beeinträchtigt. Auch dass die ursprüngliche Idee eines Marktplatzes hinter der Stadtkirche aufgegeben wurde, entspricht nicht unbedingt einer Stadtplanung im historischen Umfeld. Für die Einkaufsvielfalt Bruchsals stellen die hier zwischen 2009 und 2010 errichteten konventionellen Kaufhausbauten und die Veränderungen an der Fassade des denkmalgeschützten Rathauses jedoch eine Bereicherung dar.

Als architektonisch gelungen kann demgegenüber die Neugestaltung des Friedrichsplatzes angesehen werden. Ergänzt durch die künstlerische Platzgestaltung von Jürgen Görtz wurde hier nach einem Entwurf von Dietrich Oertel 1999 für Vincentiushaus und Sparkasse Neubauten errichtet, deren qualitätvolle Architektur zusammen mit dem gegenüberliegenden Kaufhausbau eine hervorragende Rahmung des Platzes bewirken. Positiv fällt auch die Gestaltung von Europaplatz, Babette-Ihle-Platz und Kirchplatz ins Auge.

Der Wiederaufbau des Barockschlosses

Die für das überregionale Ansehen Bruchsals bedeutendste Baumaßnahme wurde zwischen 1946 und 1996 mit dem Wiederaufbau des Schlosses durchgeführt. Bedingt durch den Mangel an Baumaterial, konnte man sich zunächst nur auf die Sicherung des Hauttreppenhauses und des Kammermusiksaals durch Notdächer beschränken.

Erst 1947 begannen mit der Wiederherstellung der Nebengebäude erste Baumaßnahmen. Eine Nutzung des Schlosshauptbaus war zunächst nicht vorgesehen und damit kein Anlass für die Wiederherstellung gegeben. Erst nachdem die Entscheidung gefallen war, das Schloss künftig als Barockmuseum zu nutzen, konnte 1953 mit dem Rohbau begonnen werden. Drei Jahre später waren die Arbeiten mit der Eindeckung in Schiefer abgeschlossen und das Corps de Logis hatte zumindest im Äußeren sein ursprüngliches Bild zurückerhalten. Allerdings war noch keine Klarheit geschaffen, ob und in welchem

Umfang eine Restaurierung der Innenräume sinnvoll und möglich wäre. Erst eine genaue Untersuchung des Bestandes ergab, dass in Treppen- und Marmorsaal wesentliche Teile der ursprünglichen Dekorationen, wenn auch beschädigt, noch vorhanden waren. Ähnlich sah es in der Grotte und im Gartensaal aus. Einzig die Deckengemälde der Festräume waren dem Brand zum Opfer gefallen. Man entschied sich daher für eine Wiederherstellung der Festraumfolge. Die seitlich anschließenden Räume sollten dagegen als moderne Museumsräume ohne die ursprüngliche Grundrissteilung ausgebaut werden. Die Restaurierung und Rekonstruktion von Stuck und Stuckmarmor wurde in originaler Technik ausgeführt, ebenso die nachfolgende farbige Fassung und Vergoldung. Auch die verloren gegangenen Deckengemälde entstanden wie im 18. Jahrhundert in fresco buono. Die Fassaden wurden in einer rekonstruierten Fassung der originalen Architekturmalerei des 18. Jahrhunderts ausgeführt. Entlang der Straße erhielten die Bauten eine Backsteinbemalung, die durch Befunde belegt war. Die Außenanlagen, Ehrenhof und Schlossterrasse, wurden nach historischen Plänen, gesichert durch Grabungsbefunde, wieder in originaler Form rekonstruiert. Beim Schlossgarten konnte auf Grund von Einsprüchen nur die Grundform der ursprünglichen Anlage mit Alleen wieder hergestellt werden, auf die Stützmauern der Quartiere musste jedoch verzichtet werden.

Der Wiederaufbau des Bruchsaler Schlosses wurde international als bestens gelungene Wiederherstellung gewürdigt. Bruchsal hat damit wieder einen Besuchermagnet für Gäste aus Nah und Fern erhalten.

Fazit

Das heutige Bruchsal ist wieder zu einer lebendigen Stadt geworden. Nicht alles wurde verwirklicht, was die Stadtplaner nach dem Krieg vorgedacht hatten. Neben vielem Guten sind leider auch Entscheidungen getroffen worden, welche die Absicht, auf der historischen Stadtlandschaft aufzubauen, in Frage stellen. Die gelungene Planung der derzeit im Bau befindlichen Bahnstadt lässt erwarten, dass hier ein Umdenken bei den Verantwortlichen stattgefunden hat.

Anschrift des Autors:
Kurt Lupp
Helmolfstraße 7
76646 Bruchsal
KRJL@gmx.de

»Schwierige Aspekte der Heimatgeschichte«

Gedenken an den 75. Jahrestag der Deportation der badischen Juden nach Gurs und an die Kriegszerstörung von Bruchsal am 1. März 1945 im Rahmen der Heimattage

Thomas Adam / Gerhard Layer / Peter Huber

Nicht nur unbeschwertes Feiern unter dem Vorzeichen der Heimattage, auch kritisches Hinterfragen von problematischen Aspekten der Regionalgeschichte gehören in Bruchsal erklärtermaßen zum Spektrum der Heimattageveranstaltungen 2015. Am Beispiel der Deportation nach Gurs 1940 (75. Jahrestag) wie auch der Kriegszerstörung von Bruchsal 1945 (70. Jahrestag) umreißt der Beitrag die entsprechenden Bemühungen der Stadt und ihre historischen Hintergründe.

1.

Heimattage – das Wort erscheint unbeschwert, sein Nachhall auch. Es klingt nach Trachten, Mundart, Volksmusik. Dem ist gewiss auch nicht zu widersprechen, und nichts daran ist falsch oder unpassend. Unzeitgemäß wäre nur, würde sich ein ganzes Jahr rund um den Heimatbegriff allein darin erschöpfen. Wer den Heimatbegriff verwendet, der muss sich tunlichst auch über seine dunkleren Seiten Gedanken machen, über den Verlust von Heimat, über die Vertreibung aus ihr, über das, was auch durch falsch verstandenen »Heimatstolz« denen angetan wurde, von denen manche der Ansicht waren, sie gehörten nicht dazu.

Vor diesem Hintergrund war es vielleicht sogar eine Fügung, dass mehrere schwierige Gedenktage auf das Heimattage-Jahr 2015 in Bruchsal fielen. Die Deportation der badischen Juden nach Gurs in Südfrankreich am 22. Oktober 1940, die verheerende Kriegszerstörung von Bruchsal mit rund 1000 Toten am 1. März 1945; außerdem die ebenfalls folgenschwere Bombardierung des heutigen Stadtteils Büchenau am 2. Februar 1945. Das eine, schrecklicher Moment eines folgenschweren Kulturbruchs in der europäischen Geschichte, jährt sich zum 75. Mal, das andere, Trauma einer Stadt und Gemeinde auf Jahrzehnte hinaus, zum 70. Mal.

Die *Bruchsaler Rundschau,* Lokalausgabe der *Badischen Neuesten Nachrichten,* merkte zum Jahrestag der Kriegszerstörung 1945 an: »Die Katastrophe ist im kollektiven Gedächtnis der Stadt fest verankert. Am morgigen Sonntag, 1. März, jährt sich der Bombenangriff auf Bruchsal zum 70. Mal. Zahlreiche Gedenkveranstaltungen beschäftigen sich an diesem Wochenende mit dem grundstürzenden Ereignis kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs, das Bruchsal und viele seiner Einwohner bis heute prägt. […] Freilich wird dabei auch der Blick nach vorne gehen. Schließlich gibt es dieses Jahr auch viel zu feiern. Bruchsal ist bekanntlich die Gastgeberstadt

Das Stadtarchiv Bruchsal verwahrt ein außergewöhnliches Filmdokument von der Deportation der badischen Juden nach Gurs im Oktober 1940. Es zeigt den Abtransport der Kraichgauer Juden am Bruchsaler Bahnhof (Foto: Stadtarchiv Bruchsal)

der Heimattage Baden-Württemberg 2015. […] Sieben Jahrzehnte nach dem ›Untergang‹ zeigen sich Bruchsal und seine Stadtteile voller Vitalität und der Zukunft zugewandt. Ein wahrhaft gutes Zeichen zum 70. Jahrestag der Kriegszerstörung.«

Bruchsal ist der Erinnerung an diese schwierigen Gedenktage im Jahr der Heimattage bewusst nicht aus dem Weg gegangen, sondern hat sie zum Bestandteil seines Programms gemacht. Ein Gedenken in Büchenau, zwei neue Buchveröffentlichungen sowie eine ganztägige Veranstaltungsreihe in Bruchsal haben an diese tief einschneidenden Ereignisse erinnert. Bruchsaler Chöre fanden sich zu einem Gemeinschaftskonzert zusammen, eine Podiumsveranstaltung mit mehreren Vorträgen beleuchteten den Luftkrieg der Jahre 1944/1945, das Wiedererstehen der Stadt und das Schicksal der Kunstgüter im Bruchsaler Schloss. Einige der Beiträge dieses Podiumsgesprächs – der Bericht von Peter Huber über den Luftangriff, Kurt Lupps Betrachtung über den Wiederaufbau und die Darstellung der jüngeren Schlossgeschichte von Petra Pechaček – finden sich auch in dieser Ausgabe der Badischen Heimat wieder.

In denselben Kontext gehören, schwerpunktmäßig im Oktober 2015, auch zahlreiche Veranstaltungen zum Gedenken an die Deportation der badischen Juden nach Gurs 1940 sowie der Beitrag von Rolf Schmitt in diesem Heft über die erstmalige Verlegung von Stolpersteinen in Bruchsal, ebenfalls bewusst in das Veranstaltungsprogramm zu den Heimattagen eingebettet. Denn gerade die Stolpersteine stehen für den problematischsten Abschnitt der deutschen Geschichte und zugleich für eine besonders gravierende Form der Heimatverlustes: Eine Vertreibung, im schlimmsten Fall eine Ermordung aus rassistischen, politischen oder ideologischen Gründen.

Nun kommt gerade im Verlust, in der Verwehrung von Heimat jene andere, kritische Dimension dieses Begriffs zum Vorschein. Der Mensch ist ein geselliges Wesen. Er benötigt Anschluss und Integration und Einbindung. Und das ist etwas, was Heimat leisten muss: Wenn irgendwo Heimat als etwas Abgeschlossenes und sozusagen Verriegeltes gesehen wird (»das ist meines und da hat niemand sonst etwas drin verloren«), dann wäre dies ein denkbar missverstandener Heimatbegriff. Heimat darf nicht exklusiv auf die beschränkt sein, die schon da sind oder die in ihr als »erwünscht«, als »gewollt« gelten. Heimat ist offen, Heimat muss integrativ sein, Heimat nimmt auf, Heimat ist teilbar, ist auch für andere da. Weil

Heimat mehr ist als ein bestimmter Wohnort, haben in diesem Sinne alle Menschen ein Recht auf Heimat – eben auf Einbindung und menschliches Miteinander. Diesen Aspekt zu beleuchten haben sich die Organisatoren der Heimattage in Bruchsal bewusst zur Aufgabe gemacht. (Thomas Adam)

2.

Im Rahmen einer Feierstunde des Arbeitskreises Heimatpflege im Regierungsbezirk Karlsruhe wurden am 19. Juni im Kammermusiksaal des Barockschlosses verschiedene Museen sowie sechs Persönlichkeiten für ihren herausragenden Einsatz für die Heimatpflege ausgezeichnet. Eingebettet in den Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg, nahmen Regierungspräsidentin Nicolette Kressl und der stellvertretende Vorsitzende Karl Heinz Neser diese Feierstunde zum Anlass, der Gastgeberstadt Bruchsal ein großes Kompliment für die ideenreiche Ausrichtung dieser Großveranstaltung zu zollen. So galt der Stadt dafür Anerkennung, dass sie die Heimattage dazu genutzt hat, mit dem Gedenken an die Bombardierung der Stadt vor 70 Jahren am 1. März 1945 an eine schmerzhafte Wunde heranzugehen. »Vielfältige Gedenkveranstaltungen gaben Hilfestellung, das dunkle Kapitel der Geschichte aufzuarbeiten und die Erinnerung daran wach zu halten.« In Bruchsal sei es auch mit diesem Fokus eindrucksvoll gelungen, »die Idee der Heimattage zu verwirklichen, nämlich sich intensiv auseinander zu setzen mit der eigenen Heimat, das Bewusstsein der Menschen für ihre Heimat zu vertiefen und die Vielfalt des Landes widerzuspiegeln.«

Oberbürgermeisterin Cornelia Petzold-Schick betonte in ihrem Grußwort das Anliegen, mit den Heimattagen Geschichte in einem großen Spannungsbogen vermitteln zu wollen, und dazu gehöre es auch, »schwierige Aspekte der Heimatgeschichte« aufzuzeigen. Mit viel Arbeit sei die Ausrichtung verbunden, die Annahme der Herausforderung aber habe das Gemeinschaftsgefühl in der Bürgerschaft spürbar gestärkt. Für Nicolette Kressl war es in diesem Zusammenhang auch wichtig, auf die enormen Flüchtlingsströme hinzuweisen, die unser Land vor gewaltige Herausforderungen stellen. Trotz aller Schwierigkeiten und Kritik gebe es auch eine große, sie beeindruckende Solidaritätswelle unter der Bürgerschaft. »Beim Umgang mit den ankommenden Menschen und den damit verbundenen Problemen kann es helfen, sich ins Bewusstsein zu rufen, dass es zu allen Zeiten Wanderungsbewegungen gab und Fremde bei uns integriert wurden. Wohl jeder von uns hat in seiner Familie Mitglieder, die aus anderen Ländern oder Regionen stammen.« Auch Veränderungen wie die Integration der Vertriebenen aus den Ostgebieten prägten Heimat. »In der Rückschau sehen wir, dass das Zusammenwachsen fruchtbar sein kann und Chancen bietet.« (Gerhard Layer)

3.

Nachstehend nun zum Abschluss unserer Betrachtungen der Bericht des Luftkriegsexperten Peter Huber, der in seinem Beitrag zum 70. Jahrestag der Kriegszerstörung auch herausgearbeitet hat, dass Bruchsals Untergang am 1. März 1945 zugleich Heidelbergs Rettung war.

1. März 1945, 13.41 Uhr: Die Führungsmaschine der 379. US-Bombergruppe kurvt vom Elsass kommend über Pfalzgrafenweiler bei Freudenstadt auf Nordkurs ein. Am Steuerhorn der riesigen viermotori-

Bruchsal nach der Kriegszerstörung. 80 Prozent der Stadt waren durch den Luftangriff ganz oder weitgehend unbewohnbar geworden (Foto: Carl Ohler)

gen B-17 sitzt Oberstleutnant Lloyd Mason, der Angriffsführer, dem drei Bombergruppen mit insgesamt 116 »Fliegenden Festungen« in einer Flughöhe zwischen 5600 und 6400 Metern folgen. Die 379., 303. und die 384. Bombergruppen hatten sich kurz zuvor aus dem Großverband von 1228 Bombern südöstlich von Straßburg gelöst, und fliegen nun ihre eigenen Ziele an – den Rangierbahnhof Ingolstadt, den Flugplatz Neuburg/Donau, die Messerschmitt-Werke Bäumenheim und Schwabmünchen, das KHD-Werk, das Munitionsdepot und den Rangierbahnhof Ulm, sowie die Rangierbahnhöfe Reutlingen, Neckarsulm, Heilbronn und Göppingen.

Doch Air-Commander Lloyd Mason fliegt ein anderes Ziel an. Es heißt Bruchsal. Der Zielanflug, der sogenannte »Bomb-Run«, auf dem die Flugzeuge ihre Bombenklappen öffnen und die Bombenschützen am Zielgerät die Steuerung der Maschinen übernehmen, dauert gerade mal 13 Minuten. Oberstleutnant Mason notiert in seinem Logbuch: »Wetter über dem Ziel vier bis sechs Zehntel Bewölkung. Wettererkunder melden geschlossene Wolkendecke über dem Ziel. Deshalb begannen wir einen Instrumenten-Anflug. Nachdem der Zielanflug zur Hälfte zurückgelegt war, übernahm der Bombenschütze die optische Führung. Etwa zwei Minuten lang war das Ziel nicht zu sehen, während wir über eine Wolke flogen. Als wir auf der anderen Seite der Wolke angekommen waren, lag das Ziel immer noch im Visier und wir warfen unsere Bomben ab.« Ganze 15 Sekunden blieben dem Bombenschützen Zeit, auch die Rauchstreifen auszulösen, die dem folgenden Verband den Befehl zum Bombenwurf signalisierten. 15 Sekunden, die – wie man sehen wird – über das Schicksal von gleich zwei Städten entschieden.

Denn, was nur wenig bekannt ist, auf dem Einsatzbefehl Nr. 1679, der am Abend zuvor bei den Bombergruppen der 8. US Army Air Force auf ihren Basen in Mittelengland einging, war neben dem Primärziel Bruchsal, das die Codenummer GH-5552 trug, auch das Zweitziel GC-2104 vermerkt, das angegriffen werden sollte, falls das Erstziel wegen schlechter Sichtverhältnisse nicht bombardiert werden konnte. Diese Codenummer stand für den Bahnhof von Heidelberg! Dazu muss man wissen, dass der Heidelberger Bahnhof seinerzeit noch als Sackbahnhof ausgebildet mitten in der malerischen Altstadt lag. Die Bomber hätten mit geöffneten Bombenklappen und ohne jeden Kurswechsel nur etwa sieben Minuten weiter geradeaus zum Zweitziel fliegen müssen. Es bedarf nur wenig Fantasie sich vorzustellen, dass die 116 Viermotorigen in der altehrwürdigen Stadt am Neckar keinen Stein mehr auf dem anderen hätten stehen lassen.

So aber regnen innerhalb von 40 Minuten 894 Sprengbomben, jede 250 Kilogramm schwer, und fast 50 000 Stabbrandbomben auf die kleine Stadt am Rande des Kraichgaus nieder. Rund 1000 Menschen sterben, davon 668 Bruchsaler Bürger. Unter den Opfern fast 400 Arbeiter aus umliegenden Gemeinden, Soldaten und Durchreisende. 1,5 Millionen Quadratmeter Fläche werden zerstört. Von 4650 Gebäuden werden 3789 beschädigt, davon 2907 total zerstört. Und nicht nur das einzigartige Barockschloss wurde ein Raub der Flammen. Schulen, ein Reservelazarett, Fabriken, Wohnhäuser, das städtische Museum, das alte Schloss, Kindergärten und die vielen Gasthäuser waren nach dem grauenhaften Feuersturm, der bis in den Abend hinein tobte, nur noch ein glühender Trümmerhaufen.

Was stehen blieb, waren – von drei Straßenzügen in der Ost-, Nord- und Weststadt abgesehen – die als Gefängnis dienende Psychiatrische Anstalt, der Industriekomplex VES (später Siemens), das Bruchsaler Gefängnis und sinnigerweise das Gebäude der NSDAP-Kreisleitung. Als besonders tragisch muss der Umstand gewertet werden, dass zwei der angreifenden US-Bombergruppen beim Abwurf zu nahe aufeinander flogen und nach jeweils einem Vollkreis erneut Bruchsal anfliegen mussten. Dadurch verzögerte sich der Angriff von den ursprünglich geplanten 19 Minuten auf insgesamt 40 Minuten mit der fatalen Folge, dass die Menschen ungewöhnlich lange in den Luftschutzkellern ausharren mussten und auf diese Weise die meisten durch eindringende Brandgase qualvoll erstickten, bevor sie sich ins Freie retten konnten. (Peter Huber)

Anschrift der Autoren:
Thomas Adam
Stadt Bruchsal, Hauptamt
Kaiserstraße 66
76646 Bruchsal
thomas.adam@bruchsal.de

Gerhard Layer
Am Rosenberg 6
74821 Mosbach

Peter Huber
Badische Neueste Nachrichten
Bruchsaler Rundschau
Friedrichstraße 6
76646 Bruchsal

Gibt's kein höheres Übel doch als den Verlust der Heimat
(Euripides, um 431 v. Chr.)

Gedenkarbeit für die Opfer des Nationalsozialismus in Bruchsal

Rolf Schmitt

Der Autor befasst sich mit der Frage, was Verlust der Heimat bedeutet, insbesondere auch im Zusammenhang mit der Verfolgung unserer jüdischen Mitbürger zur Zeit des Nationalsozialismus. Er zeigt anhand von Beispielen aus Bruchsal, wie derer gedacht werden kann und muss, denen ihre Heimat genommen wurde.

»Heimat ist ein unpräziser Begriff, der von jedem Menschen unterschiedlich und immer wieder neu definiert wird. Heimat lässt sich nicht auf einen Ort, eine Sprache oder eine Gruppe von Menschen beschränken. Heimat ist ein subjektives Empfinden, das von Mensch zu Mensch variiert.« Dies betont das »Leitbild zu den Heimattagen« und formuliert den Wunsch, die Heimattage sollen dazu motivieren, sich intensiv mit der eigenen Heimat auseinanderzusetzen. In einer anderen Veröffentlichung akzentuiert der deutsche Historiker Arnd Kluge[1]: »Heimat ist durch Gefühle geprägt und deshalb ein stark umstrittener und eminent politischer Begriff. Sie ist an ihren siamesischen Zwilling ›Heimatliebe‹ gebunden.«

Nicht explizit angesprochen wird im Leitbild zu den Heimattagen der Einfluss unserer Heimatgeschichte auf den von uns gelebten Heimatbegriff. Kluge jedoch präzisiert: »Die heimatliche Identität, die subjektive Bestimmung des heimatlichen Raumes, beruht auf historisch gewachsenen Verhältnissen.«[2] Wer sich folglich als Bruchsaler fühlt, kann auf das Barockschloss verweisen, mit dessen Bau vor bald 300 Jahren begonnen wurde, auf das nahezu 170 Jahre alte »Zuchthaus« oder das Wissen um den Luftangriff auf seine Heimatstadt am 1. März 1945 mit mindestens 1000 Todesopfern. Wohl nicht wird man sich jedoch berufen wollen auf die Verfolgung, Vertreibung oder Ermordung von insgesamt etwa 600 unserer jüdischen Mitbürger, die im nationalsozialistischen Deutschland nicht mehr als unsere Nachbarn geduldet wurden. Auch nicht auf andere Menschen aus unserer Mitte, die ebenso verfolgt, vertrieben und ermordet wurden. Wie politisch Andersdenkende, z. B. Ludwig Marum[3] oder Josef Heid[4], körperlich oder geistig behinderte »wertlose Schmarotzer« wie Oskar Bornhäuser[5], Mitglieder kirchlicher Widerstandsgruppen oder auch »Gemeinschaftsfremde« und »Asoziale«, darunter kategorisiert Homosexuelle, Sinti und Roma, Erwerbs- und Obdachlose, vermeintlich Arbeitsscheue oder Bettler. Hier wurde

Heimat zu etwas, das »Ausschluss« bedeutete, aus der Liebe zur Heimat wurde der Hass auf Fremdes und für fremd Erklärtes.

Aufarbeitung der Verfolgungsschicksale

Die Bruchsaler Heimatgeschichte wurde in Hinblick auf die Verfolgungsschicksale nichtjüdischer Mitbürger bisher eher rudimentär aufgearbeitet. Dagegen wurde – auch durch private Initiativen – die jüdische Geschichte der Stadt Bruchsal eingehender erforscht und das Gespräch mit den Überlebenden des Holocaust gesucht.

Bald nach Kriegsende wurden frühere jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger in ihre Heimatstadt eingeladen und von dem jeweiligen Stadtoberhaupt empfangen. Mit Unterstützung der Stadt Bruchsal erschienen die Sachbücher »Bruchsal und der Nationalsozialismus«[6], »Geschichte der Juden in Bruchsal«[7], später »Oppenheimer – eine jüdische Familie aus Bruchsal«[8] und auf private Initiative »Der Griff in die Seele«.[9]

Ein Platz für Otto Oppenheimer

Im Mai 2011 wurde ein ehemaliger jüdischer Bruchsaler Mitbürger prominent gewürdigt. Unter großer Beteiligung der Bevölkerung erfolgte die Benennung eines innerstädtischen Platzes, zu Zeiten des Nationalsozialismus »Adolf-Hitler-Platz«, nach dem Bruchsaler jüdischen Tuchhändler Otto Oppenheimer. Dieser schrieb 1901 die heute noch in Bruchsal gesungene Lokalhymne »De Brusler Dorscht«. Otto Oppenheimer verstarb 1951 fern der Heimat im amerikanischen Exil. Seine Frau Emma schrieb nach seinem Tode an alte Freunde in Bruchsal: »Das Heimwehgefühl nach unserem lieben Brusel haben wir beide nie verwunden, wir waren zu fest mit unserer Heimat verwurzelt.«

Als Ehrengäste der Stadt Bruchsal waren bei den Feierlichkeiten zur Platzbenennung Nachfahren von Otto und Emma Oppenheimer anwesend, darunter zwei Enkel sowie ein Großenkel[10], die 1938 mit ihren Eltern aus Deutschland fliehen mussten. Sie alle hatten noch Erinnerungen an Bruchsal. Hanne Bär wuchs in Bruchsal auf, der Karlsruher »Monuments Man«[11] Harry Ettlinger[12] war sehr oft bei seinen Großeltern in Bruchsal zu Gast, ebenso wie Walter Bernkopf, der »Opa Jacob, Oma Hedwig and aunt Bertel« besuchte. Jacob Oppenheimer verstarb im September 1933, Hedwig und Bertel wurden im Holocaust ermordet.

Eine Gedenktafel für Ludwig Marum

Nur durch Zufall kam es 2014 zu einer Ehrung für den in Bruchsal aufgewachsenen jüdischen Politiker und Reichstagsabgeordneten Dr. Ludwig Marum[13], der bereits 1934 im KZ Kislau ermordet wurde. Saß doch ein Bruchsaler bei einer Veranstaltung zufälligerweise neben der in den USA lebenden Enkeltochter Ludwig Marums, Dominique Avery, und kam mit dieser ins Gespräch. Diese zeigte sich verwundert, dass in Karlsruhe durch ein Ehrengrab und Stolpersteine ihres Großvaters gedacht wird, ebenso in Pfinztal-Berghausen, wo gar eine Schule nach Ludwig Marum benannt ist. In Bruchsal soll jedoch lediglich ein kurzer Weg am Stadtrand an ihn erinnern. Nach diesem Gespräch war bei Frau Averys Gesprächspartner der Gedanke an eine Gedenktafel geboren. Eine Ehrentafel in der Nähe des Schlossgymnasiums, das Ludwig Marum neun Jahre be-

Gunter Demnig bei der Verlegung der Stolpersteine für die Familie Sicher (Foto: Martin Stock, art)

suchte und nahe beim Bruchsaler Amtsgericht, an dem Marum nach seinem Studium als Referendar tätig war. Im Oktober 2014 wurde in Anwesenheit dreier Verwandter Ludwig Marums die Gedenktafel feierlich enthüllt.[14] Anwesend war auch die Enkeltochter Dominique Avery, die aus den USA anreiste, wohin ihre Familie 1938 fliehen musste.

Stolpersteine – Steine gegen das Vergessen

Auf die Initiative eines Osnabrückers[15] geht die Verlegung von Stolpersteinen in Bruchsal zurück. Dieser besuchte mit einem Freund der Familie, Efraim Sicher aus Israel, Nachfahre der angesehenen Bruchsaler Familie Sicher, deren letzte Wohnstätte in der Bismarckstraße. Ein bewegender Moment für den Osnabrücker Aulkemeyer. So entschloss er sich, für die im Holocaust ermordeten Mitglieder der Familie Sicher Stolpersteine zu stiften. Ein Antrag der Bruchsaler Stadtverwaltung auf Verlegung von Stolpersteinen wurde im Gemeinderat mit großer Mehrheit befürwortet. Als idealer Zeitpunkt für die erste Bruchsaler Stolpersteinverlegung wurden die Heimattage bestimmt. Neben Stolpersteinen für die Familie Sicher sollten auch für die Eheleute Dreifuß und Jordan Stolpersteine verlegt werden.

Die Familie Sicher

Informationen zu den Angehörigen und den Schicksalen der Vorfahren von Efraim Sicher

Fritz und Recha Sicher mit Sohn Ernst Joachim und Tochter Emmy, um 1938 (Foto: E. Sicher)

zu bekommen war relativ einfach, betrieb dieser doch schon seit Jahren intensiv Ahnenforschung. Efraim Sichers Großvater Fritz kam aus München nach Bruchsal, wo er die aus Malsch bei Heidelberg stammende Recha Heß heiratete. Bis auf den Sohn Ernst, der mit einem Kindertransport nach England geschickt wurde, kamen alle Angehörigen der Bruchsaler Familie Sicher im Holocaust um.

Recherchen

Die Recherchen zu den Eheleuten Dreifuß und Jordan gestalteten sich wesentlich schwieriger, wurde doch Bruchsal am 1. März 1945 ausgebombt, wichtige Dokumente verbrannten im Feuersturm. Lediglich die »Bruchsaler Judenkartei« konnte Hilfestellung bieten. Diese wurde in den 1960er Jahren vom damaligen Standesbeamten Josef Dreher unter großen Schwierigkeiten erstellt und enthält oftmals nicht sehr viel mehr als Vor- und Zuname, Geburtsort und -datum sowie die letzte Anschrift.

Im ersten Schritt der Recherchen wurden diese Angaben mit den Einträgen im »Gedenkbuch des Bundesarchivs für die Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung in Deutschland (1933–1945)«[16] sowie den Aufzeichnungen bei Yad Vashem, der »Gedenkstätte der Märtyrer und Helden des Staates Israel im Holocaust«[17] abgeglichen. Doch wesentlich mehr als die Namen und einige wenige Lebens- und Todesdaten lagen nun immer noch nicht vor – die Menschen hinter diesen dürftigen Angaben blieben unsichtbar.

Walter und Lotte Jordan

Es war wohl mehr als nur ein Glücksfall, dass bei einer Internetsuche ein nur kurz zuvor veröffentlichter Artikel einer Gießener Lokalzeitung als Suchergebnis angezeigt wurde. Unter der Überschrift »Schikaniert, verschleppt, erschossen«[18] schildert dieser Beitrag einen Ortsrundgang der Hüttenberger Gemeindearchivarin Christiane Schmidt, in dem diese nicht zuletzt vom Schicksal der Hochelheimer jüdischen Familie Jordan berichtete. Auf eine Anfrage antwortete Frau Schmidt umgehend, verwies auf ihr Buch »Jüdisches Leben in Hüttenberg«[19], in dem sie ausführlich über die Familie Jordan berichtet, und stellte unbekanntes Fotomaterial zu Walter und Lotte Jordan zur Verfügung.

Hochzeitsfoto von Lotte und Walter Jordan, 1938 (Foto: privat)

Zu Lotte Pfeffer war in Bruchsal nur noch sehr wenig bekannt, obwohl sie in Bruchsal zur Welt kam und hier aufwuchs. Erst die Recherchen der Bruchsaler Genealogin Marlene Schlitz halfen weiter. Lottes Vater Abraham Pfeffer stammte aus Grodno, ihre Mutter Klara Stern war gebürtig aus Malsch bei Karlsruhe. Der Grabstein der Eheleute Pfeffer befindet sich heute noch auf dem Bruchsaler jüdischen Friedhof. Eine Mitbürgerin, aufgewachsen wie Lotte in der »Obervorstadt«, kannte Lotte noch persönlich und vermittelte

Larry und Liv Jordan bei den für Lotte und Walter Jordan verlegten Stolpersteinen (Foto: J. Schoner)

Von links: Julius Dreifuß, Bella Nachmann, Elsa Nachmann, Mathilde Dreifuß, Karl Nachmann, um 1920 (Foto: B. Dallas)

durch ihre Erinnerungen das Bild einer »so lieben Person«, einer »Schönheit, mit heller Haut und roten Haaren«, die die Kinder aus der Nachbarschaft zu Kakao und Kuchen einlud.

Dankenswerterweise stellte Christiane Schmidt den Kontakt zu den Nachfahren der Familie Jordan in den USA her. Larry Jordan, ein Enkel von Walter Jordans Bruder Ludwig, sowie dessen kleine Tochter Liv waren bei der Stolpersteinverlegung anwesend.

Julius und Mathilde Dreifuß

Einiges war bereits bekannt zu Julius Dreifuß, der als Sprachlehrer am hiesigen Gymnasium beschäftigt war. Der Bruchsaler Gymnasiallehrer Florian Jung schrieb 2001 eine Abhandlung zu Julius Dreifuß, in der er sich vor allem mit dessen Wirken am Bruchsaler Gymnasium befasste. Von Julius Dreifuß' Ehefrau war aus der Bruchsaler »Judenkartei« nur der Vorname Mathilde bekannt. Bei Yad Vashem wurde jedoch eine »Page of Testimony« für Julius Dreifuß gefunden, in der auch der Geburtsname seiner Ehefrau genannt war: Nachmann. Dazu war noch eine Telefonnummer in Israel angegeben. Wie sich herausstellte, der Telefonanschluss einer Nichte von Mathilde Dreifuß, der in Rastatt geborenen und 1938 vor dem Holocaust aus Deutschland geflohenen 95-jährigen Edith Ramon. In einem Telefonat erwähnte die in einem Kibbuz lebende Edith, sie sei in den 1930er Jahren bei ihrer Tante Mathilde in Bruchsal gewesen und habe dort deren Sohn kennen gelernt. Leider erinnere sie sich nicht mehr an dessen Namen. Er habe jedoch den Holocaust überlebt und wohne wohl in London. Sie erwähnte noch, dass sie nichts gegen eine Verlegung von Stolpersteinen zur Erinnerung an ihre Verwandten habe, sie wolle jedoch betonen, dass dadurch ein begangenes Unrecht nicht wieder gut gemacht werden könne.

Gustav Leopold Dreifuß

In keiner der bisher vorliegenden Unterlagen war ein Sohn der Eheleute Dreifuß erwähnt. Recherchen gingen ins Leere. Die Informa-

Leopold Dreifuß bei der Einschulung, um 1928 (Foto: privat)

Die für die Familie Dreifuß verlegten Stolpersteine (Foto: Jörg Friedmann)

tion, der Sohn lebe in London, ließ auf Flucht mit einem Kindertransport schließen. Erst ein Aktenstudium beim Generallandesarchiv in Karlsruhe durch den früheren Bruchsaler Ordnungsamtsleiter Hubert Ihle war erfolgreich. Mathilde und Julius Dreifuß hatten einen Sohn, den 1921 geborenen Gustav Leopold. Nahezu zeitgleich fand der Bruchsal freundschaftlich verbundene Archivar des New Yorker Leo-Baeck-Instituts[20], Michael Simonson, in den Archivalien des Institutes ein Manuskript mit dem Titel »The old order changeth«, in dem Nachfahren der Rastatter Nachmann-Familie, die dem Holocaust entrinnen konnten, über ihre Flucht und ihr weiteres Schicksal in der Fremde berichteten – und dabei ebenfalls den Sohn von Mathilde und Julius Dreifuß erwähnten: »[…] only Leopold survived the war, having escaped to England.«[21]

Die Recherchen in England unterstützte Jeanette Rosenberg[22], die Tochter des Bruchsalers Leopold Rosenberg, der als 7-jähriger zusammen mit seinem Vater Markus am 22. Oktober 1940 nach Gurs verschleppt wurde. Leopold wurde von Quäkern freigekauft und kam über die Schweiz nach England zu seinem bereits zuvor aus dem Internierungslager Gurs geflohenen Vater.

Tatsächlich entkam Gustav Leopold Dreifuß nach England, wo er in Wigan viele Jahre als Hochschullehrer für Mathematik tätig war. Vereinsamt verstarb er 1999. Kurz nach dem Krieg war Leo Dreifuß noch einmal in Deutschland, um nach der nach seinen Eltern wichtigsten Bezugsperson zu suchen, seinem Kindermädchen Maria. Er reiste an deren Wohnort Oberöwisheim, konnte sie aber dort nicht finden, hatte sie doch durch Heirat den Namen ihres Ehemannes angenommen. Nie-

mand im Dorf kannte eine Maria Gerstenlauer. Unverrichteter Dinge kehrte er nach England zurück.

Durch die Stammbäume in dem im Leo-Baeck-Institut archivierten Manuskript konnten die in den USA lebenden Nachfahren der Nachmann-Familie ausfindig gemacht werden. Die 1915 geborene Gertrude, eine Nichte von Mathilde, fand noch einige alte Fotos, die sie zur Verfügung stellte. Leider konnten aus beruflichen und zeitlichen Gründen Familienangehörige an den Stolpersteinverlegungen nicht teilnehmen. Für das Spätjahr 2015 planen jedoch zwei Enkeltöchter von Mathilde Dreifuß' Bruder Karl Nachmann ihren Besuch in Rastatt[23] und Bruchsal[24], wo sie insbesondere die Stolpersteine besuchen wollen, die für ihre Vorfahren verlegt wurden.[25]

Leo Rosenberg, 2015 (Foto: M. Nicholls)

Ein Besuch in London

Kurze Zeit nach Verlegung der Bruchsaler Stolpersteine durfte der Autor dieses Beitrages den oben erwähnten Leo Rosenberg in London kennenlernen. Leider ergab sich nicht die Möglichkeit, mit ihm über sein Verhältnis zu Bruchsal zu reden. Mit seiner aus Köln nach England geflohenen Frau hat er wohl in London seine neue Heimat gefunden.

Seiner Tochter Jeanette sagte Leo Rosenberg, er werde nie mehr seine Geburtsstadt aufsuchen und bat diese ausdrücklich, Zeit seines Lebens Bruchsal ebenfalls nicht zu besuchen. Jeanette hofft, dass sie noch recht lange nicht nach Bruchsal kommen kann. Sie wird aber auf jeden Fall hierher reisen, um die Gräber ihrer Vorfahren auf dem jüdischen Friedhof zu besuchen und bei der Verlegung von Stolpersteinen für ihre Bruchsaler Familie dabei zu sein. Das Bruchsaler Schloss wird sie dann erstmals in natura sehen können, hing doch bei ihren Eltern bis zu deren Umzug in eine kleinere Wohnung jahrzehntelang im Wohnzimmer eine großformatige Radierung des Barockschlosses.

Das Bitterste, was es gibt

Bereits 1919 schrieben der in München praktizierende Kinderarzt Karl Oppenheimer, ein älterer Bruder von Otto Oppenheimer, und dessen Ehefrau Clara in einem Aufsatz in der Münchener Kulturzeitschrift »Süddeutsche Monatshefte«: »Wir alle, ob Juden oder Christen, lieben den Fleck Erde, auf dem wir geboren, die Stätte, an der wir jung gewesen sind und darüber hinaus das Land, ›das unsere Sprache spricht‹. Es gehört zum Bittersten was es gibt, die Heimat für immer aufzugeben.«[26] Karl und Clara Oppenheimer, die beide jüdi-

Von links: Andrée Fischer-Marum, Alexander Marum, Dominique Avery, Oberbürgermeisterin Cornelia Petzold-Schick (Foto: R. Schmitt)

schen Glaubens waren, mussten den von ihnen als »bitter« apostrophierten Verlust der Heimat durch Vertreibung oder gar Ermordung nicht mehr erleben. Beide waren bereits verstorben, als die Nationalsozialisten nach der unfreien Reichstagswahl vom März 1933 ihre Diktatur für vermeintlich 1000 Jahre zementierten.

In Bruchsal wurden Stolpersteine verlegt:

in der Bismarckstraße 18 für

- Fritz Sicher, geb. 12. Juli 1882 in München. Deportation 22. Oktober 1940 Gurs, gest. 7. April 1941 in Pau, Internierungslager.
- Recha Sicher, geborene Heß, geb. 18. Februar 1888 in Malsch bei Heidelberg, Deportation 22. Oktober 1940 Gurs, 10. August 1942 Auschwitz. Für tot erklärt.
- Adelheid Heß, geb. 17. Oktober 1891 in Malsch bei Heidelberg, Deportation 22. Oktober 1940 Gurs, 10. August 1942 Auschwitz. Für tot erklärt.
- Emmy Sicher, geb. am 7. Juni 1921 in Bruchsal, Deportation 22. Oktober 1940 Gurs, 10. August 1942 Auschwitz. Für tot erklärt.
- Ernst (Ernest) Joachim Sicher, geb. 9. März 1924 in Bruchsal, mit Kindertransport nach England. Gest. 15. Oktober 1994 in Israel.

in der Württemberger Straße 34 für

- Jakob Walter Jordan, geb. 25. September 1914 in Hochelheim bei Wetzlar, Nov. bis Dez. 1938 KZ Dachau, Deportation 22. Oktober 1940 Gurs, August 1942 Auschwitz. Für tot erklärt.
- Lotte Jordan, geborene Pfeffer, geb. 27. Juni 1916 in Bruchsal, Deportation 22. Oktober 1940 Gurs, August 1942 Auschwitz. Für tot erklärt.

in der Wilderichstraße 23 für

- Prof. Julius Dreifuß, geb. 16. September 1876 in Lörrach, Deportation ab Frankfurt a. M. 1. September 1942 Ghetto Theresienstadt. Gest. 16. November 1942 in Theresienstadt.
- Mathilde Dreifuß, geborene Nachmann, geb. 26. Mai 1887 in Rastatt, Deportation ab Frankfurt a. M. 1. September 1942 Ghetto Theresienstadt. Gest. 23. Januar 1943 in Auschwitz.
- Gustav Leopold Dreifuß, geb. 21. Januar 1921 in Karlsruhe, mit Kindertransport nach England. Gest. 14. September 1999 in Wigan, Großbritannien.

Anmerkungen

1 Dr. Arnd Kluge (* 1961) ist ein deutscher Historiker und Archivar. Seit 1993 ist er Leiter des Stadtarchivs Hof.

2 Bochumer Zeitpunkte, Beiträge zur Stadtgeschichte, Heimatkunde und Denkmalpflege, Heft 7, Juli 2000.

3 Ludwig Marum (* 1882 in Frankenthal / Pfalz, ermordet 29. März 1934 im KZ Kislau) war Rechtsanwalt, SPD-Politiker, Landtags- und Reichstagsabgeordneter.

4 Josef Heid (* 1882 in Stühlingen, ermordet 1944 im Konzentrationslager Dachau) war SPD-Politiker und badischer Landtagsabgeordneter.
5 Doris Bornhäuser: Oskar B. Bruchsal 1899–Grafeneck 1940. Eine biografische Annäherung, Reutlingen 2013.
6 Alexia Kira Haus: Bruchsal und der Nationalsozialismus. Geschichte einer nordbadischen Stadt in den Jahren 1918–1940, Veröffentlichungen der Historischen Kommission der Stadt Bruchsal. Bd. 19, 288 S. mit 79 Abb., fester Einband. 2001. ISBN 978-3-89735-190-5.
7 Jürgen Stude: Geschichte der Juden in Bruchsal, Veröffentlichungen zur Geschichte der Stadt Bruchsal. Bd. 23, 432 S. mit 191 Abb., fester Einband. 2007. ISBN 978-3-89735-441-8.
8 Thomas Adam, Thomas Moos, Rolf Schmitt (Hrsg.): Oppenheimer – Eine jüdische Familie aus Bruchsal, Veröffentlichungen zur Geschichte der Stadt Bruchsal. Bd. 25, 328 S. mit 264 Abb., fester Einband. 2012. ISBN 978-3-89735-747-1.
9 Hermann Walter: Der Griff in die Seele – Erinnerungen an eine Kindheit in Bruchsal während der Zeit des Nationalsozialismus. 96 S. mit 37 meist farb. Abb., fester Einband. ISBN 978-3-89735-629-0.
10 http://archiv.bruchsal.org/story/sie-kamen-von-weit-her
11 http://www.cicero.de/salon/monuments-men-harry-ettlinger-george-clooney-viele-sind-fuer-die-kunst-gestorben/57100
12 http://300jahre300koepfe.de/2015-06-10/harry-ettlinger-zeitzeuge-und-monuments-man-ganzes-interview/
13 Monika Pohl: Ludwig Marum – Gegner des Nationalsozialismus: Das Verfolgungsschicksal eines Sozialdemokraten jüdischer Herkunft. 184 S., broschiert. 2013. ISBN 978-3-88190-724-8.
14 http://archiv.bruchsal.org/story/mein-leben-können-sie-mir-nehmen-aber-meine-würde-nicht
15 http://archiv.bruchsal.org/story/»stolpersteine-bringen-namen-ort-zurück-wo-ermordeten-menschen-zuletzt-freiwillig-lebten«
16 https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/
17 http://www.yadvashem.org/yv/de/index.asp
18 http://www.giessener-anzeiger.de/lokales/aus-der-nachbarschaft/huettenberg/schikaniert-verschleppt-erschossen_14399255.htm
19 Christiane Schmidt und Marianne Bill: Jüdisches Leben in Hüttenberg, 282 S., broschiert. 2011. ISBN 978-3981178227. (Nur noch antiquarisch erhältlich).
20 http://www.lbi.org/
21 Aus »The Hitler Era«, von Grete Nachmann, einer Nichte von Mathilde Dreifuß.
22 Jeanette R. Rosenberg lebt in London und betreibt zusammen mit ihrem Ehemann weltweit auftragsbezogene genealogische Forschung: www.agra.org.uk/memberdetails.php?id=5171
23 http://www.stolpersteine-rastatt.de/
24 http://www.bruchsal.org/stolpersteine-in-bruchsal/
25 Die von der Stadt Bruchsal herausgegebene Gedenkschrift zur ersten Stolpersteinverlegung in Bruchsal kann hier online gelesen werden: https://www.yumpu.com/de/document/fullscreen/38897186/stolpersteine-in-bruchsal
26 Süddeutsche Monatshefte, 17. Jahrgang, 1. Band (Heft 2), November 1919, »Der Antisemitismus – Entgegnung auf verschiedene Aufsätze in der vorliegenden Zeitschrift«.

Anschrift des Autors:
Rolf Schmitt
Reserveallee 8
76646 Bruchsal
rolf.schmitt@reserve8.de

Die Wiedereinrichtung der Beletage von Schloss Bruchsal

Petra Pechaček

Das 1945 stark zerstörte Schloss Bruchsal wurde in seiner äußeren Hülle wiederaufgebaut und mit den rekonstruierten Prunkräumen 1975 feierlich wiedereröffnet. Architekten, Kunsthistoriker und Restauratoren sind nun dabei, auch die ehemaligen fürstbischöflichen Appartements mit dem geretteten Kunstgut wieder einzurichten. Dabei stützen sie sich auf historische Inventare, über 400 Bildquellen und die für Bruchsal nachweisbaren Kunstobjekte – darunter kostbare Roentgen-Möbel und über 38 Tapisserien. Der Abschluss der Arbeiten ist für Herbst 2016 geplant.

»Abends zwischen acht und neun Uhr habe ich von der Andreasstaffel einen Blick über die in Flammen und Rauch gehüllte und in Trümmern versinkende, einst so liebliche Stadt Bruchsal geworfen und war von dem Anblick zutiefst ergriffen und zu Tränen gerührt, insbesondere auch, als ich das herrliche Schloss mit seinen Nebengebäuden in hellen Flammen sah. An Löschmaßnahmen war nicht zu denken, da schwere Bombeneinschläge die Wasserleitung zerstört hatten«[1], berichtete 1955 der Augenzeuge Michael Schmitt über eine der schwersten Stunden, die Stadt und Schloss Bruchsal durchzustehen hatten: Innerhalb von 40 Minuten wurde am 1. März 1945 bei einem Luftangriff einer amerikanischen Fliegerstaffel die ehemalige Residenzstadt der Fürstbischöfe von Speyer zu 80% zerstört. Rund 1000 Menschen starben in den Trümmern, verschüttet, erschlagen, erstickt. Zwei Drittel aller Wohnungen existierten nicht mehr – Kirchen, Fabriken und das barocke Wahrzeichen der Stadt, das Bruchsaler Schloss, hatten sich in Trümmerhaufen verwandelt.

Heute, 70 Jahre nach dieser verheerenden Bombardierung, stehen Vermögen und Bau Baden-Württemberg und die Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg kurz vor der Wiedereröffnung der ehemaligen fürstbischöflichen Appartements in der Beletage von Schloss Bruchsal.

Den Grundstein für den Wiederaufbau und die Chance, jemals wieder die repräsentativen Raumfolgen einrichten zu können, legte schon wenige Tage nach der Zerstörung das Bezirksbauamt im März 1945. An das nach Ebersteinburg ausgelagerte Landesdenkmalamt wurde die Schadensaufnahme des Bauleiters Göbel weitergeleitet, der genau beschrieb, was vom Schloss mit seinen Nebengebäuden überlebt hatte. Sein Bericht schließt mit den Worten: »Der Raum unter dem Rondell des Haupttreppenhauses mit den Hermenpfeilern und die Sala Terrena gegen den Park sind fast unversehrt. Es wäre möglich, das Schloss,

Museum für Höfische Kunst des Barock im Schloss Bruchsal (1975–2002)

auch die Nebengebäude, in der äußeren Erscheinung wiederherzustellen. Von der Innenausstattung ist jedoch nichts erhalten.«[2] Die Hochbauabteilung der Landesdirektion der Finanzen unterstützte das Bezirksbauamt durch einen Erlass vom 13. November 1945, der den weiteren Abriss von einsturzgefährdeten Bereichen des Hauptgebäudes, des Corps de Logis, verbot und ordnete an: »Es müssen daher alle Bauteile, deren spätere Nachbildung besondere Modelle erfordern, gesammelt, bezeichnet und verwahrt werden. Soweit es sich um zertrümmerte Ornamente handelt, sollen die Stücke so zusammengelegt werden, dass sie später als Ganzes nachzubilden sind. Weiter sind auch sonstige Bauteile, wie die schönen Wasserspeier, Türen, Fenster, verzierte Beschläge, Cheminnéeteile, eingelegte Fußbodenstücke, wertvolle Stuckaturteile usw. kurz, alles was erhaltenswert ist oder was als Vorbild für die Wiederherstellung dienen kann, sorgfältig zu sammeln und zu verwahren.«[3]

Nach der Sicherung der zentralen Gebäudeteile durch Notdächer begann im Oktober 1947 die Planung des Wiederaufbaus und der künftigen Nutzung. Landesdenkmalamt, Landesdomänenverwaltung, Kultusministerium, Hochbaureferat und Bezirksbauamt sprachen sich zunächst einmal für den Wiederaufbau des Schlossensembles in seinen äußeren Formen aus. In den mehr als 50 voneinander separierten Gebäuden sollten künftig in modernen Innenräumen die Landesbehörden

untergebracht werden. Im Gegensatz dazu plante man, die zentrale Achse des Hauptgebäudes mit Intrada, Grotte und Sala Terrena im Erdgeschoss und dem Fürstensaal, Kuppelsaal und Marmorsaal in der Beletage möglichst detailgetreu wiederherzustellen. Eine Vielzahl historischer Fotos, aufgenommen zwischen 1870 und 1945, diente dabei als Vorlage für die Rekonstruktion von Stuckaturen, Wandvorlagen, Vergoldungen und der Wand- und Deckenfresken. Da die Raumstruktur der beiden repräsentativen fürstbischöflichen und der beiden privaten Appartements mitsamt der ehemals prunkvollen wandfesten Ausstattung komplett verloren war, entschied man sich für einen modernen Ausbau dieser Räumlichkeiten. Anstelle der bisherigen 17 kleinteiligen Räume in der Beletage wurden nun sieben langgestreckte Räume geschaffen, die jeweils etwa die Grundfläche von drei historischen Räumen umfassten. Bewusst verzichtete man auf gliedernde Wandelemente wie Profile, Lambrien (Vertäfelungen im unteren Wandbereich) und Hohlkehlen als verbindende Elemente zwischen Wand und Decke bzw. Wand und Parkettboden und schuf nüchtern-sachliche Raumstrukturen. 1975 wurde das Museum Höfische Kunst des Barock, ein Zweigmuseum des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, u. a. mit Originalen aus Schloss Bruchsal, die 1939 und 1944 ausgelagert worden waren, eröffnet. Da jedoch die originalen Standorte der Exponate verloren waren wie z. B. Vertäfelungen, die einst Gemälde über den Türen (Supraporten) aufgenommen hatten, wurden diese Gemälde nun museal in einer Reihe nebeneinander an der Wand präsentiert. Elemente der ehemaligen Ausstattung waren nun zwar wieder in das Schloss zurückgekehrt, standen jedoch nicht mehr in ihrem einstigen räumlichen Kontext. Auch die Möbel hatten ihre Funktion als Sitzmöbel verloren und wurden jetzt gezwungenermaßen auf einem Podest aufgereiht als reine Kunstobjekte präsentiert.

In den 1990er Jahren begann sich angesichts der rund 280 originalen Kunstobjekte der Gedanke zu entwickeln, diese Exponate wieder zurück an ihre ursprünglichen Aufstellungsorte zu verbringen. Voraussetzung war dafür jedoch die Rekonstruktion der einstigen Raumstrukturen der Appartements. Im Oktober 2001 legten die Staatliche Vermögens- und Hochbauverwaltung und die 1987 gegründeten Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg ein abgestimmtes Konzept zur künftigen Präsentation der Beletage vor, das die annähernde Wiederherstellung der einstigen Raumstruktur und die Wiedereinrichtung mit den erhaltenen Mobilien vorsah. 2002 wurde das Museum Höfische Kunst des Barock im Schloss Bruchsal aufgelöst, in den Folgejahren wurden noch einige Ausstellungen in den Museumsräumen gezeigt, bis Ende 2008 die Bauarbeiten begannen. Unter Vermögen und Bau Baden-Württemberg, Amt Karlsruhe, erfolgt seitdem die Wiederherstellung der historischen Raumfolgen. Bewusst verzichten die Architekten auf eine Totalrekonstruktion der Räume: Die originale Raumhöhe wurde beim Wiederaufbau in den 1950er Jahren verringert, die Proportionen der Räume haben sich dadurch leicht verändert. Nur für einige wenige Räume liegen fotografische Dokumente vor, so dass eine Rekonstruktion des Stucks oder der Deckenfresken nur in einigen Bereichen möglich gewesen wäre. Dennoch werden die Räume in ihren Dimensionen und ihrer Anmutung dem historischen Original entsprechen und den Originalexponaten eine hochwertige und würdige Kulisse bieten: Anstelle des bisherigen rechtwinkligen Übergangs zwischen Wand und Decke bildet

Der Konsoltisch des Kunstschreiners Ferdinand Hund wurde 2009 aus dem Kunsthandel zurückerworben

Kommode aus der Werkstatt von Abraham Roentgen, um 1760

nun eine elegante Hohlkehle die neue, »historische« Verbindung. Vertikale Stuckprofile umrahmen wieder die Fenster und gliedern die Wandflächen, die in den kommenden Monaten mit Seidenmoiré und Damasten bespannt werden. Eine kassettierte Stucklambrie schließt die Wand nach unten ab.

Fein gestaltet sind auch die Ofennischen. Hinter ihnen verbirgt sich die ausgeklügelte Be- und Entlüftungstechnik, die der Klimatisierung der Beletage dient. Davor werden sieben aus den Trümmern gerettete, behutsam restaurierte historische Öfen an die Beheizung der Säle im 18. Jahrhundert erinnern. Bleiben wird das beim Wiederaufbau verwendete Eichenparkett, es wird abgeschliffen und gereinigt.

Während Vermögen und Bau Baden-Württemberg die Appartements der Beletage wiederherstellt, bereiten die Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg die Wiedereinrichtung vor. Unter den historischen Originalen befinden sich so bemerkenswerte Stücke wie die beiden 2009 aus dem Kunsthandel zurückerworbenen Konsoltische (um 1755) des Kunstschreiners und Bildhauers Ferdinand Hund (1704–1758), der bereits in der Würzburger Residenz wirkte, oder die eleganten Möbel, die Fürstbischof Franz Christoph von Hutten (1706–1770) um 1760 in der Werkstatt des berühmten Abraham Roentgen (1711–1793) in Neuwied anfertigen ließ.

Die Grundlage für die Wiedereinrichtung der Beletage sind zunächst die historischen Inventare im Generallandesarchiv Karlsruhe, die Einrichtung und Funktion der Räume zeigen. Problematisch ist jedoch, dass sich von den Inventaren lediglich Exemplare des 19. Jahrhunderts erhalten haben. Aufzeichnungen aus dem 18. Jahrhundert wurden 1811 leider »zum Verpappen der Wände«[4] verwendet. Anhand des Inventars von 1804 lässt sich immerhin nachvollziehen, wie die Nordseite, das repräsentativste Staatsappartement mit anschließendem fürstbischöflichen Privatappartement, vor dem Einzug von Markgräfin Amalie von Baden (1754–1832) möbliert war.[5] Markgräfin Amalie war Schloss Bruch-

Schreibschrank aus dem Besitz von Fürstbischof Franz Christoph von Hutten

sal als Witwensitz zugeteilt worden, nachdem das Hochstift Speyer sakulärisiert und an Baden gefallen war. Leider fehlt die entsprechende Quelle für die Südseite, für das zweite repräsentative Appartement mit daran anschließenden Privaträumen, denn in diesen erhielt der letzte Fürstbischof von Speyer, Philipp Franz Nepomuk Wilderich von Walderdorf (reg. 1797–1802), Wohnrecht. Erst nach seinem Tod 1810 wurden diese Räume wieder inventarisiert und für die Tochter Amalies, Königin Friederike von Schweden (1781–1826), neu eingerichtet.[6] Eine weitere wichtige Quelle sind die rund 400 historischen Aufnahmen, die bis in das Jahr 1870 zurückgehen, als der Kunstmaler Georg Maria Eckert (1828–1903) Aufnahmen von einigen Räumen anfertigte, in denen er das Mobiliar in Szene setzte. Eine weitere umfangreiche Fotoserie dokumentiert die unter dem badischen Bezirksbauinspektor Dr. Fritz Hirsch in den Jahren 1901–1909 erfolgte Sanierung des Schlosses. Besonders interessant für die künftige Wiedereinrichtung sind die in den 1920er Jahren aufgenommenen Schwarz-Weiß-Fotografien. Sie zeigen die mittlerweile als Schlossmuseum eingerichteten Räume der Beletage, die mit Bruchsaler Tapisserien ausgeschmückt waren. Die jüngsten Aufnahmen der Räumlichkeiten entstanden in den letzten Tagen vor der Zerstörung. In Farbe zeigen sie unter anderem das Watteau-Kabinett und das ehemalige Paradeschlafzimmer von Fürstbischof Franz Christoph von Hutten.[7]

Weitere wichtige Grundlage sind die erhaltenen Objekte Bruchsaler Provenienz. Bis 1832 hatte Schloss Bruchsal als Witwenresidenz der Markgräfin Amalie von Baden noch einmal prunkvolle Zeiten erlebt. Nach Amalies Tod diente u. a. das Hauptgebäude verschiedenen Behörden als Sitz, Militär wurde in einigen Räumen einquartiert, im Ersten Weltkrieg ein Lazarett eingerichtet. Zeitweilig stand das Schloss vor dem Schicksal, zu einem Seminar umgebaut oder sogar verkauft zu werden. So wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts die kostbarsten mobilen Stücke in die badische Residenz Karlsruhe oder in andere Schlösser wie beispielsweise Schwetzingen verbracht. Wand- und Kronleuchter wurden sukzessive durch minderwertigere ersetzt, Wandleuchter gar komplett abmontiert und nach Karlsruhe gebracht, wie aus den Inventaren ablesbar ist.[8] Erst im ausgehenden 19. Jahrhundert entdeckte man die kunsthistorische Bedeutung des Schlosses und brachte Anfang des 20. Jahrhunderts den reichen Bestand an Tapisserien und Möbeln zurück nach Bruchsal, um damit das neue Schlossmuseum auszustatten, das schnell zu einem touristischen Anziehungspunkt wurde. Im Zuge des

Vorzimmer des Amalien-Appartements (Raum 110) mit zerschnittener Tapisserie links und rechts neben dem Kamin, Schlossmuseum, 1920er Jahre

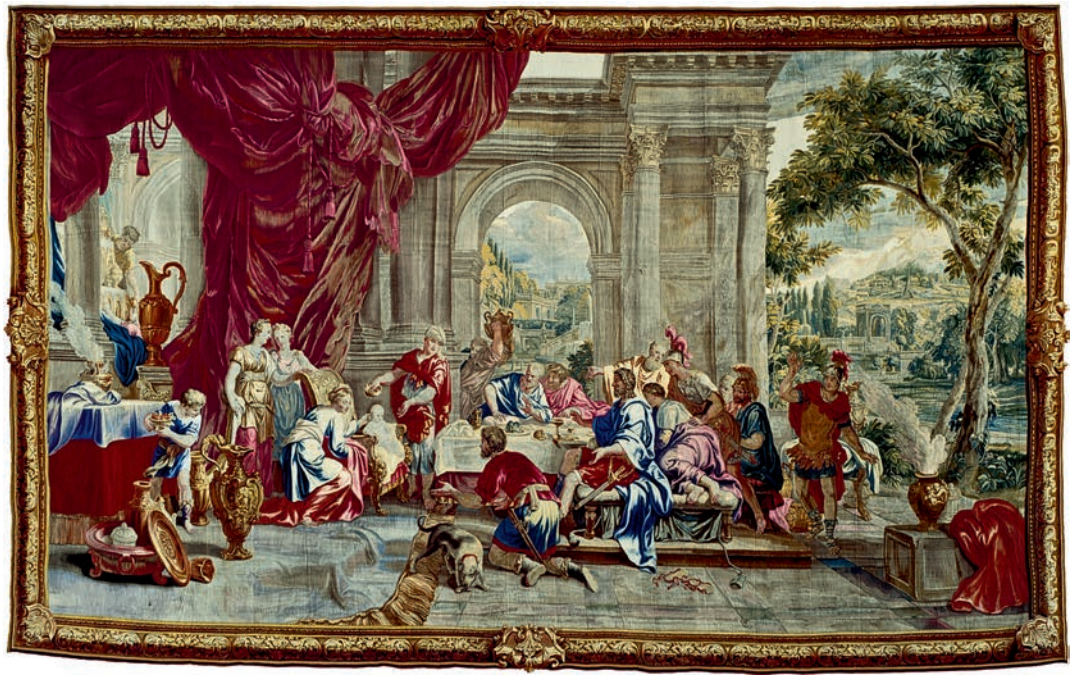
Zweiten Weltkriegs musste die Einrichtung des Schlossmuseums schrittweise reduziert werden. Aus Angst vor Fliegerangriffen erfolgte am 29. September 1939 die erste Auslagerung von 37 Möbeln und Gemälden in das Gräflich Douglas'sche Schloss Langenstein. Darunter waren auch die beiden prächtigen Schreibschränke aus dem Besitz von Fürstbischof Franz Christoph von Hutten: »Prunkschrank (Rokoko) mit reicher Einlegearbeit in Perlmutter, Schildpatt, Elfenbein, Metall und verschiedenen Hölzern mit Bronzebeschläge. In 3 Lattengestelle verpackt«, heißt es in den Akten. Im Januar 1944 wurden die verbliebenen 36 Tapisserien und weitere 31 Gemälde in das stillgelegte Gefängnis von Bonndorf im Landkreis Neustadt verbracht.[9] Anhand der historischen Inventare und einem Gemälde-Inventar von 1891[10] lassen sich zahlreiche dieser Gemälde – aktuell im Depot der Schlösserverwaltung – für Schloss Bruchsal nachweisen. Auch die originalen Standorte können zum größten Teil rekonstruiert werden, wenngleich die Räumlichkeiten der einstigen Gemäldegalerie im Kammerflügel nicht mehr zur Verfügung stehen. Erfreulicherweise stellte sich heraus, dass nicht nur nahezu alle Supraporten aus der Beletage überkommen sind, sondern sie sich auch anhand von Bilddokumenten und Archivalien ihren originalen Standorten zuordnen ließen.

Der Bruchsaler Thronsaal mit Mannheimer Thronbaldachin, Schlossmuseum Ende 1920er Jahre

Die früheren Hängungsorte der rund 70 Tapisserien lassen sich nur in wenigen Fällen sicher nachweisen. Im ausgehenden 18. Jahrhundert waren sie bereits unmodern geworden und schmückten nur noch einige für das höfische Zeremoniell bedeutende Räume – die Vorzimmer und den Thronsaal. Im Laufe des 19. Jahrhunderts gerieten sie in Vergessenheit, bis sie Anfang des 20. Jahrhunderts unter Dr. Fritz Hirsch wiederentdeckt und in einer viel beachteten Ausstellung in Karlsruhe präsentiert wurden. Der in den 1920er Jahren für Schloss Bruchsal zuständige Konservator Hans Rott brachte diesen kunsthistorisch bedeutsamen Schatz wieder nach Bruchsal als Ausstattungselement des neuen Schlossmuseums, jedoch ging man dabei mit den Objekten wenig pfleglich um. Was nicht in die vorgegebenen Wandfelder passte, wurde durch Einschlagen oder sogar Zerschneiden passend gemacht. Heute gelten andere konservatorische Anforderungen. Sorgfältig wurden die Tapisserien gesichert, gereinigt und restauriert, zerschnittene Exemplare wurden wieder zusammengefügt.

Mit der Wiedereinrichtung der Beletage soll der bis in die 1990er Jahre erfolgte Wiederaufbau von Schloss Bruchsal abgeschlossen werden. Zeremonielle Abfolge und Funktion der Räume, aber auch höfisches Leben im 18. und 19. Jahrhundert werden wieder sichtbar, dies ist vor allem das Ziel des Wiedereinrichtungskonzepts.

Als Beispiel seien kurz die Überlegungen zur Neupräsentation des historischen Thronsaals genannt. Dieser repräsentativste Raum des Appartements soll in seiner Gestalt und Funktion wieder erlebbar werden. Welche Quellen zieht man nun zu Rate? Zunächst die historischen Inventare: Das Inventar von 1804 nennt einen Thron und Baldachin mit Wappen des Fürstbischofs Damian August von Limburg-Stirum (reg. 1770–1797) sowie einen dazu passenden Thronsessel. Das Ensemble wurde laut Akten 1795 im Zuge der Koalitionskriege gegen Frankreich ausgelagert und kehrte 1804 nach Bruchsal zurück. Unter Amalie von Baden wurde 1817 der Thronhimmel, der an die alten Herren des Schlosses erinnerte, entfernt und nur noch die Rückwand belassen. 1834, nach Amalies Tod, sind weder Baldachin noch Thron vorhanden, stattdessen schmückt ein großes Hutten-Porträt von Nikolaus Treu (1734–1786) die verwaiste Stelle. Bildquellen der 1920er Jahre zeigen zudem noch den alten Thronsessel von Fürstbischof von Hutten, der im Schlossmuseum vor dem großen Gemälde aufgestellt war. In einem Schlossführer von 1928 tauchen plötzlich Baldachin und Thronsessel aus Mannheim auf. Beides wurde vermutlich nach Bruchsal



Tapisserie »Fest des Lykurg« aus der Serie »Berühmte Männer nach Plutarch«, Thronsaal
(alle Fotos: Landesmedienzentrum Baden-Württemberg, LMZ)

verbracht, da hier kein Thronensemble mehr vorhanden war und man im Mannheimer Schloss mehr ein Schlossmuseum mit Exponaten in Vitrinen einrichten wollte, als ein Raumkunstmuseum wie in Bruchsal.[11] Interessante Konstante in dem Ab- und Aufbau von verschiedenen Thronbaldachinen im ehemaligen fürstbischöflichen Thronsaal zu Bruchsal ist die Tapisserienfolge »Berühmte Männer nach Plutarch« (Brüssel, um 1735–1745). Anhand der Inventare und der historischen Fotos ist belegbar, dass der Saal durchgehend mit diesen Wandteppichen ausgeschmückt war. Glücklicherweise hat sich die Serie erhalten und ist zentraler Bestandteil der kommenden Neupräsentation dieses Raumes. Da im Zweiten Weltkrieg der Mannheimer Thronbaldachin in Bruchsal verloren gegangen ist, wird eine schlichte, moderne Version an seine Stelle treten und die einstige Funktion des Raumes verdeutlichen.

Anhand dieses Beispiels lässt sich eine weitere Schwierigkeit erahnen: welche Zeitschiene soll für die Neupräsentation gewählt werden? Soll die fürstbischöfliche Zeit dargestellt werden, aus der die meisten originalen Objekte stammen, für deren genauen Aufstellungsort jedoch die Inventare des 18. Jahrhunderts fehlen? Wie verhält es sich mit dem frühen 19. Jahrhundert, der Zeit Amalies von Baden? Die Schlossräume wurden einer Modernisierung im Stile des Empire unterzogen. Tapisserien schmückten bestenfalls die Räume in den Zwischengeschossen. Anstelle von böhmischen Glaslüstern wie zu Zeiten Huttens spendeten nun Glaslaternen Licht. Die Inventare geben über diese Zeit sehr genaue Auskunft. Den bildlichen Nach-

weis liefern die historischen Aufnahmen, die jedoch wiederum weitgehend die Einrichtung des Schlossmuseums – nun wieder mit Tapisserien – zeigen.

Schon früh fiel bei den Verantwortlichen der Schlösserverwaltung die Entscheidung, die gesamte Ausstattungs- und Nutzungsgeschichte des Schlosses erlebbar zu machen. Somit obliegt es nun den Architekten, Kunsthistorikern und Restauratoren, die Besucher auf eine Reise durch die Zeiten mitzunehmen: vom Bau des Schlosses unter Fürstbischof Damian Hugo von Schönborn (reg. 1719–1743) über die erste kunstvolle Ausstattung des Schlosses unter Fürstbischof Franz Christoph von Hutten (reg. 1743–1770) und der Zeit Markgräfin Amalies von Baden (1806–1832) bis hin zur Einrichtung des Schlossmuseums im 20. Jahrhundert. Auch die Auslagerung des Kunstguts und letztendlich die Zerstörung der prächtigen Säle werden Thema der Neupräsentation sein, deren Eröffnung für Herbst 2016 geplant ist.

Anmerkungen

1 Quelle: Diesen Anblick werde ich nie vergessen … Die Zerstörung Bruchsals am 1. März 1945 in Augenzeugenberichten, Bruchsal 1995 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission der Stadt Bruchsal, 12), S. 32.
2 Kurt Lupp: Schloss Bruchsal, Bau, Zerstörung, Wiederaufbau. Heidelberg, Basel 2003 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission der Stadt Bruchsal, 21), S. 130 f.
3 Ebd., S. 132.
4 GLA 56/2642.
5 GLA 78/391.
6 GLA 56/2658.
7 Ulrike Grimm: Historische Ansichten – Glanzvolle Aussichten. Die Fotografien der Bruchsaler Beletage und ihre Bedeutung für die künftige Neueinrichtung. In: Historische Ansichten. Glanzvolle Aussichten. Die Bruchsaler Prunkräume vor der Zerstörung. Eine Ausstellung zum 300. Geburtstag des Fürstbischofs Franz Christoph von Hutten, hg. v. Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg und Stadt Bruchsal, Worms 2006, S. 43 ff.
8 GLA 54/99.
9 GLA 424 b Zugang 2012-73.
10 GLA 56/4171.
11 Diesen Hinweis verdanke ich meinem Kollegen Dr. Wolfgang Wiese, SSG.

Anschrift der Autorin:
Dr. Petra Pechaček
Staatliche Schlösser und
Gärten Baden-Württemberg
Schlossraum 22a
76646 Bruchsal
petra.pechacek@ssg.bwl.de

DEBATIN®
SAFE. PERFECT. PACKED.

Von Bruchsal in die Welt. 1923 gegründet, ist die Anton Debatin GmbH heute einer der weltweit führenden Anbieter manipulationssicherer Transport- und Verpackungslösungen. Innovative Produktentwicklungen, einzigartige Markt- und Branchenkenntnis sowie schonender Umgang mit Ressourcen und Umwelt zeichnen das Unternehmen, mit Hauptsitz in Bruchsal, aus.

DEBATIN IDEENSCHMIEDE FÜR WEGWEISENDE LÖSUNGEN

www.debatin.de

Bruchsal als Zentrum einer dynamischen Wirtschaftsregion

Stefan Huber mit einem Beitrag von Birgit Welge

Der Beitrag zeigt die Bemühungen der Regionalen Wirtschaftsförderung und der Stadt Bruchsal um Sicherung und Ausbau der ökonomischen Stärke der Region auf.

Funktionaler Raum: die Wirtschaftsstruktur der Region

Der Raum Bruchsal ist ein eigenständiger Wirtschaftsraum. Der sogenannte Mittelbereich Bruchsal umfasst rund 150 000 Einwohner im Verflechtungsraum, der sich als Einzugsbereich in Pendler- und Einkaufsströmen, Zulieferbeziehungen, Schulen und den verschiedenen sonstigen gesellschaftlichen Bereichen ausgestaltet hat.

Ein breites Spektrum an mittelständischen Betrieben der Region bildet das wirtschaftliche Rückgrat. Sie beliefern die wenigen Großunternehmen der Region und sind in vielen Fällen auch überregional und global als Technologie- oder Wissensanbieter aktiv.

Globale Spieler sind die Leitunternehmen der Region allemal. Die SEW-EURODRIVE hat sich in den letzten zwanzig Jahren enorm dynamisch entwickelt. Das Unternehmen zählt aktuell 16 000 Mitarbeiter weltweit. Als Süddeutsche-Elektromotoren-Werke in den 1930er Jahren gegründet, hat sich das Unternehmen über die Basisprodukte Elektromotoren und Getriebe hinaus längst zum Komplettanbieter für Antriebstechnik und Automatisierung entwickelt. Am Hauptsitz in Bruchsal und im Werk Graben arbeiten knapp 5000 Beschäftigte in Verwaltung, Forschung und Entwicklung sowie Produktion.

Größenmäßig an zweiter Stelle rangieren die John Deere Werke Bruchsal. Der Nutzfahrzeugbauer hat im Industriegebiet West an der Autobahn drei unabhängige Bereiche angesiedelt: die Kabinenproduktion, das Europäische Ersatzteilzentrum und den Landmaschinenvertrieb Deutschland. Ähnlich wie für die SEW ist auch für John Deere festzustellen, dass Tausende von Sekundärarbeitsplätzen außerhalb der Werkstore – bei Zulieferern und Subunternehmen in der Region – mehr oder weniger stark von der Kabinenproduktion und dem Logistikzentrum abhängen.

Die jüngsten Investitionen der beiden genannten Großunternehmen zeugen von einem klaren Bekenntnis zum Standort. Gleiches gilt auch für eine ganze Reihe weiterer namhafter Unternehmen, die in den letzten Jahren ihre Kapazitäten erweitert oder modernisiert haben wie beispielsweise BLANCO. Der positiven Entwicklung dieser Leitunternehmen ist es zu verdanken, dass der teils massive Arbeitsplatzabbau zurückliegender Zeiten in anderen Industriebereichen kompensiert werden konnte. Zwei bedeutende Bei-

Das Leuchtturmprojekt »zeozweifrei unterwegs« der Regionalen Wirtschaftsförderung Bruchsal. Insgesamt werden bis in anderthalb Jahren 41 dieser Elektrofahrzeuge im Carsharingbetrieb auf den Straßen der Region sein (Foto: WFG)

spiele ehemaliger großer Arbeitgeber in der Region sind die Firmen Siemens und ICI bzw. Invista. In den 1970er Jahren arbeiteten mehrere Tausend Menschen bei Siemens in Bruchsal. Der Konzern stellte in der Barockstadt insbesondere Telekommunikationstechnik her. Nach mehreren Wellen des Arbeitsplatzabbaus und langen Jahren des schleichenden Bedeutungsverlusts des Standorts schloss die zuletzt verantwortliche Nokia Siemens Networks ihre Niederlassung in Bruchsal im Jahr 2012 komplett. Die Nylonfabrik in Östringen, die zuletzt die Namen ICI und Invista trug, steht genauso für ein ehemals prosperierendes Unternehmen der Region, das mehrere Tausend Menschen im vorderen Kraichgau in Lohn und Brot hielt. Mehrere eigens eingerichtete Buslinien brachten die Mitarbeiter aus den umliegenden Gemeinden an den Firmensitz im Westen von Östringen. Doch auch dort hinterließ der Strukturwandel tiefgreifende Spuren. 2011 schloss die ICI endgültig.

Aus scheinbar Verlorenem entsteht neues wirtschaftliches Treiben: Sowohl auf dem ehemaligen Siemens-Areal in Bruchsal als auch auf dem ICI-Gelände in Östringen ist es binnen weniger Jahre gelungen, zahlreiche neue Firmen anzusiedeln. Neben vorausschauender Stadtplanung und -politik hier wie da war es in beiden Städten insbesondere das Engagement privater Akteure, die nachhaltig in beide Standorte investieren. Einen gewissen Beitrag an dieser Neupositionierung konnte auch die Regionale Wirtschaftsförderung Bruchsal beisteuern, indem sie konzeptionell und im operativen Ansiedlungsgeschäft sehr eng mit beiden professionellen Betreibern zusammenarbeitet: der Industriepark Östringen GmbH in Östringen und der TRIWO AG in Bruchsal. Östringen hat sich zu einem attraktiven Standort für Produktion und Logistik entwickelt, im TRIWO Technopark Bruchsal überwiegt die Büro- und Labornutzung verschiedenster Nutzer.

Auch außerhalb dieser beiden erfolgreichen Industriekonversionsstandorte sind spezialisierte Firmen in der Region Bruchsal weltweit erfolgreich. Oft sind es kleinere Firmen, die im globalen Wettbewerb ganz oben mitspielen, durch ihre fachliche Spezialisierung aber we-

nig im Bewusstsein der Öffentlichkeit stehen. Die Firma Leipert hat beispielsweise Turbinen für den Drei-Schluchten-Damm in China bearbeitet. Die Firma in Kraichtal fräst und dreht für internationale Kunden Bauteile, die bis zu 34 Meter lang sind und bis zu 220 Tonnen wiegen. Leichtes und Süßes dagegen liefert das Familienunternehmen Sweet & Lucky in Gondelsheim: Sie gilt als deutschlandweit größter Hersteller von Glückskeksen, darunter auch biologisch zertifizierte, die weltweit begeisterten Absatz finden. Seine Kunden sitzen lassen – aber auf die angenehme Art: Bender-Tribünen aus Bad Schönborn sorgten schon für gute Sicht bei der Fashion-Week in Berlin, beim Tennis in Wimbledon oder bei der Formel 1 in Neu Delhi. Gut verpackt bleiben Frachtpapiere, aber auch Geld und Wertgegenstände mit den Produkten der Firma Debatin aus Bruchsal, die ebenfalls weltweite Vertriebswege aufgebaut hat. Am Standort Bruchsal geht die finnische Firma UPM den umgekehrten Weg: Während das Unternehmen eigentlich Papier herstellt, sammelt der nordbadische Ableger eifrig Reste und Abfälle seiner Kunden, um daraus Holz-Kunststoff-Verbundplatten herzustellen für Terrassen und Fassaden.

Das ist es, was die Wirtschaftsregion Bruchsal ausmacht: kleine Innovationen vor Ort für große Visionen in der weiten Welt.

Standortfaktoren oder: bezahlbare Lebensqualität

Bewertet man die verschiedenen Einflussfaktoren für eine unternehmerische Standortentscheidung, fällt zunächst die ausgewiesene Verkehrsgunst der Wirtschaftsregion Bruchsal auf. Bruchsal ist das einzige Mittelzentrum in Baden-Württemberg, von dem aus man innerhalb von 30 Minuten gleich sieben Großstädte erreicht: Karlsruhe, Heidelberg, Mannheim, Ludwigshafen, aber auch Pforzheim, Heilbronn und – dank der direkten IC-Verbindung – auch die Landeshauptstadt Stuttgart. Wichtige Faktoren sind außerdem die Nähe zu den Rheinhäfen in Karlsruhe, Germersheim und Mannheim, ebenso wie zu Deutschlands zweitgrößtem Güterbahnhof in Mannheim.

Bruchsal und die Region liegen inmitten eines großen Verdichtungsraums, der sich von Mannheim und Heidelberg im Norden bis Karlsruhe und Baden-Baden im Süden erstreckt. Unternehmen und Menschen profitieren insbesondere von der »bezahlbaren Lebensqualität«: Das Preisniveau für Immobilien liegt deutlich unter denen der großen Städte. Die Region verzeichnet signifikant weniger Stau und Lärm, sondern bietet stattdessen ein Leben und Arbeiten im Grünen. Allerdings ohne gleichzeitig peripher zu sein: Die Großstädte liegen vor der Haustür. Alle 13 Gemeinden der Region profitieren also von den Vorteilen der Großstädte, aber ohne deren Nachteile zu haben.

Ebenso bestehen beste Möglichkeiten für Firmen, Fachkräfte zu gewinnen oder Wissen aus der Forschung zu übernehmen. Die Nähe zu herausragenden Forschungs- und Hochschuleinrichtungen befördert die wirtschaftliche Entwicklung enorm. Zu nennen sind renommierte Einrichtungen wie das KIT und die Universitäten Heidelberg und Mannheim.

Die Wirtschaftsregion Bruchsal weist einen ausgewogenen, zukunftsweisenden Branchenmix auf. Wir sind nicht einseitig von einer alles überragenden Branche wie Automobil abhängig. Stattdessen haben wir branchenübergreifende Systemanbieter beispielsweise in der Energie- und der Automatisierungstechnik sowie den Informationstechnologien.

Das Zukunftsforum: gemeinsame Regionalentwicklung in der Wirtschaftsregion Bruchsal

Regionalen Netzwerken und Kooperationen kommt gerade in Zeiten globalisierter Märkte eine stetig wachsende Bedeutung zu. Vor Ort, am Heimatstandort sozusagen, bestens vernetzt zu sein, heißt im permanenten partnerschaftlichen Dialog mit Schulen, Kommunalverwaltung und -politik, verschiedensten Behörden und schließlich auch mit Zulieferern und Forschungseinrichtungen zu stehen. Es ist

Fakten und Strukturdaten aus dem Bruchsaler Wirtschaftsleben

Bruchsal ist ein Mittelzentrum mit starker Infrastruktur im Herzen Europas als Schnittstelle zwischen TechnologieRegion Karlsruhe und Metropolregion Rhein-Neckar. Weltweit agierende kleine und mittelständische Unternehmen, Industrieunternehmen und Dienstleister, junge Start-ups und traditionelle Familienunternehmen finden in Bruchsal und Region die optimalen Rahmenbedingungen für ein kontinuierliches und wirtschaftliches Wachstum.

Zentraler Standortfaktor ist die verkehrsgünstige und zentrale Lage durch die A5 Basel–Frankfurt am Main, die A8 Karlsruhe–Stuttgart–München sowie die A6 Kaiserslautern–Heilbronn–Nürnberg. Außerdem verfügt Bruchsal über wichtige Verkehrsanbindungen wie die B3 Heidelberg–Karlsruhe in Nord-Süd-Richtung und die B35/B10 Germersheim–Bruchsal–Stuttgart in West-Ost-Richtung. Die internationalen Flughäfen Frankfurt a. Main, Stuttgart, Straßburg und der Regionalflughafen Baden Air-Park liegen in gut erreichbarer Entfernung. Bruchsal ist außerdem ein Eisenbahnknotenpunkt mit IC-/IR-Anbindung sowie dem Karlsruher Verkehrsverbund mit seinen Stadtbahnen.

Vor allem Klein- und Mittelbetriebe beherrschen die Bruchsaler Wirtschaft mit ca. 22 000 sozialversicherungspflichtigen Beschäftigten und einer Arbeitslosenquote weit unter dem Bundesdurchschnitt mit 3,7%. Ca. 30% aller Arbeitsplätze in Bruchsal gehören zum verarbeitenden Gewerbe. Zu den bedeutendsten in Bruchsal und Region ansässigen Wirtschaftszweigen zählen u. a. der Maschinenbau, Automobilzulieferer, Elektrotechnik, Informationstechnik und Logistik wie z. B. Fa. Anton Debatin, John Deere, SEW-EURODRIVE, Sulzer Pumpen (Deutschland GmbH) usw.

Die Stadt Bruchsal zeigt eine gesunde Mischung von Industrie, Handwerk, Handel- und Dienstleistungsbetriebe auf, die günstige Entwicklungsbedingungen sowie eine vorteilhafte Branchenstruktur und Standortvorteile hervorbringen. Die Stadt Bruchsal ist durch die Stärke des Einzelhandels mit einem nicht unbedeutendem Anteil an der Gesamtzahl der Arbeitsstädten als Einkaufsstadt und im Dienstleistungsbereich mit den dazugehörigen Behörden, Institutionen und Verbänden zwischen den Oberzentren Karlsruhe, Heidelberg und Mannheim bekannt. Der Wirtschaftsstandort Bruchsal gehört zur Technologie-Region Karlsruhe und ist einer der dynamischsten in Europa. *(Birgit Welge)*

eine der wesentlichen Aufgaben der Regionalen Wirtschaftsförderung Bruchsal, die Plattform für diese Vernetzung zu schaffen. Räume, Foren und Anlässe zu generieren, um die Zusammenarbeit der Unternehmen untereinander, aber auch mit der Verwaltung und sonstigen gesellschaftlichen Bereichen anzustoßen.

Die WFG wird dieser Impulsgeberrolle mit dem Zukunftsforum Wirtschaftsregion Bruchsal gerecht. Seit dem Jahr 2012 arbeiten über 60 Entscheidungsträger der Region in einem strukturierten Regionalentwicklungsprozess zusammen. Koordiniert durch die WFG haben die Bürgermeister, Geschäftsführer unterschiedlicher Wirtschaftszweige sowie die Leiter von Institutionen wie der Agentur für Arbeit Bruchsal, der IG Metall, von Schulen und sonstigen Verbänden die spezifischen Stärken und Schwächen sowie Chancen und Risiken der Region herausgearbeitet.

Vier Expertengruppen, vier Schlüsselfragen, vier Zukunftsprojekte

Abgeleitet von der Strukturanalyse der Region wurden innerhalb des Zukunftsforums vier Expertengruppen zu vier Schlüsselfragen der Region gebildet:

1. Wie positioniert sich die Region im Standortwettbewerb nach außen?
2. Wie finden kleine und mittelgroße Unternehmen auch künftig gut ausgebildete Mitarbeiter?
3. Wie kann die Mobilitätsinfrastruktur so weiterentwickelt werden, dass Einwohner und Firmen wirklich davon profitieren?
4. Wie gelingt der Spagat zwischen sparsamer Flächenpolitik einerseits und der steigenden Nachfrage nach Gewerbeflächen andererseits?

Wirtschaft, Politik und Bildung kommt seit dem Jahr 2012 unter dem Dach der Regionalen Wirtschaftsförderung Bruchsal in einem strukturierten Regionalentwicklungsprozess zusammen (Foto: WFG)

Die vier Expertengruppen haben den festen Willen, nachhaltige und gemeinsame Antworten auf diese Fragen zu geben und haben bereits konkrete Projekte aufgelegt. So befindet sich eine JugendTechnikSchule in ihrer Pilotphase. Sie soll Kinder und Jugendliche in außerschulischen Angeboten mit hohem Spaßfaktor für gewerblich-technische Berufe begeistern. Ein herausragendes Ergebnis der regionalen Zusammenarbeit im Rahmen des Zukunftsforums stellt zudem das Projekt »zeozweifrei unterwegs« dar. 41 E-Carsharingstationen werden bis 2017 in der Region realisiert. Damit halten nicht nur Elektroautos Einzug in die Gemeinden um Bruchsal. Das Projekt bringt erstmals auch Carsharing und Ladeinfrastruktur in die 13 WFG-Gemeinden. Für die Umsetzung des Projekts wurden erfolgreich Fördermittel des Landes und der EU in Höhe von 1,14 Millionen Euro eingeworben. Das ist es, was Regionalentwicklung ausmacht: gemeinsam mehr erreichen.

Etwas schwieriger gestaltet sich hingegen der Prozess der Selbstfindung der Region. Wie die Positionierung zwischen Karlsruhe,

Umweltminister Franz Untersteller prämiert das Projekt »zeozweifrei unterwegs« als eines von landesweit 11 ausgezeichneten Leuchtturmprojekten im Wettbewerb »Klimaschutz mit System« der baden-württembergischen Landesregierung. Damit fließen 1,14 Mio. Euro in die Städte und Gemeinden sowie an Unternehmen der Wirtschaftsregion Bruchsal (Foto: WFG)

Heidelberg und Mannheim erfolgreich gelingen kann, mit welchen Kernbotschaften, mit welchen Vorzeigebranchen und -clustern, diese Fragen konnten auch nach intensiven Beratungen und Konzeptwettbewerben mit Werbeagenturen noch nicht zufriedenstellend geklärt werden. Es gibt keine dominierende Branche, mit der die Region assoziiert werden könnte. Ein Ansatz könnte in der ausschließlichen Betonung der Lagegunst für das Standortmarketing liegen. Kaum eine Region bietet den Zugang zu sieben (!) Großstädten im Radius von 30 Minuten.

Die Spinne im Netz: die Regionale Wirtschaftsförderung Bruchsal

Zunehmende Konkurrenz um die besten »Köpfe« und Unternehmen erhöht den Druck auf Städte und Regionen. Mit dem Handlungsfeld Wirtschaftsförderung reagiert die öffentliche Hand auf diese Herausforderungen. Damit soll die Wirtschaft einer bestimmten Stadt oder Region unterstützt werden – materiell oder ideell. Die politischen Ziele sind Beschäftigungszuwachs bei den Unternehmen, Steuermehreinnahmen und Attraktivitätsgewinn des Standorts.

Die Regionale Wirtschaftsförderung Bruchsal GmbH (WFG) wurde 1987 gegründet und ist ein interkommunaler Zusammenschluss von 13 Städten und Gemeinden sowie von drei regionalen Kreditinstituten. Handlungsfelder der WFG sind:

- Standortmarketing & Kommunikation
- Immobilien & Flächenmanagement
- Cluster & Netzwerke
- KMU & Existenzgründung
- Innovation & Infrastruktur
- Arbeitsmarkt & Qualifikation

Seit 1987 ist die Zusammenarbeit auch institutionalisiert. Mit Gründung der WFG fand der alte Landkreis Bruchsal in wirtschaftlicher Hinsicht seine Verfasstheit wieder.

Anschrift der Autoren:
Regionale Wirtschaftsförderung Bruchsal GmbH
Stefan Huber, Geschäftsführer
Amalienstraße 6
76646 Bruchsal
stefan.huber@wfg-bruchsal.de

Birgit Welge
Stadt Bruchsal
Finanzverwaltung, Bereich Wirtschaftsförderung
Kaiserstraße 66
76646 Bruchsal
birgit.welge@bruchsal.de

»Brot und Spiele«, um die Entwicklung der Stadt Bruchsal auf der Aufwärtsspirale zu verstetigen

Margrit Csiky

Wirtschaftsförderung und Stadtmarketing müssen optimal zusammenarbeiten, um ein Gemeinwesen zukunftsfähig zu gestalten. Das wichtigste Ziel der Stadt Bruchsal in der Nachkriegszeit war der Wiederaufbau. Die Ölkrise und der massive Stellenabbau bei der Firma Siemens in den 70er Jahren hatten zur Folge, dass als nächstes Ziel vor allem Mittelständler angesiedelt wurden. In den 80er Jahren wurde der Bruchsaler Innovations- und Gewerbepark gegründet. Die erfolgreichen Firmen konnten sich später im Technologie- und Ökologiedorf ansiedeln. Seit den 90er Jahren ist der Wettbewerb um Arbeitskräfte und ansiedlungswillige Firmen härter geworden. Mittels Stadtmarketing und gezielter Wirtschaftsförderung versuchen die Städte, ihre Stärken selbstbewusster zu kommunizieren. In Bruchsal gab Ende der 90er Jahre der Slogan »Innenstadt im Wandel« die Richtung vor. Nach der Eröffnung der Rathausgalerie im Jahr 2010 hieß das Ziel dann »Lebendige Innenstadt«. Mit den Heimattagen hat diese Entwicklung sicherlich einen Höhepunkt erreicht.

Wirtschaft ist zu 50 Prozent Psychologie.
Ludwig Erhard

»Panem et circenses« – »Brot und Spiele« – auf diese Formel brachten schon die alten Römer die Aufgaben, welche ein Gemeinwesen lösen muss, um seine Bürger zufrieden zu stellen und zu prosperieren. Genau das ist auch heute das Ziel, welches die Stadtverwaltung im Zusammenspiel von Wirtschafsförderung und Stadtmarketing verfolgt. Dabei sind die beiden Bereiche eng miteinander verflochten: Während die Wirtschaftsförderung vor allem »das Brot« im Sinne von Arbeit und Beschäftigung, also die wirtschaftliche Prosperität im Blick hat, sieht das Stadtmarketing seine Aufgabe darin, das Leben in einem Ort insgesamt attraktiver zu gestalten. Dabei geht es heute natürlich nicht mehr nur um »Spiele«, zu neudeutsch Events, sondern auch um allgemeine Maßnahmen, die die Gefühle ansprechen und die Stadt bei ihren Einwohnern und auch bei Besuchern von auswärts beliebt machen. Die Fachleute sprechen in diesem Kontext von harten und weichen Standortfaktoren.

Die harten Standortfaktoren folgen wirtschaftlichen Gesetzmäßigkeiten. Ihre Parameter kann man in realen Größen ausdrücken, sie sind messbar: Man kann in konkreten Zahlen angeben, ob z. B. die Arbeitslosigkeit oder die Steuereinnahmen steigen oder sinken. Die weichen Standortfaktoren haben mehr mit Gefühlen zu tun. Ob man sich in einem Ort wohlfühlt oder nicht, ob ein

Konzert jemandem gefällt oder nicht, kann man nur indirekt messen. Wenn kein geringerer als Ludwig Erhard sagt: »Wirtschaft ist zu 50 Prozent Psychologie«, wird aber eindeutig klar, wie eng die beiden Sichtweisen miteinander verflochten sind. Das Zusammenspiel ist besonders wichtig, wenn es darum geht, neue Betriebe und neue Einwohner anzusiedeln oder wenn Personal für Firmen akquiriert werden soll. Den meisten Firmen reichen heute für die Ansiedlungsentscheidung billige und gut angebundene Grundstücke nicht mehr. Den Zuschlag erhält, wer zusätzlich auch bei den »weichen Standortfaktoren« punktet, denn die Mitarbeiter wollen schließlich nicht nur arbeiten, sondern in der Stadt auch leben.

Die Einweihung der Rathausgalerie im November 2010 markierte einen Wendepunkt im Stadtmarketing von Bruchsal. Ab diesem Zeitpunkt galt der Slogan: »Lebendige Innenstadt – Wohnen – Einkaufen – Verweilen – Begegnen« (Foto: Martin Heintzen)

1 »Brot« – eine stabile wirtschaftliche Lage als Grundlage eines prosperierenden Gemeinwesens

Bruchsal wurde im Zweiten Weltkrieg zu 80% zerstört. Deswegen galt es in der Nachkriegszeit vor allem, die wirtschaftliche Grundlage wieder aufzubauen. Auch nach den Wirtschaftswunderjahren hat sich die Ökonomie der Stadt Bruchsal kontinuierlich weiter entwickelt. In den ersten Jahren war es vor allem eine Stadt der »verlängerten Werkbänke«, d. h. des produzierenden Gewerbes. Die Wirtschaft war monostrukturiert und wurde von der Firma Siemens dominiert.

Angestoßen von der Ölkrise Anfang der 70er Jahre und durch den massiven Abbau von Arbeitsplätzen bei Siemens wurde die Wirtschaft umstrukturiert. Man setzte nicht mehr auf einen großen Arbeitgeber, sondern versuchte viele Mittelständler anzusiedeln – was auch mustergültig gelungen ist und bis heute der Stadt eine stabile Grundlage bietet.

Um jungen Unternehmern den Start in die Selbstständigkeit zu erleichtern, wurde 1991 der Bruchsaler Innovations- und Gewerbepark (BIG) gegründet. Erfolgreiche Firmen konnten in das Technologie- und Ökologiedorf (TED) ausgesiedelt werden.

Heute bildet ein gesunder Branchenmix die wirtschaftliche Basis von Bruchsal. Die rund 22 000 sozialversicherungspflichtig Beschäftigten arbeiten vor allem im Bereich Maschinenbau, Automobilzulieferer, Informatik, Elektrotechnik und Logistik. Die größten Firmen sind SEW Eurodrive, John Deere, Sulzer Pumpen Deutschland und Anton Debatin. Bei einer Arbeitslosenquote von 3,7% kann man schon fast von Vollbeschäftigung sprechen.

Die lebendige Einzelhandelsstruktur, die durch Neubaumaßnahmen wesentlich ge-

Die Kaiserstraße beim Verkaufssonntag im Frühling 2015. Mit seinen zahlreichen gut organisierten Veranstaltungen hat der BranchenBund einen wesentlichen Beitrag dazu geleistet, dass das Ziel »Lebendige Innenstadt« erreicht werden konnte (Foto: Margrit Csiky)

stärkt wurde, sowie zahlreiche Schulen, Behörden, Arztpraxen und sonstige Institutionen sorgen dafür, dass die Stadt ihrer Funktion als Mittelzentrum gerecht wird. Im Neubaugebiet Bahnstadt werden gegenwärtig zahlreiche Wohnungen errichtet, eine weitere Maßnahme, die die Stadt zukunftsfähig macht, weil sie für weiteres Wachstum gewappnet ist.

2 »Spiele« – als Ausdruck von attraktiven Lebensbedingungen und positiven Gefühlen

Das Stadtmarketing muss dafür sorgen, dass die Lebensbedingungen attraktiv sind, dann ist es leichter, potente Wirtschaftsunternehmen am Standort zu halten oder anzusiedeln. Wenn der Wirtschaftsstandort gesund ist und genügend Mittel generiert, ist es für das Stadtmarketing leichter, die Region zu bewerben und attraktiv zu gestalten. An dieser Spirale gilt es zu arbeiten. Das gut organisierte Zusammenspiel bewirkt eine Entwicklung in Form einer Aufwärtsspirale. Und wenn die Bürger der Stadt stolz auf ihre Stadt sind und selbstbewusst für sie werben, hat das Stadtmarketing seine wichtigste Aufgabe erfüllt!

2.1 Stadtmarketing in Bruchsal: Strukturen

Ära der ersten Überlegungen (ab 1991)
Während des Wiederaufbaus nach dem Krieg galt es, so schnell wie möglich Wohnraum zu schaffen. Selbstverständlich machte man sich

auch damals Gedanken, wie man die Stadt ansprechender gestalten könne. Aber der zeitliche Druck und die begrenzten finanziellen Mittel bewirkten, dass die Ansprüche relativ gering waren. Die Verbesserungen waren punktuell, sie galten vor allem dem engen Bereich des Wohnumfeldes und der Verkehrsberuhigung. Die Einweihung des neuen Rathauses im Jahr 1954 markierte die neue Normalität des Alltagslebens und erst die Eröffnung des Bürgerzentrums 1987 war das Signal für eine neue Lebensqualität in der Stadt.

Anfang der 80er Jahre wurde auch in Deutschland der Ansatz aus den USA und aus Großbritannien übernommen, die Stadtverwaltung als einen Konzern zu sehen und Kategorien aus der Privatwirtschaft auf die öffentliche Verwaltung zu übertragen. Die einzelnen Dienstleistungen wurden als Produkte definiert, deren Kosten als »Preise« zwischen den unterschiedlichen Verwaltungen vergleichbar werden sollten. Man verglich beispielsweise die Kosten für das Erstellen des Produktes »Pass« in verschiedenen Gemeinden und traf danach betriebswirtschaftliche Entscheidungen. Das führte schließlich dazu, dass heute die Haushaltspläne der Kommunen nicht mehr kameralistisch, sondern doppisch geführt werden.

Es dauerte dann aber noch bis 1991, bis die Einzelhändler der Stadt gemeinsam mit der Sparkasse und dem Verein Haus und Grund die Zeichen der Zeit erkannten und Dr. Bruno Tietz, Professor an der Universität Saarbrücken, zu einem Vortrag nach Bruchsal einluden. Er sagte den Mittelstädten in Deutschland bessere Entwicklungschancen voraus als den Großstädten und empfahl deshalb, in Bruchsal für mehr Einzelhandelsflächen und Parkplätze zu sorgen und mehr Geld in die Stadtwerbung zu investieren. Die unmittelbare Folge dieses Vortrags war die Gründung eines Arbeitskreises Stadtmarketing. Allerdings konnten sich die Teilnehmer nicht einigen, was die Organisationsform und die Finanzierung betraf, so dass das Thema danach nicht weiter verfolgt wurde.

Lenkungsausschuss Stadtmarketing (1997–2000)

1997 wurde ein zweiter Anlauf genommen. Der Gemeinderat beschloss, einen Lenkungsausschuss zu bilden, der Ideen aus drei Arbeitsgruppen bewerten und deren Umsetzung beschließen sollte. Nach zwei Sitzungen forderte Ulli Hockenberger, der damalige Persönliche Referent des Oberbürgermeisters, man müsse eigens für diese Aufgabe eine Stelle schaffen, mit klaren Verantwortlichkeiten und einer sicheren Finanzierung.

Nachdem Dr. Theodor Haag, Geschäftsführer der Kommunalentwicklung Baden-Württemberg, in einem Vortrag im Juli 1999 zu dem Fazit kam, dass die meisten Themen, die von den Arbeitsgruppen angesprochen wurden, nur in der Verwaltung bearbeitet werden könnten, beschloss man für das Stadtmarketing eine neue Stelle zu schaffen.

Eigene Stelle für Stadtmarketing (ab 2000)

Es war wieder ein Vortrag, der die weitere Entwicklung des Stadtmarketings in Bruchsal beeinflussen sollte: Christian Klotz, Erster Vorsitzender der Werbegemeinschaft Bad Reichenhall, kam am 20. Juli 2000 zu dem Schluss, dass man bei der Stadtverwaltung eine Geschäftsstelle benötige, dass man aber unbedingt auch einen Verein gründen müsse, um wirklich etwas zu bewegen. Die Stelle wurde ab 1. September 2000 besetzt.

Nach einer Periode der Auslagerung via Outsourcing an die städtische Tochtergesellschaft Bruchsaler Tourismus, Marketing und Veranstaltungs-GmbH (2002 bis 2007), wurde

Die Schlossweihnacht, die es in dieser Form seit 2009 gibt. Das Schoss Bruchsal ist nach wie vor das wichtigste Wahrzeichen der Stadt. Das Stadtmarketing bewirbt das Schloss und damit die Stadt mit immer neuen Veranstaltungen (Foto: Hans-Peter Safranek)

die Aufgabe im Jahr 2007 wieder in die Stadtverwaltung eingegliedert – und zwar im Bereich des Hauptamtes als Büro für Stadtmarketing und Öffentlichkeitsarbeit.

2.2 Was lief in dieser Zeit inhaltlich?

Der Gang durch die verschiedenen Organisationsformen zeigt vor allem eines: Der Bereich Stadtmarketing war lange Zeit auf der Suche, und zwar nicht nur nach der passenden Organisationsform, sondern parallel dazu auch nach dem jeweils zeitgemäßen Ziel! Per Definition ist die Aufgabe des Stadtmarketings, ein positives Image für die Stadt zu schaffen und zu festigen. Das hat sehr viel mit Kommunikation zu tun. Damit jedoch etwas Positives kommuniziert werden kann, muss zuerst an dem Produkt gearbeitet werden. Die besondere Herausforderung besteht darin, dass es keine Patentlösungen gibt, dass vielmehr den Eigenheiten der Stadt Rechnung getragen werden muss.

Im Laufe der Jahre wurde vom Büro für Stadtmarketing ein Netzwerk geschaffen, zu dem die Einzelhändler und Gastronomen, die Immobilienbesitzer und die Gewerbetreibenden gehören. Für jedes Jahr wurde jeweils ein 10-Punkte-Programm erarbeitet, um die Stadt für die Bürgerschaft attraktiver zu machen, das sogenannte Stadtmarketing nach innen.

Ein Wendepunkt in der Arbeit des Stadtmarketings war die Eröffnung der Rathaus-

Die Stadtteile hatten einen wichtigen Beitrag dazu geleistet, dass die Stadt Bruchsal vom Land Baden-Württemberg den Zuschlag für das Ausrichten der Heimattage 2105 erhielt. Als es dann beim Bruchsaler Spargel-Erlebnis hieß: »Bühne frei für das Wettschälen« legten sich deren Vertreter richtig ins Zeug: v. l. der Winzer Werner Huber für Helmsheim, der Türmer Peter Schwedes für Heidelsheim, die Spargelkönigin Laura Schäffner für Büchenau, der Ausscheller Wolfgang Heneka für Obergrombach sowie Peter Kaiser als Bauernführer Joß Fritz für Untergrombach (Foto: Hans-Peter Safranek)

galerie am 11. November 2010. Davor galt es, die große Baustelle für die Rathausgalerie zu begleiten, z. B. mit der Werbekampagne »Innenstadt im Wandel«. Danach hieß es, die »lebendige Innenstadt« zu bewerben. Hier einige Beispiele von Projekten, welche von verschiedenen Abteilungen der Stadtverwaltung ausgeführt wurden: Die Plätze in der Stadt erhielten durch Veranstaltungen ein Profil, beispielsweise der Otto-Oppenheimer-Platz mit seiner Bühne durch das Entenrennen und das Spargel-Erlebnis, der Babette-Ihle-Platz durch das Leseregal, die Bänke im Schatten und die Plastik der lokalen Dichterin Babette Ihle, der Europaplatz durch Veranstaltungen mit Partnerstädten, der Platz an der Durlacher Straße durch die Neugestaltung. Eine Schlüsselrolle spielt nach wie vor der Einzelhandel. Die neue Rathausgalerie war eine positive Initialzündung, die Ansiedlung des Modegeschäfts Jost war ein weiterer wichtiger Meilenstein bei der Aufwärtsentwicklung der Innenstadt.

Das Flaggschiff für die Stadtwerbung nach außen bleibt nach wie vor das Schloss mit seiner einmaligen, von Balthasar Neumann (1687–1753) entworfenen Treppe, mit dem wunderbaren Deutschen Musikautomaten-Museum und den Prunkräumen. Um es besser zu positionieren, wurde die Bruchsaler Schlossweihnacht ins Leben gerufen, eine

Veranstaltung, die seit sechs Jahren stattfindet und immer mehr Besucher anzieht. Auch die Open-Air-Vorstellungen der Badischen Landesbühne und das Klassik-Open-Air-Konzert im Schlossgarten sowie zahlreiche Kulturveranstaltungen im Schloss selbst tragen dazu bei, dass Besucher von nah und fern den Namen Bruchsal mit dem Schloss verbinden.

Der jüngste Meilenstein im Bereich Stadtmarketing sind sicherlich die Heimattage im Jahr 2015. Obwohl die Veranstaltungen noch nicht ganz abgeschlossen sind, kann man schon feststellen: Sie haben einen Ruck in der Bevölkerung verursacht, viele Vereine und Ehrenamtliche machen mit und das Gefühl der Zusammengehörigkeit wurde gestärkt, so dass man einfach mit Goethe sagen kann, das neue »Zauberwort« in der Stadt heiße: »Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste!«

Anschrift der Autorin:
Margrit Csiky
Stadtverwaltung Bruchsal,
Leiterin Büro für Stadtmarketing
Kaiserstraße 66
76646 Bruchsal
E-Mail:
margrit.csiky@bruchsal.de

Hier gibt's was für die Ohren

Ein kleiner geschichtlicher Streifzug durch das Bruchsaler Musikleben

Thomas Moos

Mit der Musik, laut Heinrich von Kleist die »Wurzel aller übrigen Künste«, ist die Stadt Bruchsal auf vielfältige Weise verbunden. Einerseits durch nicht wenige bekannte Komponisten und Interpreten, die hier geboren wurden oder hier tätig sind, andererseits durch eine Vielzahl von Vereinen, die sich schon seit vielen Generationen auf mannigfaltige Weise und teilweise auch auf internationalem Parkett mit der Tonkunst beschäftigen. Und natürlich darf auch das rege Konzertleben nicht vergessen werden, welches ganzjährig die unterschiedlichsten Musikstile und Musikrichtungen auf die Bühnen der Stadt bringt. Unter der Überschrift »Hier gibt's was für die Ohren!« stellt Stadtarchivar Thomas Moos in einem kleinen geschichtlichen Streifzug die »Musikstadt Bruchsal« vor.

»Musik wird oft nicht schön gefunden, weil sie stets mit Geräusch verbunden.« Dieser Spruch von Wilhelm Busch mag vielleicht andernorts gelten, in Bruchsal jedenfalls nicht. Ganz im Gegenteil: Die Tonkunst, die laut Heinrich von Kleist als »Wurzel aller übrigen Künste« gilt, wird in Bruchsal in einem ganz besonderen Maße gehegt und gepflegt. Und zwar nicht nur in unseren Tagen, sondern auch schon zu früheren Zeiten.

Der Schlosserbauer Fürstbischof Damian Hugo von Schönborn (1676–1743), selbst aktiver Geigenspieler und eifriger Sammler von Notenblättern, verfügte bereits vor rund 300 Jahren über eine kleine Hofmusik, welche von seinen Nachfolgern immer mehr vergrößert und gepflegt wurde. Selbst von Fürstbischof Damian August von Limburg-Stirum (1721–1797), welcher laut Zeitgenossen äußerst unmusikalisch war und während seinen öfters vorkommenden depressiven Verstimmungen die Hofmusik hin und wieder auch als »kostspielige Narretey« bezeichnete.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts stand diese Hofmusik, für die es übrigens im Schloss eigens einen Kammermusiksaal gab, unter der Leitung des aus dem Bayerischen stammenden Komponisten und Dirigenten Johann Evangelist Brandl (1760–1837). Dieser zu den sogenannten »Kleinmeistern« zählende Schöpfer äußerst gefälliger Kammermusik und anderer Werke geriet nach seinem Tode wieder in Vergessenheit, ein Schicksal, das er mit vielen seiner Zunft teilte. Aber gerade in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten beschäftigt sich die Musikforschung vermehrt mit den weniger ins Licht getretenen Komponisten, zumal viele ihrer Werke noch unerschlossen in Archiven und Bibliotheken schlummern. Und so verwundert es nicht, dass zwischenzeitlich einige Werke des letzten Bruchsaler Hofmusikdirektors als CD-Einspielung vorliegen, zumal sich seine Kam-

mermusikwerke durchaus mit vergleichbaren Kompositionen seiner berühmteren Zeitgenossen messen lassen können. Darüber hinaus ist heute in Fachkreisen allgemein anerkannt, dass er für die Bedeutung des Fagotts in der Kammermusik eine nicht unerhebliche Rolle spielte.

Wenn man in die Bruchsaler Musikgeschichte blickt, darf man auch Marianne Kirchgessner (1769–1808) nicht unerwähnt lassen. Der in Bruchsal geborenen und im Alter von vier Jahren erblindeten Tochter eines fürstbischöflichen Hofzahlmeisters war die Musik gewissermaßen in die Wiege gelegt: Ihr Vater spielte Trompete und der Großvater mütterlicherseits verdiente seinen Lebensunterhalt als Mitglied der Würzburger Hofkapelle. Nach jahrelangem Studium bei dem Karlsruher Kapellmeister Joseph Aloys Schmittbaur entwickelte sich Marianne Kirchgessner zur führenden Glasharmonika-Virtuosin Europas und für den Rest ihres relativ kurzen Lebens waren die Konzertsäle zwischen London und St. Petersburg ihr zweites Wohnzimmer. Auf ihren ausgedehnten Konzertreisen, immer begleitet von ihrem Impresario Heinrich Bossler und dessen Gattin, lernte sie neben Johann Wolfgang von Goethe, Antonio Salieri und Joseph Haydn auch Mozart näher kennen, der eigens für sie sein berühmtes Glasharmonika-Quintett KV 617 komponierte. Die Glasharmonika, übrigens eine Erfindung des amerikanischen Universalgelehrten Benjamin Franklin (1706–1790), ist heute nur noch selten zu hören, ihre Blütezeit hatte sie zwischen 1760 und 1830. Wer ihren »ätherischen Klängen« einmal lauschen möchte, findet im Internet unter www.glasharmonika.at einige Klangbeispiele.

Doch Marianne Kirchgessner ist nicht die einzige Verbindung zwischen Mozart und Bruchsal. Als Kind befand sich der Komponist anno 1763 zusammen mit seinem Vater Leopold und seiner Schwester Maria Anna auf einer Konzertreise durch Europa und auf dem Weg nach Mannheim machte die Reisegesellschaft von Ludwigsburg kommend auch in Bruchsal Station. Man nächtigte im damaligen Gasthaus »Zum Riesen«, wo auch heute noch am Nachfolgegebäude (Firma Betten-Mangei in der Anton-Wetterer-Straße) eine Gedenktafel an die berühmten Gäste erinnert. Vater Leopold scheint jedenfalls von Bruchsal und seiner Residenz begeistert gewesen zu sein. Denn er schreibt am 19. Juli 1763 nach Salzburg an seinen Freund Lorenz Hagenauer: »[…] die Residenz von Bruchsal ist sehenswürdig, die Zimmer sind von aller-

Zu bestimmten Jahrestagen wird in Bruchsal gerne durch Vorträge und Konzerte an historische Musikerpersönlichkeiten erinnert (Foto: Stadt Bruchsal)

Marianne Kirchgessner *1769 Bruchsal +1808 Schaffhausen
und Wolfgang Amadeus Mozart *1756 Salzburg +1791 Wien

Gasthaus "Zum Riesen" (im Bild rechts mit Torbogen)

Bis 1945 stand an dieser Stelle das Gasthaus "Zum Riesen", in dem der siebenjährige Wolfgang Amadeus Mozart mit Eltern, Schwester Nannerl und Diener Sebastian vom 12. bis 14. Juli 1763 auf der Reise nach Paris übernachtete.

Mozart 1763

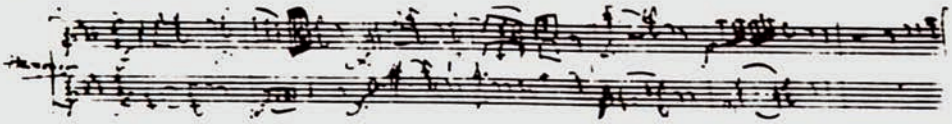
Vater Leopold Mozart lobte in einem Brief vom 19. Juli 1763 die Bruchsaler Barockresidenz als *"so edel, unbeschreiblich reizend und kostbar, daß man nichts Angenehmeres sehen kann".*

Die Malerin Angelika Kaufmann an der Glasharmonika. Kupferstich von Carl Rahl nach einer Zeichnung von Ludwig Schnorr von Karolsfeld, 1819. Von Marianne Kirchgessner sind keine Bilder überliefert.

Sechs Jahre später kam in Bruchsal die Glasharmonikavirtuosin Marianne Kirchgessner zur Welt. Sie erblindete im Alter von vier Jahren, wurde aber wegen ihres musikalischen Talents gefördert und auf der Glasharmonika unterrichtet. Anfang 1791, im Todesjahr Mozarts, trat Marianne Kirchgessner ihre erste Konzertreise durch Europa an.

Beeindruckt von ihrem Glasharmonikaspiel in Wien 1791 komponierte Mozart, Kirchgessners Bitte entsprechend, ein Quintett für Harmonika, Flöte, Oboe, Viola und Cello sowie ein Solo-Adagio (KV 617, 617a).

Marianne Kirchgessner war eine der großen reisenden Künstlerinnen der Musikgeschichte. Auf ihren zahlreichen Reisen traf sie Goethe, Schiller und Mozart. Sicher haben Mozarts Kompositionen, die zeitlebens ihre Lieblingsstücke waren, zu ihrem Ruhm beigetragen.



AKTIV

Eine Tafel am Standort des früheren Gasthauses »Zum Riesen« in der Anton-Wetterer-Straße erinnert nicht nur an den dortigen Aufenthalt Mozarts im Jahre 1763, sondern auch an die in Bruchsal geborene Glasharmonika-Virtuosin Marianne Kirchgessner (Foto: Stadt Bruchsal)

bestem Geschmack; nicht viele Zimmer, aber so edel, unbeschreiblich reizend und kostbar, dass man nichts angenehmeres sehen kann […]«.

Und schließlich gibt es noch eine dritte Verbindung zwischen dem großen Tonschöpfer Mozart und unserer Stadt: 1728 wurde im heutigen Stadtteil Heidelsheim der Klavierbauer Johann Andreas Stein geboren. Er stammte aus einer ursprünglich in Helmsheim wohnenden Instrumentenbauerfamilie und wurde selbst zum Begründer einer sehr bekannten und hoch angesehenen Instrumentenbauerdynastie. Zunächst ging der junge Stein bei seinem Vater in die Lehre und ab 1748 führte ihn seine Wanderschaft zu dem berühmten Orgelbauer Johann Andreas Silbermann nach Straßburg. Dort lernte er neben dem Anfertigen von Orgeln auch den Bau von Cembalos und Klavieren. 1750 wanderte er schließlich nach Augsburg aus, einer Stadt mit einem vielfältigen musikalischen und kulturellen Leben. Ein weiterer Grund mag wohl gewesen sein, dass er seiner großen badischen Orgelbauer-Verwandtschaft keine Konkurrenz machen wollte. Zehn Jahre später heiratete er Maria Regina Burkhart, mit der er zusammen fünfzehn Kinder hatte.

Johann Andreas Stein spezialisierte sich nun immer mehr auf den Klavierbau und entwickelte auf diesem Gebiet Neuerungen, die zu seinem späteren großen Ruhm führten. Mit der Erfindung einer neuen Mechanik, also einer Technik, die den Weg von der Klaviertaste zur Klaviersaite entscheidend verbesserte, sorgte er dafür, dass der scheppernde Klang, der bis dahin zum Klavierspiel gehörte, wegfiel.

Mozart lobte die Stein'schen Instrumente in den höchsten Tönen. Im Oktober 1777 schreibt er an seinen Vater: »Ehe ich noch vom Stein seiner Arbeit etwas gesehen habe, waren mir die Späthischen Klaviere am liebsten; nun muss ich aber den Steinischen den Vorzug lassen […] Es ist wahr, es gibt so ein Pianoforte zwar nicht unter 300 Fl., aber seine Mühe und Fleiß, die er anwendet, ist nicht zu bezahlen […] Seine Klaviere sind auch wirklich von Dauer […]«.

Mozart und Stein waren gute Freunde und neben anderen bekannten Komponisten waren Leopold und Wolfgang Mozart oft zu Besuch im Stein'schen Haus, welches für seine Gastfreundschaft bekannt war. Johann Andreas Stein starb am 29. Februar 1792, nur wenige Wochen nach seinem Freund Mozart, im Alter von 63 Jahren. Im Bruchsaler Stadtteil Helmsheim wurde bereits vor vielen Jahren eine Straße nach ihm benannt.

Wenn wir dann ins 19. Jahrhundert schauen, kommt die große Zeit der Vereinsgründungen und nicht wenige heute noch bestehende Chöre, Kirchenchöre und Musikvereine haben ihren Ursprung in diesem Zeitabschnitt. Besonders erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang das Bruchsaler Sinfonieorchester, welches 1837 als Musikverein ins Leben gerufen wurde und somit bereits auf eine 178-jährige Geschichte zurückblicken kann. Ferner etablierten sich im 19. Jahrhundert verschiedene Instrumentenbauer, der Musikalienhandel begann, eine städtische Musikschule wurde gegründet und all dies zeigt, dass die Musik nun auch wie in anderen Städten mehr und mehr Zugang gefunden hatte in die Wohnzimmer des aufkommenden Bürgertums. Ein Gewerbeverzeichnis aus jener Zeit listet immerhin acht private Musiklehrer und Musiklehrerinnen auf. Gleiches gilt auch für die in den 1970er Jahren eingemeindeten Stadtteile. Auch dort wurden in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts die ersten Männergesangvereine, Kirchenchöre und Musikvereine gegründet.

Auch in einem Deckenfresko des Bruchsaler Schlosses findet man die Musik verewigt: Johannes Zick schuf die musizierenden Mädchen für den Marmorsaal in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Kongenial erneuert wurden sie beim Wiederaufbau des Schlosses durch Wolfram Köberl aus Innsbruck (Foto: Martin Heintzen)

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts besann man sich wieder auf alte Traditionen und rief die »Historischen Schlosskonzerte« ins Leben. Aus ganz Süddeutschland kam das Publikum zu diesen Veranstaltungen und Berichte zu den Aufführungen waren auch in der überregionalen Presse keine Seltenheit. Erst der Zweite Weltkrieg setzte dieser Konzertreihe ein Ende. Glücklicherweise haben diverse Exemplare der Konzertprogramme während des Krieges keinen Schaden genommen. So können sie uns heute noch Auskunft geben über das Repertoire und die Aufführungspraxis jener Zeit. In den Jahren des Wiederaufbaus wurden dann die Harmonika-Vereine, die Stadtkapellen und der Fanfarenzug gegründet und ab 1969 gab es in Bruchsal auch wieder eine Musikschule, die dann später zur Musik- und Kunstschule (MuKs) erweitert wurde. Zahlreiche »Jugend musiziert«-Preisträger und Berufsmusiker sind aus ihr hervorgegangen und in wenigen Jahren kann sie ihr 50-jähriges Bestehen feiern. Besondere Beachtung finden heute auch die seit 1955 wieder existierenden Schlosskonzerte, die der Kulturring Bruchsal e. V. zusammen mit dem SWR im historischen Kammermusiksaal veranstaltet. Im Rahmen dieser Konzerte waren bereits nicht wenige weltbekannte Instrumentalisten zu Gast in unserer Stadt.

Heute wird, wie schon eingangs erwähnt, die Musik in Bruchsal besonders gepflegt. Na-

Der im Louis-seize-Stil ausgeschmückte fürstbischöfliche Kammermusiksaal ist bis auf den heutigen Tag Schauplatz hochkarätiger Musikveranstaltungen (Foto: Stadtarchiv Bruchsal)

hezu 60 Vereine widmen sich der edlen Tonkunst, darunter nicht nur die »klassischen« Chöre und Musikvereine, sondern auch nicht alltägliche Formationen wie das Zupfensemble »Cantabile« im Stadtteil Heidelsheim oder das auch europaweit bekannte und bereits seit 1981 bestehende Jugendsinfonieorchester der Musik- und Kunstschule, um nur zwei von vielen zu nennen.

Mit den »Tagen der Chor- und Orchestermusik« und dem »Eurofestival Zupfmusik« waren auch schon Großevents mehrfach bei uns zu Gast und seit 2012 ist Bruchsal Schauplatz des Deutschen Akkordeonmusik-Festivals. Darüber hinaus finden alljährlich von Januar bis Dezember die verschiedensten Konzerte statt, sei es in Kirchen, im Bürgerzentrum, im Schloss oder auch unter freiem Himmel. Auch hier seien nur als Beispiele das »Heidesheimer Orgelforum«, die »Tage der Schulmusik« und das traditionelle Neujahrskonzert mit dem Mannheimer Stamitz-Orchester unter der Leitung von Prof. Klaus Eisenmann genannt. Noch mehr musikalische Highlights als üblich gibt es schließlich im Rahmen der in Bruchsal stattfindenden Heimattage Baden-Württemberg 2015, zu deren Programm eigens ein Schwerpunkt »Baden-Württemberg klangvoll« zählt: Große Opernchöre kommen im Schlossgarten zur Aufführung, der weltberühmte Altmeister der Klezmer-Musik, Giora Feidman, wird im Herbst in Bruchsal ein Konzert geben und bereits im Juni erklang in der Innenstadt im Rahmen einer Sing-Wette das Badner-Lied aus über 2000 Sängerkehlen.

Abschließend darf nicht unerwähnt bleiben, dass im Bruchsaler Schloss bereits seit vielen Jahren das Deutsche Musikautomaten-Museum seine Bleibe gefunden hat. Weltweit gehört es zu den Größten seiner Art und alljährlich zieht es mit seinen außergewöhnlichen klingenden Exponaten zahlreiche große und kleine Besucher in seinen Bann.

Wer also in Sachen »Musik« auf der Suche ist, wird in Bruchsal sicherlich fündig werden.

Anschrift des Autors:
Thomas Moos
Stadtarchiv Bruchsal
Am Alten Schloss 2
76646 Bruchsal
thomas.moos@bruchsal.de

Das Deutsche Musikautomaten-Museum auf neuen Wegen

Ulrike Näther

2014 wurde das Deutsche Musikautomaten-Museum im Schloss Bruchsal in 2-jähriger Umbauzeit neugestaltet und inhaltlich neukonzipiert. Die Aufmerksamkeit galt dabei nicht nur den technischen Entwicklungen, sondern verstärkt auch den sozialen und wirtschaftlichen Hintergründen und Rahmenbedingungen der Herstellung und Nutzung von Musikautomaten. Ein neues Vermittlungskonzept, bestehend aus Medienstationen und hands-on, macht das bisher vor allem auf Gruppenführungen ausgerichtete Museum für Familien und Individualbesucher attraktiver.

1984 gelangte die Sammlung mechanischer Musikinstrumente des Unternehmers und Sammlers Jan Brauers von Baden-Baden in das Bruchsaler Schloss. Die Außenstelle des Badischen Landesmuseums Karlsruhe (BLM) wuchs durch Zuerwerbungen und Schenkungen rasch an. Der Ankauf der Privatsammlung von Jens Carlsons 2002 aus Königslutter war eine weitere Bereicherung für das »Museum Mechanischer Musikinstrumente«, und zog eine inhaltliche und räumliche Erweiterung des Museums nach sich. Schließlich wurde das Museum 2003 in das Deutsche Musikautomaten-Museum (DMM) umbenannt.

Für die Stadt Bruchsal und das BLM entwickelte sich das Museum bald zu einem attraktiven touristischen Anziehungspunkt, dessen Besucherzahlen allerdings zuletzt stagnierten. Fast 500 Exponate waren auf drei Etagen mit ca. 1600 m^2 verteilt, wobei nur zwei Etagen zur freien Besichtigung geöffnet waren. Nach dem Leitungs- und Generationenwechsel 2008 war es Ziel, das vor allem auf Gruppenführungen ausgerichtete Museum für Familien und den Individualbesucher attraktiver zu machen und alle drei Etagen für die Besucher zu öffnen.

Im November 2012 startete das große Projekt mit der Präsentation eines umfassenden Museumsführers sowie der neu restaurierten selbstspielenden Orgel »Philharmonie VI« der Freiburger Firma Welte. Um den Betrieb des Museums aufrechtzuhalten, wurden die Dauerausstellungsflächen bis Juni 2014 in zwei Etappen inhaltlich überarbeitet und neugestaltet. Nach fast 2-jähriger Umbauzeit konnte das »neue« Museum vollständig und pünktlich zu seinem 30. Geburtstag der Öffentlichkeit präsentiert werden.

Mit der Neukonzeption erfuhr die bisherige technisch-historische Ausrichtung eine inhaltliche Vertiefung und Ergänzung mit Blick auf die wirtschaftshistorische, soziokulturelle und in Ansätzen musikwissenschaftliche Bedeutung der selbstspielenden Musikautomaten. Atmosphärische Inszenie-

Orchestrion »Phonoliszt – Violina«, Modell B, Fa. Hupfeld, Leipzig 1910 (Foto: Thomas Goldschmidt)

Blick aus dem Karussell »Die Wilde Jagd« in die Ausstellung (Foto: Thomas Goldschmidt)

rungen, wie die »Flötenuhren-Werkstatt«, das »Stummfilm-Kino« und die vom Förderverein in den 1990er Jahren erworbene »Historische Wirtschaft« blieben zum Teil erhalten, teilweise wurden sie ergänzt oder ausgetauscht. Material aus den Archivbeständen des DMM wurde für die Besucher anschaulich aufbereitet und in ein Vermittlungskonzept, bestehend aus Medienstationen und hands-on, integriert. Der Besucher erhält dadurch nicht nur Einblick in die Entwicklung des technischen Know-Hows an verschiedenen Standorten, so im Schwarzwald, in Leipzig und in der Schweiz, sondern auch in deren frühe Vermarktungsstrategien und in die vielfältige Produktwelt. Hierzu zählen historische Firmen- und Verkaufskataloge, Zeitungsberichte sowie Hörstationen mit Firmenbiografien. Verschiedene historische bzw. dokumentarische Filmquellen und Fotografien erläutern zudem soziokulturelle Zusammenhänge.

Das Museum gibt einen umfassenden Überblick über die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der selbstspielenden Musikinstrumente. Neben Herstellungszentren von Musikautomaten, wie den Schwarzwald, die Schweiz, Leipzig und die USA, zeigt die Ausstellung die Entwicklung von frühen Flötenuhren mit ihren Orgelwerken bis hin zu den großen Orchestrien und technisch hochwertigen Reproduktionsklavieren. Darunter befinden sich Automaten mit legendärem Ruf, wie das sogenannte achte Weltwunder, die »Violina« der Leipziger Firma Hupfeld und die der Legende nach von der Freiburger Firma Welte für die Titanic vorgesehene Reproduktionsorgel »Philharmonie II«. Neue Inszenierungen vermitteln den früheren Gebrauch der Musikautomaten: ein Karussell aus den 1930er Jahren sowie ein bürgerliches Musikzimmer. Zwei neue Abteilungen belegen die neueren

Blick in die Ausstellung: Schwarzwälder Orchestrien und Flötenuhrenwerkstatt (Foto: Klaus Biber)

Entwicklungen musikalischer Reproduktionstechniken bis in die heutige Zeit.

Im Erdgeschoss, in dem thematisch der Produktionsstandort »Schwarzwald« als Leitmotiv besteht, wird ausgehend von Flötenuhren, die Entwicklung zu den Produkten der mechanischen Orgeln und frühen Orchestrien sowie Karussell- und Drehorgeln aufgezeigt. Über die Text- und Grafikebene hinaus wurden Werkstatt- und Firmenbiografien – neben der bekannten Schwarzwälder Fa. Bruder, z. B. Fa. Blessing und Imhof und Mukle – herausgearbeitet. Eine Medienstation gibt Einblick in die Entwicklungsgeschichte der Hersteller, eingebunden in sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Prozesse des Deutschen Reiches. Herausragendes Beispiel für die bereits im 19. Jahrhundert weitverzweigten internationalen Schwarzwälder Handels- und Produktionsgeflechte ist ein Hörspiel mit der Biografie des in den 1860er Jahren in die USA ausgewanderten Schülers von Blessing, Fridolin Schönstein, der in San Francisco eine bis heute existierende, bekannte Orgelbaufirma initiierte.

Schwarzwälder Flötenuhren und Musikschränke thematisieren beispielhaft die Produktion für ein eher adeliges oder großbürgerliches Publikum in prominenten Räumen. Dagegen gibt der Themenbereich Jahrmarkt mit den Karussellorgeln, die ebenfalls überwiegend aus der Schwarzwälder Region stammen, Einblick in Entwicklungen des öffentlichen Konsums mechanischer Musik. Ein in Teilen eingebautes Karussell aus den 1930er Jahren, das aufgrund seiner Fahruntüchtigkeit lange im Depot gestanden hatte, verstärkt die Jahrmarktsatmosphäre.

Ein wesentliches Bindeglied zwischen Jahrmarkt, Straße und den Hinterhöfen ist der »Moritaten- und Bänkelsang«. Um den Besuchern Vortragsweise und Liedgut nahe zu bringen, wurde hier eine Medienstation u. a. mit Beispielen zum Moritatenlied und der

Moritatentafel »Brusler Dorscht«, Hermenegild Peiker, 1994 (Foto: Klaus Biber)

Kaminuhr mit Flötenwerk, sog. Elefantenuhr, wohl J. Baptiste Albert Baillion, Paris um 1750/60 (Foto: Thomas Goldschmidt)

Biografie des Bruchsaler Tuchhändlers Otto Oppenheimer integriert. Aufgrund seines jüdischen Glaubens emigrierte er 1941 über die Schweiz in die USA. Er schrieb und komponierte im Stil eines Bänkelliedes die Bruchsaler Hymne »De Brusler Dorscht«.

Sozial verortet waren im Umfeld des Jahrmarktes und besonders auf der Straße die Drehorgelspieler. Drehorgeln, u. a. aus Berlin, Ost- und Südeuropa sowie das Leben des Drehorgelspielers Alfons Gluschke, illustriert mit historischen Bildern und Dokumenten, veranschaulichen den harten Lebenskampf dieser gesellschaftlichen Randgruppe. Im Gegensatz dazu stehen die mit Musikwerken ausgestatteten Repräsentationsmöbel, die im höfischen und großbürgerlichen Umfeld verbreitet waren. Dieser gesellschaftliche Standesunterschied spiegelt sich auch in der Gestaltung des Raumes, in dem sich diese hochwertigen Musikmöbel befinden: Die ehemalige Schatzkammer präsentiert sich in vollkommenem Kontrast zur sonstigen klaren und hellen Präsentation: in schwarze Farbe getaucht und durch eine gezielte Beleuchtung bewusst in Szene gesetzt, wird das Besondere an den Musikwerken hervorgehoben. Ein Highlight ist die sogenannte Elefantenuhr, eine Kaminuhr mit Flötenwerk, die bereits unter den Speyrer Fürstbischöfen im Bruchsaler Schloss aufgestellt worden war. Sie ist das einzige Objekt, das eine direkte Verbindung zum Bruchsaler Schloss aufweist.

Als industrielles Pendant zur Schwarzwälder Orchestrionherstellung ist dem Produktionsstandort Leipzig mit seinen Lochplattenmusikwerken ein eigener Bereich gewidmet.

Leipzig war Ende des 19. Jahrhunderts mit seinen musikwerkeproduzierenden Firmen nicht nur starke Konkurrenz für die in der Produktion von Musikdosen führende Schweiz, sondern auch für die Schwarzwälder Musikwerkeindustrie. Die jetzige Aufstellung der großen Lochplattengeräte erinnert an eine historische Verkaufsausstellung, etwa der Firma Lochmann. Zahlreiches Archivmaterial und andere historische Dokumente geben mit Hilfe einer Medienstation interessante Einblicke in die Entwicklung ausgewählter Leipziger Musikwerkehersteller.

Ausführlich dargestellt wird das Thema Technik-Transfer und Kino sowie die Tonsynchronisation der »bewegten Bilder«. Schon früh fand die Erfindung Thomas Edisons zur musikalischen Untermalung »laufender« Bilder Verwendung. Ab 1903 wurden Filme durch Schallplatten synchronisiert und etwa ab 1910 bis in die 1930er Jahre war ein Nebeneinander verschiedener Techniken und Innovationen eher die Regel als die Ausnahme. Zentrale Anlaufstelle ist hier das bereits vorhandene imaginäre Kino mit der Kinoorgel der Firma Wurlitzer aus den 1920er Jahren.

Im Anschluss an diesen Themenbereich bot es sich an, mit einem Exkurs in die Reproduzierbarkeit von Musik, den neuen Medien um 1900 wie Phonograph, Grammophon und Radio, einen Teil dieser speziellen Sammlung des DMM den Besuchern zugänglich zu machen. Als musikabspielende Geräte fanden sie Eingang in die bürgerlichen Kreise und sorgten für eine bisher ungeahnte Präsenz und Verbreitung der Musik innerhalb sämtlicher Gesellschaftsschichten. Sie eroberten den Unterhaltungssektor und waren eine der Hauptursachen für den Untergang vieler Musikwerke produzierender Firmen.

Ein Musikzimmer aus der Sammlung Brauers, das lange Zeit im Depot gestanden hatte, führt symbolisch in die bürgerliche Salonkultur ein. Als Sinnbild für die bürgerliche Kultur und Bildung gilt das Klavier bzw. der Flügel. Dass dieses Instrument schließlich zum Ausgangspunkt mechanisch reproduzierter Musik wurde, liegt wohl in seiner hohen gesellschaftlichen Bedeutung begründet.

Standautomat »Komet«, Komet Musikwerke Bauer & Co., Leipzig um 1894 (Foto: Thomas Goldschmidt)

Das Thema des öffentlichen Konsums mechanischer Musik und seine Popularisierung werden im 3. Obergeschoss mit dem Einfluss der neuen Musik auf den Tanz erneut aufgegriffen. Zunächst als strenges Zeremoniell im höfischen Bereich von Bedeutung, entwickelte sich der Tanz seit dem späten 18. Jahrhundert

»Akkordeo-Boy«, sog. Tino Rossi, J. Bodson (Paris), um 1930 (Foto: Klaus Biber)
Alle Bilder: Badisches Landesmuseum Karlsruhe

zu einem unterhaltsamen Vergnügen. Große, raumfüllende Orchestrien verschiedener Hersteller, u. a. aus Leipzig (Hupfeld), aus dem Schwarzwälder Raum (Waldkirch Fa. Weber) und »Mobile Discos« wie Geräte von »Decap« (Belgien) sowie musizierende Androiden wie der »Akkordeo-Boy« u. a. von J. Bodson (Paris) aus der Zeit von 1900 bis 1950, sind kulturhistorische Zeugnisse dieser weitreichenden Entwicklung. Aufstellung fanden sie in großen Räumlichkeiten, etwa in Festsälen großer Speise- und Tanzlokale, wo sie mechanisch erzeugte Musik für ein Tanzpublikum erklingen ließen. Trotz steigender Konkurrenz von Grammophon und Radio, konnten diese »Musikquellen« noch bestehen bleiben – eine Entwicklung, die sich auch im Repertoire der »Musikkonserven« niederschlagen sollte. Bevorzugt wurden tanzbare Schlager, die den immer neuen musikalischen Trends folgten.

Spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg spielten die Musikautomaten keine Rolle mehr. Ein weiteres Ziel war es daher, die Präsentation des DMM an die Gegenwart anzubinden. Um die neueren Entwicklungen musikalischer Reproduktionstechniken nach 1950 (Plattenspieler, Tonband und Tefifon) und deren Einfluss auf die Unterhaltungsmusik bis in die heutige Zeit fortzuführen (CD-Player bis hin zum i-pod und Handy), wurde ein eigener Raum geschaffen. In diesem ist auch Platz für künftige Entwicklungen gerade im digitalen Bereich.

Um die Ausstellung familienfreundlicher zu gestalten sowie große und kleine Besucher zum aktiven Erleben der Ausstellung zu animieren, fanden eigens gekennzeichnete Mitmachbereiche Eingang in die Ausstellung: eine sogenannte Klangwand gibt anschaulich die Instrumentierung eines Orchestrions wieder und das eigenhändige Bestiften einer Walze mit Hilfe des sogenannten Glogomobils lässt junge Besucher an der Entwicklung der Musikautomaten teilhaben.

Öffnungszeiten
Deutsches Musikautomaten-Museum

Di bis So 10–17 Uhr, Neujahr 13–17 Uhr

Heiligabend, 1. Weihnachtsfeiertag, Silvester geschlossen

Führungen täglich 11 Uhr und 15 Uhr

Eintritt (inkl. Schloss Bruchsal und Stadtmuseum):

Erwachsene	6 €
Ab 20 Personen	5,40 €
Ermäßigte	3 €
Familienkarte	15 €

Freier Eintritt mit dem MUSEUMS-PASS-MUSÈES

Wesentlicher Teil des neuen Vermittlungskonzeptes ist das Familienheft »MUS – I – KAU – TOMATEN« – ein interaktiver Entdeckungsrundgang für Kinder und ihre Eltern durch das DMM. Mit dem informativen und reich illustrierten Heft entdecken vor allem junge Besucher das Museum neu und können sich ein lebendiges Bild von der Geschichte und der Funktionsweise der Musikautomaten in den letzten drei Jahrhunderten machen.

Anschrift der Autorin:
Ulrike Näther M.A.
Deutsches Musikautomaten-Museum im Schloss Bruchsal
Schlossraum 4
76646 Bruchsal
ulrike.naether@landesmuseum.de

Bruchsal wird Utopolis oder Die Bürger übernehmen

Judith Kriebel

Im April und Mai 2015 veranstaltete die Badische Landesbühne unter der Überschrift »Utopolis« ein Theater- und Kulturfestival in der Bruchsaler Innenstadt. Das Festival bildete den Höhepunkt und zugleich den Abschluss eines auf drei Spielzeiten angelegten, partizipativen Theaterprojektes, im Zuge dessen sich u. a. auch das BLB-Bürgertheater gründete. Die Frage »Wie wollen wir leben?« stand dabei immer im Zentrum der künstlerischen Arbeit: Wie kann das Zusammenleben in einer gedachten, erträumten oder befürchteten Stadt der Zukunft aussehen? Bürger und Bürgerinnen, Künstler und Künstlerinnen aus Bruchsal, Vereine, Schulen, soziale und kulturelle Einrichtungen, die Bruchsaler Amateurtheater und die Badische Landesbühne – die ganze Stadt war auf den Beinen, um an vier Tagen die eigene Heimatstadt in die Stadt der Zukunft zu verwandeln. Doch was bleibt vom Ausnahmezustand Festival? Welche Impulse konnten sich in den Alltag übertragen? Und welche Möglichkeiten zur Partizipation, zur aktiven Gestaltung von Heimat, wird es zukünftig in Bruchsal geben?

1. Utopolis 2012.2013 – Eine Idee wird geboren

Am Anfang stand ein Begriff: »Utopolis«. Die (Heimat-)Stadt der Zukunft, die Stadt der Visionen. Am Anfang stand eine Einladung an alle Träumer, Kritiker, Zweifler, Vorausdenker und -innen: Gestaltet eure Stadt der Zukunft, zeigt uns, wie ihr leben wollt!

Was 2012 mit der Ausstellung des Fotografen Guilherme Saint-Denis im Rathaus von Bruchsal seinen Anfang genommen hatte, das fand – und der Kreis schloss sich hier in mehrfacher Hinsicht – im April und Mai 2015 sein (wenigstens vorläufiges) Ende im Zukunftsfestival Utopolis. Im Rahmen der Heimattage Bruchsal veranstaltete die Badische Landesbühne ein innenstadtübergreifendes Kulturfestival, dessen künstlerische Beiträge sich auf verschiedene Weise mit dem Zusammenleben der Bürgerinnen und Bürger in einer Lebenswelt, die aus vielen Gründen eine sich verwandelnde ist, beschäftigten. »Wie wird sich unser Leben verändern, wenn sich die Welt verändert?«, fragte BLB-Intendant Carsten Ramm in seiner Eröffnungsansprache zur Ausstellung von Saint-Denis 2012. »Oder, auf den Punkt gebracht: *Wie wollen wir leben?*« Der gleichnamige Titel der Fotoausstellung und gleichzeitig auch das Motto der Spielzeit 2012.2013 bildete damit den Startschuss für eine über drei Spielzeiten angelegte und sehr breitgefächerte Auseinandersetzung mit dem Thema Zukunft und zugleich eine Erforschung und Befragung des Heimatbegriffs, der sich in der Frage nach dem Zusam-

Die städtische »Zukunftsbehörde« organisiert die »Stadt der Zukunft«

menleben einer Gemeinschaft ja zwangsläufig ergibt.

Führen wir das Leben, das wir leben wollen? Wehren wir uns ausreichend gegen Gegenwartstendenzen, die unser Leben bedrohen – gegen Ausbeutung in der Arbeitswelt, gegen Überwachung und Bevormundung, gegen den Raubbau an der Umwelt, gegen die Ökonomisierung aller Lebensbereiche? Bieten wir wirklich allen Menschen in Bruchsal eine Heimat? Auch den Menschen, die nicht hier geboren sind, denen, die hier alt werden, denen, die sich im Leben nicht so einfach zurechtfinden oder denen, die kein Dach mehr über dem Kopf haben? Inkludiert »Heimat« wirklich alle Menschen, die heute in Bruchsal zusammenleben? Und leben wir so, dass auch zukünftige Generationen noch eine Heimat in dieser Stadt haben können? Die Ansätze, über das Zusammenleben in einer sich verändernden Welt zu sprechen, sind vielfältig. Und weil die Veränderungen bereits in unserer Gegenwart stattfinden, ist die *Stadt der Zukunft* keine bloße Science-Fiction-Vision, die mit der aktuellen Lebenswelt wenig zu tun hat, sondern letztlich eine Auseinandersetzung mit ganz konkreten Problemen und Desideraten unseres gelebten Alltags.

2. Utopolis 2013.2014 – Ein Bürgertheater macht sich auf den Weg

Den Kern und gewissermaßen die Keimzelle des Zukunftsfestivals Utopolis bildete das BLB-Bürgertheater, das zeitgleich mit dem Utopolis-Gedanken zu Beginn der Spielzeit 2012.2013 aus der Taufe gehoben wurde. »Mit unseren Gedanken wollen wir dort beginnen, wo wir leben, wo wir direkten Einfluss nehmen können: Hier am Ort, in unserer Stadt, in Bruchsal. Und deshalb beginnen wir in dieser Spielzeit ein besonderes, auf längere Zeit angelegtes Projekt, ein Bürgertheater zum Erforschen unserer Stadt, zum Formulieren unserer Wünsche und zum spielerischen Ausprobieren unserer Zukunftsträume«, so Intendant Carsten Ramm im Oktober 2012.

Das erste Ziel auf dem Weg nach Utopolis war somit gesteckt: Der Aufbau eines Bürgertheaters, in dem Bürgerinnen und Bürger jeden Alters unter professioneller Anleitung und mit der Unterstützung aller Abteilungen der Landesbühne eigene Projekte realisieren sollten. Die Idee an sich ist nicht neu – schon seit langem ist die Arbeit mit Laien an den deutschen Theatern *en vogue*. Mittlerweile ist aus den Bürgertheatern – andernorts heißen sie Bürgerbühnen oder Volkstheater – eine regelrechte »theatrale Volksbewegung« geworden, so der aus Bruchsal stammende Dramaturg Hajo Kurzenberger. Gemeinsam ist diesen Unternehmungen, dass professionelle Theaterhäuser sich mit ihrem Personal und ihren Strukturen der Mitarbeit von Theaterlaien öffnen; dass sie sich der Themen der Bürgerinnen und Bürger annehmen und diese auf der Bühne professionell umsetzen. Näher dran an »Heimat«, also den Menschen und Themen der unmittelbaren Lebenswelt, kann eine Theaterform gar nicht sein!

Was am Staatsschauspiel Dresden, der Heimat der seit 2009 bestehenden Dresdner Bürgerbühne, als eigene Sparte organisiert ist, mit entsprechendem Personal und fünf Produktionen pro Jahr, die regulär im Spielplan des Theaters laufen, das musste und muss in einer Stadt von der Größe Bruchsals und einem Theater, das als Landesbühne ganz andere Hürden zu meistern hat, naturgemäß anders aufgestellt werden. Nur durch großzügige Zuwendungen aus dem Innovationsfond Kunst des Landes Baden-Württemberg und durch die Sparkasse Kraichgau konnte das, was in der Spielzeit 2012.2013 mit ersten Bürgertheaterworkshops, Tischgesprächen mit Bürgerinnen und Bürgern als Experten für ihre Stadt und einem theatralen Stadtspaziergang zur Geschichte Bruchsals begonnen hatte, ab der Spielzeit 2013.2014 dann größer aufgezogen werden. Eine eigene Stelle für die Leitung des Bürgertheaters und für die Planung und Organisation des kommenden Beitrages zu den Heimattagen wurde eingerichtet.

Dass in Bruchsal nicht wie in Dresden 50–300 Interessentinnen und Interessenten pro Bürgertheaterproduktion beim ersten Infotreffen auflaufen würden, das lag auf der Hand. Und so war auch klar, dass der der Bürgertheaterbewegung zugrunde liegende Gedanke der Partizipation von Anfang an weiter gefasst werden musste – nicht nur das professionelle Theater öffnete also seine Pforten für die Teilnahme der Bürgerinnen und Bürger, sondern auch das Bürgertheater seinerseits öffnete sich der Zusammenarbeit mit anderen Theatergruppen oder auch mit Institutionen, für deren Klientel die Teilnahme an wöchentlichen Abendproben in den Räumen des Theaters nicht in jedem Falle zu leisten war. In der ersten Spielzeit des BLB-Bürgertheaters äußerte sich dieser weiter gefasste Partizipationsgedanke in einer Kooperation mit dem

Führen wir das Leben, das wir führen wollen? Perspektiven der Zukunft bei »Utopolis«

seit langem etablierten BLB-Jugendclub und in der Erarbeitung eines gemeinsamen, generationenübergreifenden Projektes, das an einem außergewöhnlichen Ort in der Stadt gezeigt wurde (hierin dem kommenden Festival schon vorgreifend).

In der zweiten Spielzeit streckte das nunmehr gewachsene Bürgertheater seine Fühler weiter in die Stadt aus und suchte die Zusammenarbeit mit sozialen Einrichtungen wie der Lebenshilfe Bruchsal oder dem Evangelischen Altenzentrum. Die »Realitätspartikel«, wie der Dresdner Intendant Wilfried Schulz das nennt, was durch die Arbeit mit Laien in die Inhalte der Theater einfließt, fanden so noch reicher und vielfältiger ihren Eingang in die Projektentwicklungen des BLB-Bürgertheaters.

Und letztlich wurde auch das Zukunftsfestival Utopolis im Ganzen von dieser Idee der Partizipation getragen – sei es in der Zusammenarbeit von Schulen, Theater und Vereinen, von sozialen und kulturellen Einrichtungen; sei es in der Zusammenarbeit von Künstlerinnen und Künstlern aus Bruchsal mit Menschen aus der Gemeinschaftsunterkunft für Flüchtlinge im Projekt »Apropos Heimat«; seien es die Lebensgeschichten von Menschen, die mit Wohnungsnot und Woh-

Arbeit 4.0 – Inszenierung des Bürgertheaters

nungslosigkeit zu kämpfen haben, die von Schauspielerinnen und Schauspielern der BLB in der szenischen Lesung »Wohnst du noch?« präsentiert wurden. Der Weg freilich von der Idee eines Festivals bis zu ihrer Realisierung, die konkrete Umsetzung also des Partizipationsgedankens, der Teilhabe möglichst vieler Bruchsalerinnen und Bruchsaler an einem großen gemeinsamen, kreativen Prozess, war noch ein langer.

3. Utopolis 2014.2015 – Die Bürger übernehmen die Stadt

Wie genau die Vision von Utopolis, der Stadt der Zukunft, letztlich Gestalt annehmen würde, das konnte in der Geburtsstunde im Oktober 2012 noch niemand voraussagen. Die Schritte hin zum Zukunftsfestival – die Gründungsinitiativen im ersten Jahr und die Schaffung eines Bürgertheaters sowie der Schritt hinaus in die Lebenswirklichkeit der Stadt im zweiten Jahr – hatten zwar schon eine Richtung angedeutet, das Ziel aber noch nicht klar umrissen. Eine »Stadtrauminszenierung« sollte es sein, ein Versuch, die Stadt der Zukunft für einen begrenzten Zeitraum Wirklichkeit werden zu lassen.

»Ich kann mir noch nicht wirklich etwas darunter vorstellen«, war eine Feststellung, die uns zu Beginn ziemlich oft in der Stadt begegnete. Utopolis, was soll das sein, wie kann das werden? Es konnte sein und es wurde, weil viele Menschen in Bruchsal mit uns das Wagnis einer Reise ins Ungewisse antreten

2050 – Noch spielen wir! Inszenierung von BLB-Bürgertheater, Jugendclub und Ladiesclub

wollten. Ende der Spielzeit 2013.2014 stand schließlich fest: Ein Festival sollte es werden, ein großes Spektakel, zu dem jeder Bruchsaler und jede Bruchsalerin einen Teil beisteuern konnte. Theater, Tanz und Musik an theaterfernen Spielorten, Aktionen und Irritationen im öffentlichen Raum. Nur wie – was – wo – und wer? »Der Brusler an sich grantelt gerne«, kündigten selbstkritische Einheimische dem Utopolis-Festivalteam der BLB schon früh an. Auch vor der lokal verbreiteten skeptischen Grundhaltung wurden wir gewarnt, als wir im Herbst 2014 begannen, in der ganzen Stadt um Mitarbeit an dem bevorstehenden Zukunftsfestival zu werben. Und sie fanden sich doch, die Brusler und Bruslerinnen, die es wagen wollten. Sparkasse, Polizei, Amtsgericht und Rathaus – hier, wo 2012 der erste Grundstein für das Projekt Utopolis gelegt worden war – öffneten neben vielen anderen Institutionen ihre Räumlichkeiten für das Festival. Die beteiligten Künstler und Künstlerinnen stiegen in Schlosskeller und Tiefgaragen hinab, eroberten den Stellwerksturm des Bahnhofs oder machten sich zwischen den Bücherregalen der Stadtbibliothek breit. Bürgertheater, Landesbühnen-Profis und Amateurtheater, sogar ganz neu formierte Ensembles und Kooperationen fanden sich zusammen und stellten ein Programm auf die Beine, das sich sehen lassen konnte. 350 Mitwirkende, über 5000 Festivalbesucher und -besucherinnen an vier Tagen. 120 Vorstellungen der 15 verschiedenen Hauptprogrammpunkte, die an zehn außergewöhnlichen Orten der Innenstadt gezeigt wurden.

Tanz der Todsünden beim Zukunftsfestival Utopolis (alle Bilder: Badische Landesbühne)

Drei Bühnen auf den öffentlichen Plätzen der Innenstadt, zahlreiche Straßenaktionen und Performances im Stadtraum, Workshops und Lesungen: Utopolis lässt sich auch statistisch erzählen – als Erfolgsgeschichte eines Festivals, das von der Landesregierung ausgezeichnet wurde als besonders innovativer Beitrag zu den Heimattagen und nach dessen Vorbild in den nächsten Jahren ähnliche Formate in anderen Städten umgesetzt werden sollen.

Was nicht gezählt wurde: Die vielen Arbeitsstunden, die BLB-Mitarbeiter und -Mitarbeiterinnen aus allen Abteilungen diesem Festival gewidmet haben, der ungeheure Einsatz, den Bürgerinnen und Bürger, Künstlerinnen und Künstler aus Bruchsal im Rahmen des Festivals gezeigt haben – als Teilnehmende in Haupt- und Rahmenprogramm, als Unterstützer und Unterstützerinnen, als ehrenamtliche Helfer und Helferinnen. Was nicht gezählt werden kann: Die Verbindungen, Freundschaften und Synergieeffekte, die aus dem Ausnahmezustand Festival in den Alltag der Stadt Bruchsal gerettet werden konnten. Die nachhaltigen Auswirkungen in Stadtbild und Selbstbewusstsein der Bürgerinnen und Bürger.

4. Utopolis 2015.2016 – Was bleibt und wie geht's weiter?

»Wie wollen wir leben? In Bruchsal leben, gemeinsam leben?«, sang der Projektchor »Chor der Fragen« zum Abschluss des Zukunftsfestivals im Herzen von Bruchsal, auf dem Marktplatz vor dem Rathaus. Fragen, die auch schon zu Beginn der Unternehmung Utopo-

lis formuliert wurden. Ein Text, geschrieben von BLB-Chefdramaturg Olivier Garofalo, 2012 gelesen von Schauspielerinnen und Schauspielern der Landesbühne, 2015 in einer Vertonung von Hennes Holz gesungen von Bruchsaler Bürgerinnen und Bürgern. Utopolis – der Vorhang zu und alle Fragen offen?

»Es wäre schade, wenn Utopolis in Bruchsal keine Zukunftsperspektive hätte«, befand nicht nur Oberbürgermeisterin Cornelia Petzold-Schick zum Ende der vier Festivaltage. »Sowas müsste es hier öfters geben«, war die einhellige Meinung der Festivalbesucherinnen und -besucher. Dass ein Festival von solcher Dimension nicht regelmäßig alleine von der Badischen Landesbühne zu leisten und zu tragen ist, das liegt natürlich auf der Hand. Und genau hier liegt die Utopie von Utopolis. Die vier Tage im April und Mai 2015 haben gezeigt, was in Bruchsal möglich ist, wenn der Gedanke der Partizipation ernst genommen wird. Dazu gehören freilich zwei Seiten: Zum einen die Institutionen und Einrichtungen, die sich der Zusammenarbeit mit anderen Gruppierungen in der Stadt öffnen – andererseits die Bürgerinnen und Bürger, die teilhaben wollen an einer aktiven Gestaltung des kulturellen Lebens in ihrer Heimatstadt. Heimat, das ist doch etwas, was man aktiv mitgestalten will; etwas, das einem nicht nur passiv passiert. Und in der Ermöglichung von Teilhabe erweitert sich auch der Kreis der Zielgruppe, die sich unter dem Heimatbegriff zusammenfindet. »Durch die Kunst erzählen wir eine Geschichte, wir erzählen unsere Geschichte. Wir hinterlassen eine Spur«, so BLB-Chefdramaturg Olivier Garofalo in seinem Impulsvortrag zu Beginn der »heißen Phase« von *Utopolis. Das Zukunftsfestival* am 9. Februar 2015. Wo man eine Spur hinterlassen hat, dort hat man gelebt, dort ist man zuhause. Auch über die vier Festivaltage von Utopolis hinaus sind diese Spuren in Bruchsal sichtbar, hörbar, spürbar. Die Stadt der Zukunft – es kann und es wird weitergehen!

Anschrift der Autorin:
Judith Kriebel
Leitung BLB-Bürgertheater
Am Alten Schloss 24
76646 Bruchsal
buergertheater@dieblb.de

Badische Heimat Bruchsal – bald 100 Jahre alt

Jörg Teuschl

Im Jahre 1920 gründeten heimat- und geschichtsbewusste Männer und Frauen aus Bruchsal und Umgebung die, wie man damals noch sagte, »Ortsgruppe Badische Heimat Bruchsal«. Der Beitrag des heutigen Vorsitzenden Jörg Teuschl gibt einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung der jetzigen Regionalgruppe.

Am 9. März 1720 schrieb Fürstbischof Damian Hugo von Schönborn (1676–1743) an seinen Bruder Franz Erwein in Wiesentheid bei Würzburg: »Ich habe nuhn den orth ausgelesen, wohe meine residentz hinkommen solle, ich habe mein tag kein schönere situation von allem gesehen, es ist zu Bruchsal.« Das war für Bruchsal eine enorm wichtige Entscheidung, denn so kam die Stadt zu einem barocken Juwel allererster Güte.

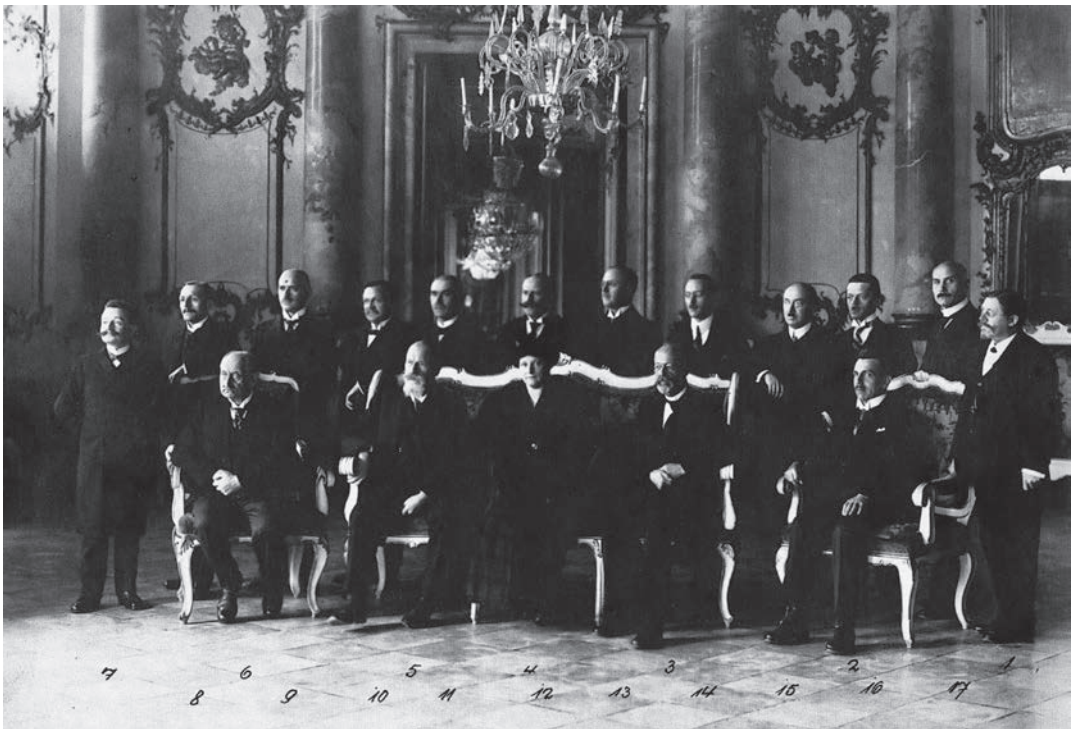
Genau 200 Jahre später, im Jahre 1920, fassten heimat- und geschichtsbewusste Damen und Herren aus Bruchsal und Umgebung einen nicht ganz so bedeutenden Entschluss wie seinerzeit Damian Hugo. Für Bruchsal war er aber dennoch beachtenswert. Sie gründeten die, wie man damals noch sagte, »Ortsgruppe Badische Heimat Bruchsal«. Das war für die Barockstadt Bruchsal eine durchaus nicht zu unterschätzende Vereinbarung, denn die Badische Heimat Bruchsal gehört nun seit 1920 (von kurzen, meist politisch bedingten Unterbrechungen abgesehen) zu den nicht mehr wegzudenkenden Kulturträgern der Stadt.

Erster Leiter und späterer Ehrenpräsident war Konditormeister Philip Jakob Schmieder, der von namhaften Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Geistlichkeit, Presse und Lehrerschaft tatkräftig unterstützt wurde. Bezeichnend für die damalige Zeit: Der ca. zwanzigköpfigen Vorstandschaft gehörte nur eine Frau an, nämlich Hedwig Oppenheimer.

Durch Zufall entdeckte der derzeitige, rührige Stadtarchivar Thomas Moos eine wahre Rarität: Ein beeindruckendes Foto aus dem Jahre 1922, das führende Mitglieder der Badischen Heimat Bruchsal zeigt, z. B. Nr. 1: Bürgermeister Mehner; Nr. 2: Oberbürgermeister Dr. Meister; Nr. 3: Vorstand Schmider; Nr. 4: Hedwig Oppenheimer.

Im Jahre 1922 war die Mitgliederzahl der noch jungen Gemeinschaft auf 357 Personen gestiegen. Sie war zwischen den Weltkriegen mit 250 bis 300 Mitgliedern die stärkste Ortsgruppe. Vom 17. bis 20. Juni 1922 fand die Jahresversammlung des Landesvereins Badische Heimat in Bruchsal statt. Und auch das erste Historische Kammerkonzert gelangte im gleichen Jahr im Bruchsaler Schloss zur Aufführung. Es wurde von der Ortsgruppe der Badischen Heimat Bruchsal veranstaltet.

Erste Großveranstaltung der Bruchsaler Heimatfreunde waren sicher die viertägigen Feiern des 200. Gedenktages der Grundstein-



Mitglieder der Badischen Heimat Bruchsal im Marmorsaal des Schlosses 1922, darunter Oberbürgermeister Dr. Karl Meister (2), Bürgermeister Mehner (1), Vorstand Schmieder (3), Hedwig Oppenheimer (4), Oberstadtsekretär Herzer (9) und Musikdirektor Hunkler (14)

legung des Bruchsaler Schlosses vom 17. bis 20. Juni 1922. Es war ein Ereignis nahezu barocken Ausmaßes, in das auch die Landesversammlung der Badischen Heimat eingebunden war. Zu einem feierlichen Festbankett mit Ansprachen, Vorträgen, Musik- und Gesangsdarbietungen lud die Bruchsaler Ortsgruppe am Samstag, den 17. Juni, ein. Die Schlossjubiläumsfeier fand einen Tag später statt.

Viel Zeit und Mühe kostete die Planung und Organisation der Schlosskonzerte. In »Mein Heimatland«, Heft 5, 1930, ist hierzu nachzulesen, dass sich die historischen Schlosskonzerte »trotz unsäglicher Schwierigkeiten eingebürgert haben«. Ihr Besuch wird den Mitgliedern sehr empfohlen. Bis zum Jahre 1928 war die Badische Heimat Bruchsal Veranstalter der Historischen Schlosskonzerte. Dann übernahm das Badische Landeskonservatorium diese Aufgabe.

War der Aufenthalt unseres badischen Dichterfürsten Josef Victor von Scheffel (1826–1886) in Bruchsal (9. Dezember 1851 bis 9. Mai 1852) nur kurz und unerfreulich, ließ die Badische Heimat Bruchsal dennoch anlässlich seines 100. Geburtstags am 16. Februar 1926, am Hause seiner Bruchsaler Wohnung in der Huttenstraße 19, eine Gedenktafel anbringen.

Leider gibt es für die frühen Jahre der Badischen Heimat Bruchsal so gut wie keine Unterlagen und Dokumente mehr. Sie wurden bei dem verheerenden Bombenangriff am 1. März 1945, dem auch das Stadtarchiv zum

Ortsgruppe Bruchsal des Landesvereins „Bad. Heimat"

Samstag, den 17. Juni 1922, abends 8 Uhr, als Einleitung der

Zweijahrhundertfeier der Grundsteinlegung des Bruchsaler Schloßes

Festbankett

im großen Saale des Bürgerhofes unter Mitwirkung der Bruchsaler Männergesangvereine und der Stadtkapelle

1.	„Mit Paradeflaggen" Marsch von Blankenburg	Stadtkapelle
2.	Ouvertüre zur Oper „Die Krondiamanten" von Auber	Stadtkapelle
3.	Sommerlied Altdeutsches Volkslied, bearb. von H. Rahner	Massenchor der Gesang-Vereine
4.	Begrüßungsansprache des Vorsitzenden der Ortsgruppe Bruchsal der „Bad. Heimat"	
5.	Lied „Herbst" von R. Trunk	Gesangverein Lyra
6.	Ansprache des Landesvorsitzenden der „Bad. Heimat"	
7.	Lied „Es haben zwei Blümlein geblühet" von H. Schrader	Gesangverein Vulkania
8.	„Nachruf an Franz Schubert" von Fetras	Stadtkapelle
9.	Ansprache des Oberbürgermeisters. Ehrung der um das Bruchsaler Schloß verdienten Männer	
10.	Lied „Zieh' mit" von G. Angerer	Gesangverein Liedertafel
11.	„Träume auf dem Ozean" Walzer von Gung'l	Stadtkapelle
12.	Lied „Kirmes" von J. Cleurer	Gesangverein Cäcilia
13.	„Kabarettiche" Potpourri von Morena	Stadtkapelle
14.	Lied „Vom Rhein" von Max Bruch	Gesangverein Liederkranz
15.	„Germania"-Marsch von Keil	Stadtkapelle
16.	Lied „Morgenwanderung" von H. Sonnett	Massenchor der Gesang-Vereine
17.	Schlußmarsch	Stadtkapelle

Dieses Programm berechtigt zum Besuch des Banketts

Während der Vorträge bleibt der Saal geschlossen

GUSTAV ZIPF BRUCHSAL

Einladung zum Festbankett der Bruchsaler Ortsgruppe der Badischen Heimat am 17. Juni 1922

Badische Heimat, Ortsgruppe Bruchsal.

I. Schloßjubiläumsfeier.

Einlaßkarte zu den Festakten

im Schlosse am 18. Juni 1922.

Einlasskarte der Bruchsaler Ortsgruppe der Badischen Heimat zum Schlossjubiläum am 18. Juni 1922

VEREIN BADISCHE HEIMAT

ORTSGRUPPE BRUCHSAL.

EUER HOCHWOHLGEBOREN

beehren wir uns, zur Feier des 200. GEDENKTAGES der Grundsteinlegung des Bruchsaler Schlosses verbunden mit der LANDESVERSAMMLUNG des Vereins „Badische Heimat“ am 17., 18., 19. und 20. Juni ergebenst einzuladen. Es würde die Stadt Bruchsal und die Mitglieder des Ortsvereins sehr freuen, Sie bei diesen Festlichkeiten begrüßen zu dürfen.

Bruchsal, im Mai 1922.

SCHMIDER, Vorstand KEMPTER, Schriftführer.

DER AUSSCHUSS:

AMMANN, Oberbezirksbaukontrolleur; BERBERICH, Stadtrat; EHRET, Privatier; GABER, Oberbuchhalter; GIROLLA, Stadtrat; GRAF, Kreisschulrat; GRIMM, Stadtschulrat; GROLL, Finanzamtmann; HEMBERGER, Baurat; HERZER, Oberstadtsekretär; HERMANN, Redakteur; HOFFMANN, Altstadtrat; HÜGLER, städt. Gutsverwalter; IHLE, Altstadtrat; Dr. KIEFER, Geh. Regierungsrat; Dr. MEISTER, Oberbürgermeister; MEHNER, Bürgermeister; MORLOCK, Baurat; Dr. MÜNCH, Professor; Frau Jak. OPPENHEIMER; SCHMIDT, Stadtbaurat; SCHMIDT, Zeitungsverleger; SCHMITT, Oberfürsorgeinspektor; WETTERER, Stadtpfarrer; WEISER, Pfarrer a. D. Gochsheim.

Einladung ins Bruchsaler Schloss zur Landesversammlung der Badischen Heimat im Juni 1922 (alle Bilder: Stadtarchiv Bruchsal)

Opfer fiel, für immer vernichtet. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Landesverein Badische Heimat von der französischen Besatzungsmacht verboten.

So dauerte es nach den schrecklichen zwölf Jahren NS-Diktatur und der entbehrungsreichen Nachkriegszeit einige Jahre, bis an eine Wiedergründung der Ortsgruppe Badische Heimat Bruchsal zu denken war. Die erfolgte am 15. November 1956 im Gasthaus Lamm (heute Wallhall) zu Bruchsal. Zum 1. Vorsitzenden wurde Dipl.-Ing. Bertold Bechtel und zu seinem Stellvertreter Hauptlehrer Adolf Eiseler gewählt.

Im April 1971 verlegte Bertold Bechtel seinen Wohnsitz nach Karlsruhe, was Neuwahlen zur Folge hatte, aus denen Adolf Eiseler als neuer 1. Vorsitzender hervorging. Zusammen mit Berthold Weindel, dem Schriftführer, sorgte er für eine blühende Hochzeit des Bruchsaler Ortsvereins nach dem Zweiten Weltkrieg. Unermüdlich wirkten sie zum Wohle der Regionalgruppe, scheuten keine Mühen und der Terminkalender umfasste mitunter bis zu 17 Veranstaltungen in einem Kalenderjahr. Nicht unerwähnt soll bleiben, dass Berthold Weindel im Jahre 1996 das Buch »Bruchsal in alten Bildern« herausgab, das die schöne Barockstadt in all ihrer ehemaligen Pracht zeigt. Der bereits erwähnte Luftangriff am 1. März 1945 löschte den Glanz Alt-Bruchsals für immer aus.

Aus gesundheitlichen- und Altersgründen trat Herr Eiseler (Ehrenmitglied des Landesvereins seit 1994) zum Jahresende 1991 von seinem Amt als Vorsitzender zurück. Zwei Jahrzehnte, von 1971 bis 1991, war er mit Herrn Weindel rastlos und höchst erfolgreich für die Badische Heimat Bruchsal tätig gewesen. Ein fünfköpfiger Vorstand unter dem Vorsitz von Alfred Marx führte nun den Verein, doch bereits nach zwei Jahren musste Herr Marx leider sein Amt zur Verfügung stellen. An der Vereinsspitze stehen nun seit

1993 Jörg Teuschl und Elisabeth Burkard, die die Geschäftsstelle betreut.

Seit ihrem Amtsantritt führen Frau Burkard und Herr Teuschl die Badische Heimat Bruchsal im Stil und Sinne der Herren Eiseler und Weindel weiter. Auch sie bieten den Mitgliedern und Freunden alljährlich ein abwechslungsreiches, anspruchsvolles und umfangreiches Programm. Zu den Höhepunkten zählen die Vorträge mit exzellenten, sachkundigen, bekannten und beliebten Referenten. Dazu gehören z. B. Annette Borchard-Wenzel, Simone Dietz, Inge Ganter, Silvia Huth sowie Thomas Adam, Jürgen Alberti, Dietmar Konanz, Ernst Pillick, Thomas Moos und Siegfried Schlegel, um nur einige zu nennen.

Überaus beliebt waren stets die alljährlichen 4-Tages-Fahrten zu interessanten Zielen, die nicht jeder ansteuert und kennt. Beispielsweise: Eichsfeld, Vogtland, Nordböhmen, Nördlinger Ries, Markgräflerland, Hegau, Südschwarzwald mit Nordschweiz, Pfaffenwinkel, Hegau, Weinfranken, Saarland, Donauried, Haßberge und Süd-Thüringen. Auch zahlreiche Tagesfahrten zu sehenswerten Orten in Baden, Hessen, der Pfalz, im Elsass und sogar in Schwaben erfreuten sich großer Beliebtheit. Einen festen Platz im Jahresprogramm nahmen die beliebten, kurzweiligen Halbtageswanderungen mit Eberhard Leininger ein, dem ideenreichen Wanderwart.

Ein denkwürdiger Höhepunkt der letzten Jahre war zweifellos die Feier des 50. Jahrestages der Wiedergründung der Badischen Heimat Bruchsal am Sonntag, den 12. November 2006, im Ehrenbergsaal des Bürgerzentrums Bruchsal. Glanz- und Höhepunkt dieser gelungenen Veranstaltung war der Festvortrag unseres Mitglieds Robert Megerle, der die Geschichte der Badischen Heimat Bruchsal von den Anfängen bis zur Jetztzeit detailgetreu und anschaulich schilderte. Große Aufmerksamkeit fanden auch die Grußworte des damaligen Bruchsaler Oberbürgermeisters Bernd Doll und des Präsidenten des Landesvereins Badische Heimat, Herrn Sven von Ungern-Sternberg. Elisabeth Burkard, die seit Jahrzehnten die Geschäftsstelle mustergültig und vorbildlich betreut, wurde gebührend geehrt. Sie ist verdientermaßen Ehrenmitglied des Landesvereins Badische Heimat. Meisterlich musikalisch umrahmt wurde die eindrucksvolle Feier von dem hochbegabten, jungen Musiker Mathias Böhringer (mehrfacher Bundespreisträger »Jugend musiziert«). Seine phantasiereichen Variationen zum Badnerlied waren beifallumrauscht und bildeten ein glänzendes Finale.

Anlässlich des stolzen Jubiläums dachten die Bruchsaler Heimatfreunde aber nicht egoistisch nur an sich selbst, sondern erwiesen sich als nobel und spendabel. Über je 1000 Euro Spende freuten sich der Landesverein Badische Heimat in Freiburg, die katholische Kirchengemeinde St. Peter in Bruchsal (Kirchendachsanierung) und die evangelische Kirchengemeinde Lutherkirche in Bruchsal (Generalsanierung der Kirche).

Große Sorgen bereitet den Verantwortlichen z. Zt. die demographische Entwicklung. Viele unserer Mitglieder haben »ihrer« Badischen Heimat Bruchsal jahrzehntelang die Treue gehalten. Nun sind viele von ihnen hochbetagt und Krankheiten und körperliche Beeinträchtigungen machen sich zunehmend bemerkbar. Der Besuch unserer Veranstaltungen ist vielen unserer Senioren leider nicht mehr möglich. Zu unserem großen Bedauern wurden in den letzten Jahren verdiente, hochgeschätzte Mitglieder unserer Gemeinschaft in die Ewigkeit abberufen. Das schmerzt uns sehr, aber wir werden ihnen stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Neue, jüngere, tatendurstige Damen und Herren trugen sich leider nicht in unsere Mitgliederlisten ein. Zur Zeit (Stand 1. Januar 2014) gehören 157 Personen unserer Gemeinschaft an. Wie sagte der langjährige Präsident der Badischen Heimat, Adolf Schmid, 1998 bei der Mitgliederversammlung in Rastatt richtig: »Wir brauchen mehr Mitglieder, aktive Mitglieder!« Daran hat sich bis heute nichts geändert. Aber so geht es vielen gleichgearteten Vereinen und Organisationen.

Die Ziele und Aufgaben der Badischen Heimat wie Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz, Volkskunde und Volkskunst werden auch in Zukunft einen hohen Stellenwert besitzen und auch aus diesem Grunde braucht Bruchsal weiterhin eine tüchtige Regionalgruppe! In der Hoffnung, dass wir in fünf Jahren »100 Jahre Badische Heimat Bruchsal« feiern können, schließe ich mit einem Zitat des von mir seit Kindesbeinen hochverehrten Wilhelm Busch, der einst über unsere liebenswerte Barockstadt Bruchsal treffend schrieb: »Wer sehen will, was frei und groß und reizend ist, der muss nach Bruchsal gehen«. Dem ist nichts hinzuzufügen.

Anschrift des Autors:
Jörg Teuschl
An der Schanze 21
76703 Kraichtal
joerg.teuschl@t-online.de

Eine »Incentive-Reise« bei Markgraf Carl Wilhelm

Die Reise des Hofrats Johann Ernst Bürcklin nach London 1729

Hans Merkle

Wenn wir uns das Reisen im Zeitalter des Barock vorstellen, denken wir meist an Postkutschen. Kaum eine Rolle spielen Schiffsreisen. Umso bedeutsamer ist daher das Tagebuch des badischen Hofrats Johann Ernst Bürcklin (1689–1771) über seine vierwöchige Reise nach England 1729. Er hatte Markgraf Carl Wilhelm von Baden-Durlach (1679–1738) in die Niederlande begleitet und machte von dort aus einen Abstecher nach London. Im dem hier erstmals ausgewerteten Tagebuch schilderte er seine Erlebnisse auf See und in der britischen Metropole.

Im März 1729 fuhr Markgraf Carl Wilhelm von Baden-Durlach auf seiner Jacht von Schröck, dem heutigen Leopoldshafen, rheinabwärts in die Niederlande. Er wollte den Sommer in seinem Landhaus in Haarlem verbringen, das er im Vorjahr erworben hatte. Begleitet wurde er von rund 60 Personen: hohe Beamte, Kavaliere, Gärtner, Köche, Lakaien, Musikanten und »fürstliche Sängerinnen«, wie die offizielle Bezeichnung der jungen Frauen lautete, die das Bett des Markgrafen teilten. In seinem Gefolge befand sich auch der Hofrat und geheime Sekretär Johann Ernst Bürcklin (1689–1771). Der enge Vertraute des Markgrafen war bereits bei den Schiffsreisen nach Amsterdam im Sommer 1723 und nach Frankfurt im Jahre 1726 dabei. Über beide Reisen hatte er Tagebuch geführt, eine Übung, die er auch 1729 beibehielt. Alle drei Tagebücher, die von der badischen Geschichtsschreibung weithin unbeachtet geblieben sind, behandelte der Autor kürzlich in einer Buchveröffentlichung.[1] Der folgende Beitrag befasst sich mit dem Teil des Tagebuchs, in dem Bürcklin auf 91 Seiten seine Reise nach England vom 28. April bis zum 21. Mai 1729 schilderte.

Während des Aufenthalts in Haarlem wurde Bürcklin vom Markgrafen eröffnet, dass er eine Reise nach London unternehmen könne. Bürcklin verlor kein Wort darüber, was den Markgrafen dazu bewogen haben könnte, ihm diese außergewöhnliche Gunst zu gewähren. Ein politischer Auftrag war mit der Reise nicht verbunden. Wir dürfen daher vermuten, dass es Carl Wilhelm darum ging,

Johann Ernst Bürcklin (1689–1771), Gemälde von Philipp Heinrich Kisling, 1759 (Badisches Landesmuseum Karlsruhe. Foto: Thomas Goldschmidt)

seinen Spitzenbeamten für die in zwei Jahrzehnten geleistete Arbeit zu belohnen und zu motivieren, ihm auch künftig loyal zu dienen.

Der Markgraf hatte die englische Metropole als Student kennengelernt. Das erste Mal war er 1693 mit seinem Lehrer dort und ein paar Monate später begleitete er Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, den Türkenlouis (1655–1707), der mit dem englischen König William III. (1650–1702) über Militärhilfe im Pfälzischen Erbfolgekrieg verhandelte. Danach ruhten die Verbindungen zu London und England, sieht man davon ab, dass Carl Wilhelm im Spanischen Erbfolgekrieg als Führer eines Regiments mehrfach an der Seite des Herzogs von Marlborough (1650–1722) gegen Frankreich gekämpft hatte.

Von der ihm zugedachten Reise erfuhr

Die Reise Bürcklins nach London 1729

Datum	**Etappenorte, heutige Namen**
21.03.–07.04.	Anreise mit Markgraf Carl Wilhelm auf der Jacht von Leopoldshafen (damals Schröck) nach Haarlem
08.04. –28.04.	Aufenthalt in Haarlem
28.04. Donnerstag	Abfahrt von Amsterdam nach Rotterdam
29.04.	Warten auf die Überfahrt
30.04.	Warten auf die Überfahrt
01.05. Sonntag	Dordrecht
02.05.	Hellevoetsluis
03.05.	Vor Harwich
04.05.	Gravesend
05.05. Donnerstag	Ankunft in London
06.05.–14.05.	**Aufenthalt in London**
15.05. Sonntag	Abreise, Ritt bis vor Canterbury
16.05.	Dover
17.05.	Überfahrt nach Dünkirchen
18.05.	Brügge
19.05.	Abstecher nach Brüssel über Gent
20.05.	Antwerpen, Rotterdam
21.05. Samstag	Ankunft in Haarlem
22.05.–02.08.	Fortsetzung des Aufenthalts in Haarlem
03.08–30.08.	Rückreise mit dem Markgrafen nach Leopoldshafen

Bürcklin am 19. April, zehn Tage nach der Ankunft in Haarlem. Der Vierzigjährige sollte nicht allein reisen. Der Markgraf bestimmte als Begleiter einen jungen Mann aus seinem Gefolge, der »sich in der Welt umb […] sehen und in Londen bekannt […] machen« sollte.[2] Der junge Mann hieß Johann Jacob Kieffer und war der Sohn des gleichnamigen Durlacher Kaufmanns und Bürgermeisters.[3] Der Markgraf hatte den 21-jährigen im Vorjahr als Ehemann für seine uneheliche Tochter Carlina Friderica Dorothea Adamin ausgesucht und wollte ihn wahrscheinlich auf der Reise besser kennenlernen. Bürcklin ließ nicht erkennen, ob er über den Reisegefährten froh war.

Die Reise führte Bürcklin und Kieffer in ein Land, dessen politische Struktur völlig anders war als die der Markgrafschaft. In Großbritannien war die Nachfolge für den Königsthron per Gesetz geregelt.[4] In gewisser Weise stand das Parlament über dem König. Unter anderem hatte es die Kontrolle über seine Zivilliste.[5] Das war neu für Bürcklin, denn Markgraf Carl Wilhelm herrschte ohne Genehmigungs- und Kontrollgremium. Die alten Landstände, die diese Aufgaben wahrgenommen hatten, waren 1668 von seinem Großvater abgeschafft worden. Der frische Wind, der im britischen Königreich nach der Glorious Revolution von 1688 wehte, sorgte für ein Klima, das die Gedanken hervorbrachte, ohne die moderne Verfassungen nicht denkbar sind: Rechtsstaatsprinzip, Meinungs- und Religionsfreiheit, Freiheit von Wirtschaft und Handel. Dazu kamen bahnbrechende Erkenntnisse in den Naturwissenschaften. In Bürcklins Tagebuch suchen wir jedoch vergeblich nach Hinweisen, dass er sich für diese Entwicklungen interessiert hätte. Er reiste als Tourist, der auf die Sehenswürdigkeiten des Landes aus war.

Die Abreise von Haarlem wurde auf den 27. April festgesetzt. Der Markgraf erwies Bürcklin »die Gnade«, ihn bis Amsterdam zu begleiten. Kieffer reiste mit dem Gepäck voraus. Lesen wir im Tagebuch, was Bürcklin als erinnerungswürdig festgehalten hat.

Donnerstag, 28. April

Versehen mit Reisegeld und Empfehlungsschreiben bestiegen Bürcklin und Kieffer die Schute[6] nach Rotterdam. Dort setzten sie sich mit einem Agenten namens Pennington in Verbindung, der ihnen empfohlen worden war. Pennington riet ihnen, ein Schiff zu nehmen, das direkt nach London fährt. Damit würden sie sich im englischen Hafen Harwich das lästige Umsteigen in eine Postkutsche ersparen. Bürcklin war einverstanden. Pennington brachte ihn zu einem englischen Kapitän, der am folgenden Morgen direkt nach London segeln wollte. Die beiden Badener übernachteten im Wirtshaus »Zum Schweinskopf«, laut Bürcklin »die beste Auberge […], wo auch Officiers von der Admiralitaet zu logieren« pflegten.

Freitag, 29. April

Als sich Bürcklin und Kieffer am Morgen verabredungsgemäß am Schiff einfanden, eröffnete ihnen der Kapitän, dass er noch auf einen Teil der Ladung warten müsse und daher leider erst am nächsten Tag ablegen könne. Den unfreiwilligen Aufenthalt verbrachten die beiden Reisenden mit einer Tour durch die Stadt Rotterdam. Sie besichtigten auch den Hafen und die Werften, in denen ein Kriegsschiff mit 80 Kanonen und ein Handelsschiff im Bau waren.

Samstag, 30. April

Auch an diesem Tag blieb der Segler im Hafen. Bürcklins Beschwerde bei Pennington führte dazu, dass der Kapitän zusagte, am folgenden Tag endlich in See zu stechen. Pennington bewirtete unsere Reisenden mit Sekt von den Kanaren, der Bürcklin so gut mundete, dass er sechs Flaschen davon kaufte und dem Markgrafen nach Haarlem schicken ließ.

Sonntag, 1. Mai

Morgens um sieben Uhr ging mit Bürcklin und Kieffer eine bunte Schar an Bord des Segelschiffes: Zwei Kaufleute aus St. Petersburg, ein Mathematiker aus Amsterdam, ein Arzt aus Florenz, vier Juden, zwei Engländerinnen, fünf Schweizer, zwei Deutsche und ein Fregattenkapitän aus England. Bürcklin und Kieffer suchten sich einen Schlafplatz und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Die Fahrt auf der Maas in Richtung Meer verlief weniger glatt als gedacht. Der Wind drehte, frischte auf und zwang zu einem Umweg. Da inzwischen Ebbe herrschte, musste das Schiff in der Nähe von Dordrecht Anker werfen. Drei Passagiere nutzten den Aufenthalt für einen Landspaziergang. Sie waren noch nicht zurück, als die Flut auflief und der Kapitän losfahren wollte. Man musste zwei Stunden auf sie warten. Inzwischen hatte sich das Wetter aber derart verschlechtert, dass der Segler nach kurzer Zeit erneut ankern musste. An diesem Tag ging es nicht mehr weiter. Während die Verpflegung an Bord »blutschlecht« war – Bürcklin hat in diesen Tagen »mehr Koth« gefressen »als sonsten in einem Jahr« – war er mit der Unterbringung »schon zufrieden«.

Montag, 2. Mai

Die Fahrt ging weiter die Maas abwärts, vorbei an Moordeich und der Festung Williamstadt. In Hellevoetsluis, der letzten holländischen Zollstation, blieb das Schiff über Nacht.

Dienstag, 3. Mai

Am Morgen trieb ein starker Wind den Segler rasch voran. Kaum aber war das Land entschwunden, »ging der Tanz« los. Kieffer war einer der ersten Passagiere, dem die Seekrankheit »entsezlich zugesezet, so daß er selbigen ganzen Tag und Nacht und noch den andern Morgen recht erbärmlich da gelegen«. Während Bürcklin von der Krankheit verschont blieb, hat »man alle Augenblickh vermeynet, sie [die Mitreisenden] würden den Tod erwarten«. Um von den Wellen nicht über Bord gespült zu werden, band sich Bürcklin an Deck mit einem Strick fest. Bereits kurz vor Mitternacht kamen die Lichter Harwichs in Sicht. Um in der Dunkelheit nicht in die Nähe der gefährlichen Sandbänke zu geraten, drehte der Kapitän ab und ankerte weit draußen.

Mittwoch, 4. Mai

Kurz nach Tagesanbruch wurden Harwich und Chatham passiert. Die Passagiere erholten sich langsam und bestaunten die Segelschiffe, die nach Schottland fuhren, um dort »Kohlen abzuholen«. Als plötzlich einige Kriegsschiffe auftauchten, »erblaßten« die Matrosen und versteckten sich im Bauch des Schiffes unter der Ladung, »weilen die Kriegsschiff all die passirenden Schiff zu visitiren und die tüchtige Mannschaft wegzuneh-

Septendecim Provinciae Germaniae Inferiorae [...], Kupferkarte von Pieter Schenck (1660–1711), um 1700, Ausschnitt. Die beiden Linien von zeitgenössischer Hand (Bürcklin?) zeigen den beschriebenen Seeweg [Eigentum des Hauses Baden] (GLAK, FA, 2. Pers., Reisen. Mappe 18)

men pflegen«.[7] Ein Leutnant kam mit zwölf Mann in einem Ruderboot herüber und befahl, den Segler zu durchsuchen. Es wurde nichts gefunden. Der Kapitän, der das Spielchen kannte, erklärte dem Leutnant, dass er kein Personal hätte und darauf angewiesen wäre, dass ihm einige Passagiere dabei helfen, das Schiff zu manövrieren. Ob der Leutnant ihm gegen Bezahlung vielleicht ein paar Männer überlassen könnte? Da es allein um dieses Geschäft ging, wurde man schnell handelseinig und Bürcklin erfuhr, dass die Marineoffiziere auf solche Weise die Matrosen loswurden, die nicht diensttauglich waren. Der Kapitän würde diese Männer nach London mitnehmen, sie dort wieder laufen lassen und von ihnen das Geld eintreiben, das er für ihre Freilassung an den Offizier gezahlt hatte. Nach dem Abschluss des Geschäfts nahm der Leutnant noch einige Geschenke entgegen, während seinen Leuten »wacker zu sauffen gegeben« wurde. Kaum waren die Besucher von Bord, kamen die Matrosen aus ihren Verstecken gekrochen. Allerdings verschwanden sie sofort wieder, als neue Kriegsschiffe auftauchten und sich wieder ein Boot dem Segler näherte. Der Marineoffizier, der an Bord kam, verzichtete auf eine Inspektion und gab sich mit einer Flasche Wein zufrieden. Der Kapitän zeigte keine Eile, noch an diesem Tag nach London zu kommen. Mit allerlei Ausflüchten ließ er vor Gravesend Anker werfen. Um elf Uhr in der Nacht wurde es auf dem Schiff unruhig: Die russischen Kaufleute gingen mit ihren Koffern von Bord, nahmen auch einen Koffer des Kapitäns mit. Wie Bürcklin

feststellte, wurden auf diese Weise die Waren, deren Einfuhr in England verboten war, an Land gebracht, bevor in Gravesend der Zoll das Schiff inspizierte. Die Russen, die sich gut auskannten, bestellten an Land einen Wagen und ließen sich mit ihrem Schmuggelgut, unbehelligt vom Zoll, direkt nach London bringen.

Donnerstag, 5. Mai

In Gravesend kamen die Leute vom Zoll auf den Segler. Sie durchsuchten alles gründlich. Sie schnitten »sogar die Bett und Küßen […] auff […] klopfften uberal mit Hämmern an, umb ettwa eine Hölung zu decouvriren«. Schließlich entdeckten sie einige Matrosen, die sich unter der Ladung versteckt hatten, ließen sie aber unbehelligt, da sie keinen Auftrag hatten, sie festzusetzen. Allerdings stießen sie auf einen Küchenjungen, dem »ein Stückhlein Cotton« aus der Hose lugte. Sie nahmen es ihm weg, »alles Flehen und Bittens ohngeachtet […] warüber er herzlich geweinet«. Auch ein armer Jude, der ein halbes Dutzend Kaffeeschalen für einen Freund in London bei sich hatte, musste sie abgeben. Die Prozedur zog sich bis zwei Uhr hin, erbrachte aber wenig, weil die interessanten Objekte schon in der Nacht von Bord gebracht worden waren. Um sechs Uhr erreichte das Schiff London. Die Freude darüber wich rasch, als die nächsten Zöllner, »die Canaillen«, nicht »das Geringste passiren lassen wollten, ehe und bevor solche vorher an den Zoll gebracht und visitirt worden seyen«. Sie erlaubten den Reisenden lediglich, Mantelsack, Nachtröcke und Pantoffeln mitzunehmen. Bürcklin und Kieffer blieb nichts anderes übrig, als ihre Koffer beim Zoll zu lassen, den Kapitän auszuzahlen, eine Schaluppe zu besteigen und sich zum »Tour«[8] bringen zu lassen. Von dort gelangten sie mit einer Kutsche zum »Duc de Richmond« in die Suffolk Street (suffogstreet)[9]. Die Wirtin hieß Mary (Merry). Markgraf Carl Wilhelm hatte sie als Student bei einem seiner Aufenthalte in London kennen gelernt und Bürcklin geraten, sich an sie zu wenden. Mary half gern und besorgte sogleich ein Quartier bei einem Perückenmacher namens Fabris, der nicht weit weg wohnte. Bürcklin war davon angetan, lag es doch in der Nähe der Unterkünfte des französischen Residenten und der Gesandten Tripolis' und Venedigs. Nachdem die beiden Badener ihre Bleibe bezogen hatten, brachte sie Mary zu einem Lakaien und Dolmetscher. Er hieß Johannes Flinck, war 60 Jahre alt und hatte, wie er angab, »vielen großen Herren« gedient. Anschließend setzten sich die beiden Besucher bei Mary hungrig zu Tisch, da sie auf der Schaluppe zum Tower nur »vor gut und viel Gelt blutschlecht gefreßen« hatten. Als auf der Straße Trommeln geschlagen wurden, erklärte ihnen Mary, dass im großen Opernhaus um Mitternacht wieder »eine Masquerade seyn werde, wohin viel 1000 Masquen und ohne Zweifel der König[10] selbst nebst dem Printz von Wallis[11] hinkommen werden«. Wenn die beiden Deutschen Lust hätten hinzugehen, würde sie die notwendigen Kostüme beschaffen. Während Bürcklin »diese schöne Gelegenheit […] nicht gerne echappiren laßen« wollte, entschuldigte sich sein Reisegefährte. Er sei zu müde und der Eintritt von 26 Schilling sei ihm zu teuer. Der Lakai besorgte eine Eintrittskarte für Bürcklin und das Kostüm, einen blauen Dominoanzug aus Taft. Um Mitternacht war es soweit. Bürcklin kleidete sich an und ließ sich mit dem Lakai auf einem Tragstuhl zum Opernhaus bringen.[12] Um den Eingang, der von 50 Grenadieren bewacht wurde, drängten »viel 1000 Menschen«. Im Innern des Gebäu-

des wurde die Eintrittskarte drei Mal kontrolliert. Bürcklin befahl dem Lakaien, auf ihn zu warten, weil er niemand kennen würde und vielleicht bald gehen wolle. Im illuminierten großen Saal befanden sich 3000 bis 4000 »Masken«; die Männer waren meist als Domino verkleidet, die Frauen »auff allerhand Facon, doch aber eben nicht gar sonderlich«. Die Musik kam aus zwei Logen, eine Kapelle spielte französische, die andere englische und deutsche Tänze. An beiden Seiten des Saals gab es die Stände der Traiteurs »mit kaltem Gebratens von allen Sorten, Pasteten, alle Gattung Weins, Confect, Orchade, Limonade, Theé, Caffée und Chocolade«. In den kleinen Nebenräumen wurde »mit Würfflen scharff gespielt«. Bürcklin berichtet, dass er mehr als 30 mal getanzt habe und »verschiedene Mahl von Frauenzimmer attaquiret« wurde, was aber zu nichts führte, da er »nur französisch antwortete und kein Englisch sprechen konnte«. Er hielt sich daher an Burgunder, Rheinwein und gebratene Hühnerbeine. Im Spiel hatte er kein Glück und verlor sechs Guinees. Um zwei Uhr fanden sich der König und der Prinz ein. Sie trugen Domino-Kostüme und mischten sich unter die Gäste. Um vier Uhr traf Bürcklin einen alten Bekannten aus Straßburg, dessen Namen er vergessen hatte. Langsam machten sich die Menschen auf den Heimweg. Auch Bürcklin. Er fand seinen Lakaien am vereinbarten Treffpunkt, ließ sich in seine Unterkunft tragen und schlief am nächsten Tag bis 12 Uhr.

Freitag, 6. Mai

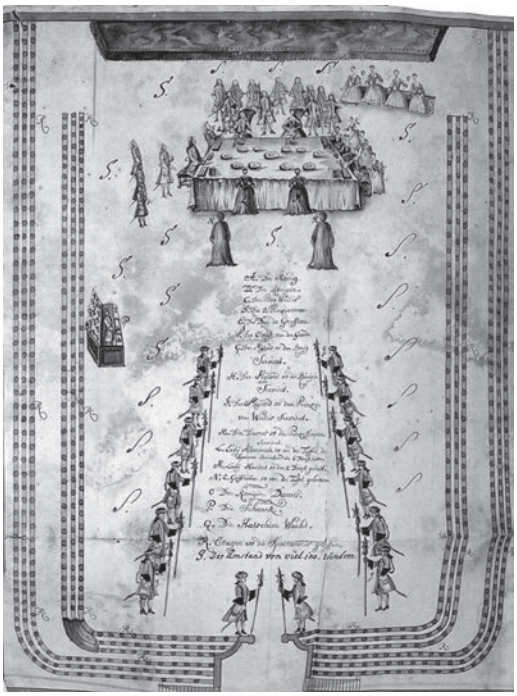
Bürcklin schickte Kieffer mit dem Lakaien zum Zoll, um das Gepäck zu holen. Die »Canaillen« wollten es aber nicht herausgeben, da der Schiffskapitän die Zollerklärung noch nicht abgegeben hätte. Inzwischen war Zeit zum Mittagessen, das in den Herbergen »niemalen vor 3 Uhr« gereicht wurde. Bürcklin traf »allda den H. von Pöllniz, mit deme [ich] in CarlsRuh bekannt worden« und der ihm »ganz viele Höflichkeit erwiesen«.[13] Mit ein paar Sätzen unterrichtete Bürcklin den markgräflichen Reisemarschall von Schott in Haarlem über die glückliche Ankunft in London. Anschließend begab sich zur Jungfer Hemelingin[14], die ihn darüber aufklärte, wie er am nächsten Sonntag den König beim Kirchgang sehen und danach der Zeremonie des königlichen Speisens beiwohnen könnte.

Samstag, 7. Mai

In der Hoffnung, endlich ihre Koffer zu bekommen, ließen sich Bürcklin und Kieffer bei scheußlichem Wetter mit einer Schaluppe auf der Themse zur Zollstation bringen. Allerdings weigerte sich der Zöllner die Koffer herauszugeben, weil der Schiffskapitän immer noch keine Zollerklärung abgegeben hätte. Da Bürcklin dieser Aussage misstraute, notierte er etwas auf einen Zettel (er sagte nicht, was er geschrieben hatte) und schickte damit einen Lakaien zum Zollhaus. Dieser kam mit einem Pass zurück, mit dem Bürcklin und Kieffer ihre Koffer vom Schiff zum Zollhaus bringen konnten. Dort wurde alles inspiziert und danach freigegeben. Allerdings »forderte ein Coujon nach dem andern so viel vorgebliches ordonnanzmäßiges Gelt, daß wir ihnen den Teufel an den Hals gewünschet«.

Sonntag, 8. Mai

Die beiden Badener verzichteten auf den Kirchgang, weil man sonst zu viel versäumt



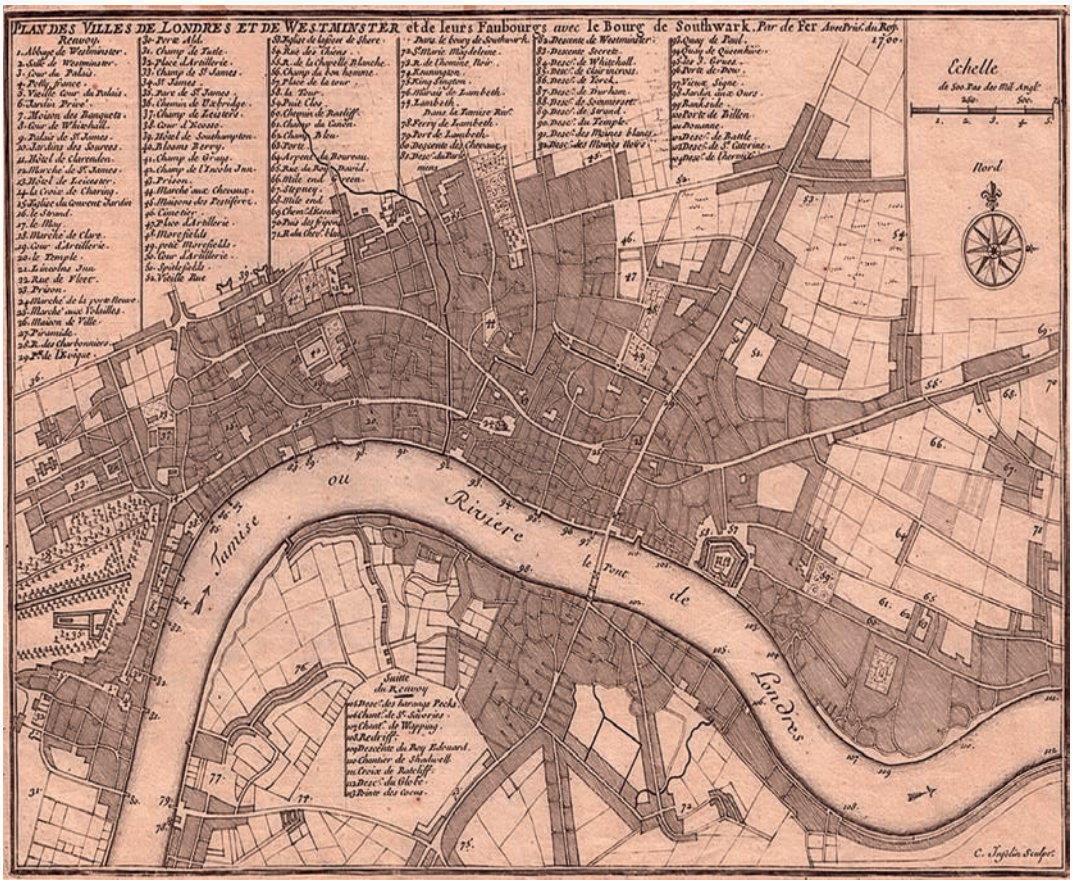
Die öffentliche, sonntägliche Tafel der englischen Königsfamilie, Zeichnung von Bürcklin [Eigentum des Hauses Baden] (GLAK, FA, 2. Pers., Mappe 18, Reisen, 8.5.1729)

hätte. Stattdessen ließen sie sich zum Schloss[15] tragen, wo ihnen Jungfer Hemelingin die Garderobe, das Weißzeug und den Schmuck der Königin[16] zeigte, »so wir alles recht magnifique befunden«. Anschließend begleitete sie die Jungfer ins Schloss, wo sie einen Platz reservierten, von dem aus sie beobachten konnten, wie der König zur Kirche ging. Bürcklin warf auch einen Blick in das königliche »Antichambre«, in welchem sich viele Würdenträger und einige Fremde aufhielten, von denen einige dem König den Rock küssten. Anschließend nahmen Bürcklin und Kieffer ihre Plätze ein und beobachteten die königliche Prozession zur Kirche. Sie wurde angeführt vom Oberkämmerer, dem Herzog von Crafton.[17] Hinter ihm wurden vier Kronen und ein Schwert getragen. Dann folgten der König mit Kammerherr Lord Albemarle[18], die Königin, der Prinz von Wales, die drei Prinzessinnen und eine Gruppe von Herzögen, Lords und Damen. Bürcklin und Kieffer beeilten sich sodann, rechtzeitig in die Kirche zu kommen. Dort nahmen sie einen Platz neben der Kanzel ein, von dem aus sie die königliche Familie gut sehen konnten. Bürcklin bemerkte, dass der König »wenig Devotion« zeigte und ständig mit dem Herzog von Grafton und Lord Albemarle »geredet und gelacht« hat. Bevor um drei Uhr der Gottesdienst aus war, eilten Bürcklin und Kieffer zum Schloss, um dort dem öffentlichen Essen der Königsfamilie[19] beizuwohnen. Jungfer Hemelingin hatte erneut vorgesorgt und von einem Unteroffizier der Schlossgarde zwei Plätze gegenüber der Tafel, die an der Stirnseite des Saales aufgebaut war, reservieren lassen. Nachdem das Parterre, die drei Etagen und die Galerie mit Zuschauern gefüllt waren, nahm das Spektakel seinen Lauf: An der Tür des Speisesaals erschien der Küchenmeister, gefolgt von Lakaien, die Platten mit Speisen trugen, die sie den Soldaten der Schlosswache übergaben. Im Saal reichte der Küchenmeister die Platten an die Lords weiter, »welchen den kleinen Dienst gehabt« und zeigte einem weiteren Lord, wie sie auf dem Tisch zu arrangieren waren. Nachdem die Tafel gedeckt war, machte der Herzog von Grafton dem König Meldung. Der Ruf »Platz für den König!« kündigte die königliche Familie an. Der König, die Königin, der Prinz von Wales und die drei Prinzessinnen schritten zur Tafel. Im Gedenken an den verstorbenen Herzog von Lothringen[20] hatten sie Trauerkleidung angelegt, nur der Königin »Geschmuckh ware sehr costbar und brillirte ohngemein«. Bevor sich die Tischgesellschaft setzte, verrichteten zwei Geistliche, die vor der Tafel standen, ein kurzes Gebet. Lady Albemarle präsentierte sodann die Speisen. Nach

jedem Gang räumte Lady Hauber die leergegessenen Teller ab, reichte frische Teller und neues Besteck. Wenn der König trinken wollte, holte ein Lord »das Glas bey der Schenckh« und präsentierte es auf einem »Credenzdeller«, auf dem ein kleines, vergoldetes Silberschälchen stand. Der Lord kniete vor dem König nieder, schüttete etwas aus dem Glas in das Schälchen, das er unter das Glas hielt, während der König trank. Wenn der König das Glas abgesetzt hatte, wurde es von einem Kavalier weggetragen. Wollte die Königin trinken, holte Lady Hauber das Getränk, übergab es Lady Albemarle, die es der Königin auf die gleiche Weise reichte, wie der Lord. Dem Prinzen von Wales jedoch wurde das Getränk von einem Kavalier auf einem einfachen Teller gereicht. Dieser hielt nur den Deckel des Glases unter das Glas, kniete auch nicht nieder. Auf die gleiche Weise servierte Lady Hauber die Getränke den Prinzessinnen. Bürcklin schilderte auch die Speisenfolge: Der erste Gang wurde auf acht Platten serviert, danach folgten zwei Platten auf denen Bürcklin einen Hasen, Sauerkraut, ein grünes Kraut und Eier ausmachte. Der dritte Gang wurden ebenfalls auf acht Platten serviert, sodass Bürcklin insgesamt 18 Platten zählte. Zum Abschluss gab's Konfekt auf Etagentellern aus Porzellan mit einem Glasaufsatz. Als Getränk nahm der König »etlich Mahl Bier und bald weißen, bald rothen Wein«, die Königin trank »Waßer von Citronenzucker«. Während des Essens parlierte der König mit Grafton, Albemarle, dem Obrist der Garde, Marquis de la Fôret, und der Königin. Um vier Uhr erhob sich der König, wusch sich die Hände und ging – nachdem die Geistlichen ein Gebet verrichtet hatten – mit den Seinen »in gleicher Ordnung nach seinem Zimmer, allwo man Caffée und allerhand Liquer getruncken«. Da es bereits fast fünf Uhr war, »behielt uns die Jgf. Hemelingin bey sich, allwo wir in einer angenehmen Companie gespeißet und uns recht wohl divertiret«. Eine Promenade im Park beschloss den Abend.

Montag, 9. Mai

Um neun Uhr fuhren Bürcklin und Kieffer zum Tower, wo sie die Rüstkammer besichtigten und alles bestaunten »was zum Krieg nötig«, vor allem Gewehre für »100 000« Mann und Kanonen. Gezeigt wurden dort auch die bei Höchstädt[21] erbeuteten »Paucken, Fahnen [und] Standarten« und die Schatzkammer.[22] Die beiden Touristen besichtigten auch den Ort »wo die Staatsgefangenen sitzen, auch den Einlaß wann selbige vom Parlament zum Tod verurteilt worden«. Als nächstes sah man sich Löwen, Panther, Leoparde, Tiger und seltene Vögel an.[23] Auf dem Weg zur Börse kamen sie an den Denkmälern für viele englische Könige und Lordprotektor Cromwell vorbei.[24] In der Börse lösten sie bei einem Herrn Warnegg einen Wechsel ein. Nach dem Mittagessen liefen sie zur St. Pauls Kathedrale, bestiegen den Turm »auff welchem man die ganze Statt Londen ubersehen und sonsten auch weit in das Land sehen kann und scheinet die Statt einer halben Welt gleich«. Besichtigt wurden sodann das Tollhaus, welches »viel 100 Zimmer hat, darin alles propre und wohl eingerichtet ist, haben auch viele wunderliche Leüte angetroffen«. Anschließend besah man das Spinnhaus. Es war bis auf wenige Jungen und Männer, die Stecknadeln herstellten, unbewohnt. Bürcklin und Kieffer kauften eine Partie Nadeln. Auf ihrem Rundgang kamen sie in das Kaufhaus, das Stadthaus und die »Banc Londen, wo viele Mollionen [sic] Gelt seind, in welcher wir alle Comptoirs und Bücher auch die würckliche Auszahlungen gesehen«. Danach besichtigten sie den Temple, wo die Advocaten »die Crimi-



Stadtplan von London. Kupferstich von N. de Fer um 1700 (Wikimedia.org, gemeinfrei)

nals zu defendiren pfleg[en]«. Sie beschlossen ihre Tour beim königlichen Marstall, »so aber sehr schlecht und nur eine liederliche Hütte«. Unsere beiden Touristen waren danach »sehr müd«, schauten sich aber auf dem Heimweg noch die Silber- und Galanterieläden an, sowie ein Gebäude in dem »die kostbaren Statuen gemacht werden«. Unterwegs beobachteten sie die Ausfahrt des Prinzen von Wales und der drei Prinzessinnen, die vom St. James-Palast in die Stadt fuhren. Voraus ritten zwei Mann von der Schlosswache »um Platz zu machen«, dahinter folgten drei Kutschen. Ein »Oberofficier«, mit acht Mann und ein »Unteroffizier« bildeten den Schluss der Kolonne. Bürcklin und Kieffer hatten für heute genug gesehen und legten sich nach dem Nachtessen »auff den Ranzen«.

Dienstag, 10. Mai

Um neun Uhr wurde der Stadtrundgang fortgesetzt: Zunächst zum Hyde Park (Heidenparc), wo ein Regiment bei Anwesenheit des Prinzen von Wales exerzierte. Anschließend ging's zur Whitehall, dem Parlament (»Chambre des Communes«), wo man die Apparte-

ments sehen konnte, in denen sich der König bei seinen Besuchen aufhält und zur St. Peters-Kathedrale mit den zahlreichen Statuen. Beim Essen erfuhren sie, dass die Engländer mit dem König »nicht zum besten zufriden [sind], weil alles gar zu sehr menageux bey Ihme hergehe, da doch zu seiner Depenue ein groses Geld fournirt werde«. Am Abend fuhren Bürcklin und Kieffer zur Oper, um den Prinzen und die Prinzessin Caroline anzuschauen.

Mittwoch, 11. Mai

Erneut ging's in den Hyde Park und anschließend Einkaufen. Da man das meiste in der Stadt gesehen hatte, fuhr man nach Kensington und besichtigte auf der Rückfahrt das »Soldaten Spithal«, dessen Einrichtung für »ungemein wohl« befunden wurde.

Donnerstag 12. und Freitag 13. Mai

Die am Vortag bestellten zwei Pferde waren bereits am Morgen um vier Uhr vor dem Haus. Im Galopp ritt man in die Umgebung Londons, nach Richmond, Hampton Court und Windsor mit seinen schönen Gärten und »magnifiquen Palläst«. Bürcklin zeigte Begeisterung. »Die Situation des Landes [ist] ohngemein angenehmb, sodaß mann das Land billich einem Engelsland vergleichen kann«. Um elf Uhr in der Nacht war man wieder in London, aß noch ein Stück Braten und trank eine Flasche Wein, bevor man sich zur Ruhe legte.

Samstag, 14. Mai

Obwohl das Leben in England teuer und die Ausgaben gar groß seien, so hätte Bürcklin doch gewünscht, »mich noch einige Zeit da auffhalten zu dörffen«. Weil »ich aber S[erenissi]mi Erlaubnus nicht mißbrauch[en] dörffte, angesehn sie niemand von der Kanzlei als mich bei sich hatten, und ich wohl wuste, dass verschiedene Sachen einlaufen würden«, entschied Bürcklin, abzureisen. Der Lakai riet, nach Dover zu reiten, weil es mit der Kutsche sehr gefährlich sei. Bürcklin hieß ihn, die Pferde zu bestellen und mitzukommen, um die Pferde wieder zurückzubringen. Bürcklin kaufte noch einige Waffen und ließ sich ihren Gebrauch zeigen, »umb uns im Fall der Noth defendiren zu können«. Die Koffer schickte er voraus an Frau Pennington in Rotterdam. Herr Warnegg besorgte »noch einiges Reyßgeld« und ließ einen befreundeten Zöllner kommen, der die Koffer abfertigte. Man verabschiedete sich, besuchte nochmals die Börse und sagte Jungfer Hemelingin und anderen Bekannten adieu. Abends aß man in guter Gesellschaft nochmals »genug Austern« und ging nach Mitternacht zu Bett.

Sonntag 15. Mai

Der Lakai erschien mit den Pferden um vier Uhr. Nach einem Kaffee und dem Bezahlen wurde losgeritten. Bei Whitehall überquerte man die Themse und besichtigte in Greenwich das Invalidenspital und den Park. Anschließend ging's nach Chatham, wo die Kriegsschiffe gebaut und die Kanonen gelagert wurden. Man schaute sich die zum Auslaufen bereit stehende englische Flotte an, darunter ein neues Kriegsschiff mit 140 Kanonen. Bei starkem Regen erreichte man Rochester. Kieffer klagte über geschwollene Oberschenkel. Er vertrug nicht das lange Sitzen in einem englischen Sattel. Beim Mittagessen trocknete die

durchnässte Kleidung. Canterbury, wo man um neun Uhr Halt machen wollte, war an diesem Tag wegen des starken Regens nicht mehr zu erreichen. Daher übernachtete man in einem Wirtshaus, 12 Meilen vor Canterbury. Trotz seiner Müdigkeit zeigte Kieffer Interesse an der Hausmagd (»sie sahe gut aus, war starckh und dickh, und allem Ansehen nach eine Mi[e]tschwester«). Bürcklin redete sie ihm aus, er solle den »Sonntag nicht entheiligen«.

Montag, 16. Mai

Nach einem frühen Aufbruch, bei dem Kieffer immer noch über seinen schmerzenden Hintern klagte, erreichte man schließlich Canterbury um halb neun Uhr und besichtigte die Hauptkirche. Um ein Uhr war man in Dover. Kieffer war darüber sehr erleichtert und gestand, dass er unterwegs Angst vor Dieben und Räubern gehabt hatte. Man kehrte beim Postmeister ein, der aus dem Hannoverschen kam. Da das Wetter schlecht war, lief das Schiff nach Ostende nicht aus. Bürcklin wäre gern über Calais gefahren und von dort geradewegs nach Paris, nahm aber davon Abstand, da er befürchtete, der Markgraf würde ihm ein längeres Fernbleiben übel nehmen.

Dienstag, 17. Mai

Es regnete und stürmte. Man blieb bis neun Uhr im Bett. Bei einem Spaziergang am Hafen hörte man von einem Kapitän, dass der Wind für eine schnelle Überfahrt nach Calais gut stünde. Demgegenüber würde das Boot nach Ostende heute wahrscheinlich nicht mehr auslaufen. Nach einigem Hin und Her entschieden sich Bürcklin und Kieffer für eine dritte Möglichkeit und bestiegen um halb zwei ein Schiff nach Dünkirchen. Auf See verschlechterte sich das Wetter. Es herrschten Sturm, Hagel und hoher Wellengang. Es ging nicht lange und Kieffer wurde wieder seekrank. Der Sturm trieb den Segler jedoch rasch voran, sodass er bereits um halb sieben in den neuen Kanal bei Fort Mardyck einfahren konnte und eine halbe Stunde später vor Dünkirchen anlangte. Da das Wasser im Schiff drei Schuh hoch stand, getraute sich der Kapitän nicht, in den Hafen einzulaufen. Bürcklin und Kieffer mussten daher bei scheußlichem Wetter in eine Schaluppe umsteigen, die sie nach einer dreiviertelstündigen Fahrt im alten Hafen von Dünkirchen absetzte. Die Matrosen gestanden, dass wegen des starken Sturms »Leib- und Lebensgefahr dabey« gewesen sei. Bürcklin und Kieffer mussten ihr Gepäck von dem verlassenen Ort in die Stadt schleppen, die eine halbe Wegstunde entfernt war. Kieffer schwor, sein Lebtag nicht mehr zur See fahren zu wollen. Der Tag endete in der Conciergerie mit einer Mahlzeit und zwei Flaschen Burgunder. Da in dem »alten Nest« Dünkirchen nicht viel zu sehen war, wollte man am nächsten Morgen um fünf Uhr mit der Barke nach Brügge fahren.

Mittwoch, 18. Mai

Früh um vier Uhr zog man sich schnell an, trank einen Kaffee und strebte der Barke zu. Dort war bereits eine lustige Gruppe Reisender beisammen. Über Nieuwpoort, wo eine kaiserliche Garnison lag, ging's nach Ostende. Dort suchten Bürcklin und Kieffer einen Kaufmann auf, den ihnen Herr Warnegg empfohlen hatte. Sie könnten von ihm Reisegeld erhalten und erfahren, wo sie »am Wohlfeilsten zu Thee und Caffée, auch

Schalen und Anderm kommen«. Aus dem von Bürcklin ins Auge gefassten Geschäft wurde jedoch nichts. Der Kaufmann erzählte, dass der Ostindienhandel eingestellt sei. Der letzte Verkauf sei gerade vor einigen Tagen gelaufen. Überdies müsste man größere Partien abnehmen, wenn man »einen Profit machen wolle«. Die enttäuschten Badener ließen sich dann noch die Börse und das »indianische Companie Haus« zeigen, »in welchem der schöne Vorrat gewesen« war und bestiegen wieder die Barke nach Brügge. Dort langte man aber wegen des starken Gegenwindes erst um halb zehn Uhr an. Da die Stadttore schon geschlossen waren, mussten die Passagiere mit einer »liederlichen Herberge« und einer »schlechten Nachtmahlzeit« vor der Stadt vorlieb nehmen.

Donnerstag, 19. Mai

Um vier Uhr früh marschierten die Reisenden gemeinsam in die Stadt, um im Wirtshaus zum »Guldenen Adler« in Ruhe zu frühstücken, bevor man um zehn Uhr mit der Barke nach Gent weiterfahren konnte. Bürcklin und Kieffer hatten jedoch andere Pläne. Sie ließen sich vom Vater des Wirts, einem ehemaligen Postmeister, zwei Pferde samt Wagen und Postillon besorgen. Ab ging's nach Gent, wo sie bereits um zehn Uhr eintrafen. Nach einer Stadtbesichtigung fuhren sie weiter nach Brüssel, das sie um vier Uhr erreichten. Sie besichtigten den Palast der Erzherzogin, einige Seidenfabriken, das Stadthaus und das Arsenal. Um zehn Uhr, bevor die Stadttore schlossen, ließen sie sich von ihrem Postillon zurück nach Gent bringen. Dort gab sich Bürcklin als kaiserlicher Offizier aus und erhielt frische Pferde für die Nachtfahrt nach Antwerpen.

Freitag, 20. Mai

Der Postillon fuhr zu schnell. In der Finsternis stürzte die Kutsche um. Obwohl dies Bürcklin und Kieffer »kein Ungemach verursachte«, wollte Bürcklin dem Postillon »die Fuchtel über die Ohren schmeisen«. Der Postillon bat um »Pardon« und erklärte, dass ihm das bei Tag nicht passiert wäre. Im Morgengrauen erreichte man Antwerpen. Das Stadttor an der Schelde war noch geschlossen. Bürcklin gab sich für einen hannoverschen Kavalier aus, der auf dem Weg nach Deutschland sei, und schickte ein Billett zum Bürgermeister mit der Bitte, das Tor öffnen zu lassen. Das klappte. In der Stadt besichtigten Bürcklin und Kieffer die Kirche, die Spitzenfabriken, die Börse, das Nonnenkloster und kauften ein. Über Norddeich gelangten sie schließlich nach Rotterdam, wo sie um halb zehn Uhr ankamen. Dort erfuhren sie vom Agent Pennington, dass die Koffer aus London mit einer Schaluppe nach Hellevoetsluis abgegangen seien und morgen in Rotterdam eintreffen würden. Sie stiegen in dem ihnen von der Hinreise vertrauten Wirtshaus »Zum Schweinskopf« ab.

Samstag, 21. Mai

Für die letzte Etappe ihrer Englandreise nahmen Bürcklin und Kieffer die Schute über Leiden nach Haarlem. Der Tag kam ihnen »fast lenger [vor] als die gantze ubrige Reyße und je neher wir gen Harlem avancierten, je größer wurde das Verlangen, schon da zu seyn«. Als in der Ferne der Kirchturm von Haarlem auftauchte, sahen sie »ein Chalouppchen gegen uns kommen, hörten auch eine Musique von Clarenetten«. Beim Näherkommen bestätigte sich Bürcklins Vermutung, dass es das kleine

Schiff ihres Herrn sein könnte. Bürcklin bat den Schiffer, anzulegen. Auch das Schiff des Markgrafen machte fest. An Bord befanden sich neben dem Markgrafen, die Kammerjunker von Gemmingen und von Wazdorff, die Sängerinnen Bitwolfin und Hermennin sowie Dr. Mangold, der als Arzt aus Leiden vorgestellt wurde.[25] Das Wiedersehen war herzlich. Man brachte die beiden Ankömmlinge mit »voller Musique« nach Hause, wo sie »undertänigsten Rapport« ablegten. Sie waren bei der Rückkehr »so glücklich als bey der Abreyße, da uns damalen die Gnade betroffen, daß S[erenissi]mus uns nach Amsterdam begleitet, wie jezo von demenselben gleichsamb wider eingeholet worden«. Es gab »niemand, der sich uber unsere unvermuthete Ankunfft nicht erfreüet«. Bürcklin berichtete über seine Erlebnisse und die Daheimgebliebenen erzählten ihm, was sich während seiner Abwesenheit getan hatte. Bürcklin beendete den Tag »mit einer delicaten Zwibelsupp […] und ein gut Glas Wein […], so mir beßer geschmeckt als die bisherige englisch und flandrische Speisen und Geträncckh«.

Alles in allem waren Bürcklin und Kieffer 25 Tage unterwegs, davon entfielen rund zwei Wochen auf die An- und Abreise und nur zehn Tage auf das eigentliche Ziel der Reise, London. Nach der Rückkehr blieben sie mit dem Markgrafen in Haarlem. Die Heimreise auf der markgräflichen Jacht begann am 3. August und endete am 30. August in Schröck.

Anmerkungen

1 Merkle, Hans: Markgraf Carl Wilhelms Reisen zur »Gemüthsergötzung« – Auf dem Rhein in die Niederlande und andere »Lustreisen« des Gründers von Karlsruhe. Ubstadt-Weiher 2014.

2 Dieses und alle weiteren Zitate ohne Quellenangabe stammen aus Bürcklins Tagebuch (GLAK, FA, 2. Pers. Mappe 18, Reisen).

3 Meyer, Armin G. und Meyer-Carillon, Sabine: Ortsfamilienbuch Karlsruhe. Teil 1. Plaidt 2014. S. 259 f.

4 Der Settlement Act von 1701 bestimmte, dass nur ein Protestant die britische Krone tragen darf und machte Sophie von Hannover (1630–1714), die Enkelin von König Jacob I. (1566–1625), und ihre Abkömmlinge in der protestantischen Linie zu Thronfolgern der britischen Monarchie. Sie selbst starb, bevor sie Königin werden konnte, daher wurde ihr Sohn Georg Ludwig (1660–1727) der erste König Großbritanniens aus dem Haus der Welfen.

5 Siehe: Shawe-Taylor, Desmond (Hg.): The first Georgians. London 2014. S. 34.

6 Ein Boot, das auf den niederländischen Kanälen gezogen wurde.

7 Das so genannte »impressement« war durch den Recruiting Act von 1703 gedeckt. Dieses Gesetz ermächtigte die Gemeinden, junge Männer auf Schiffen in die Lehre zu geben und bestätigte, dass Spitzbuben und Vagabunden in die Marine zwangsverpflichtet werden konnten. Das Gesetz sollte die Seefahrt fördern und den Kohlenhandel schützen.

8 Wahrscheinlich der Tower, franz. »la Tour«.

9 In der Nähe vom Piccadilly.

10 Georg II. August (1683–1760) war von 1727 bis zu seinem Tod König von Großbritannien und Irland, deutscher Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg (Hannover) und nominell einer der Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg.

11 Der Prinz of Wales war Friedrich Ludwig (1707–1751), der älteste Sohn Georgs II. und dessen Ehefrau Caroline von Brandenburg-Ansbach.

12 Laut dem preußischen Reiseschriftsteller Pöllnitz fanden diese Veranstaltungen im Theater am Haymarket statt. Seine Beschreibung deckt sich in wesentlichen Punkten mit der Bürcklins (»Lettres du Baron de Pollnitz […]«. Band III. 4. Auflage. Londres 1741. S. 370 f.).

13 Der Bericht von Pöllnitz über den Markgrafen und Karlsruhe (»Lettres du Baron de Pollnitz […]«. Band I. 4. Auflage. Londres 1741, S. 372–380) ist datiert vom 15. Februar 1730, also etwas mehr als ein halbes Jahr *nach* seiner Begegnung mit Bürcklin in London. Da Bürcklin Pöllnitz offenbar gut kannte, muss Pöllnitz Karlsruhe aber bereits früher schon einmal besucht haben. Pöllnitz' Brief vom 15.2.1730 enthält allerdings keinen Hinweis auf einen früheren Besuch. Daher kann man nicht ausschließen, dass Pöllnitz be-

reits vor der Abreise Carl Wilhelms am 29.3.1729 in Karlsruhe gewesen sein muss und das von ihm im Buch angegebene Datum nicht der Wirklichkeit entspricht.

14 Die Jungfer Hemelingin war möglicherweise eine Verwandte des Ingenieurs Hemeling, der beim Markgrafen in Dienst stand. Sie war offensichtlich am königlichen Hof beschäftigt.

15 St. James Palace, die Residenz der englischen Könige im 18. Jahrhundert.

16 Wilhelmina Charlotte Caroline von Brandenburg-Ansbach (1683–1737), Gemahlin von Georg II. war ab 1727 Königin von Großbritannien und Irland sowie Kurfürstin von Hannover. Jungfer Hemelingin war möglicherweise eine ihrer Kammerzofen, wobei unklar bleibt, wie sie an dem streng organisierten Hof mit zwei fremden Besuchern sowohl Zugang zu Garderobe und Weißzeug als auch zum Schmuck der Königin haben konnte (siehe: courtofficers.ctsdh.luc.edu/).

17 Charles FitzRoy, 2. Duke of Grafton (1683–1757), war Lord Chamberlain (Oberkämmerer).

18 Willem Anne van Keppel, 2. Earl of Albemarle (1702–1754), war Gentleman of the Bedchamber (Kammerherr).

19 Es fand im Ballsaal statt (The first Georgians. S. 441). Das öffentliche Speisen fand nur an Sonntagen statt (Pöllnitz, III., S. 348).

20 Leopold Joseph von Lothringen (geb. 1679) war von 1690 bis zu seinem Tod am 27.3.1729 Herzog von Lothringen. Sein Tod wurde erwähnt in London Gazette, Nr. 6776 vom 6.5.1729. Leopolds Sohn Franz Stephan (1708–1765) heiratete die Kaisertochter Maria Theresia.

21 Schlacht bei Höchstädt 1703.

22 Im Tagebuch ist an dieser Stelle die gedruckte »Liste des Joyaux des la Vaiselles, et autre Richesses De la Couronne qui sont dans la Chambre des Joyaux dans la Tour de Londres« eingeheftet.

23 Bürcklin vermerkte nicht den Ort, wo er diese Tiere gesehen hat.

24 Bürcklin nannte die Statuen von Carl I., Carl II. und Jacob II.

25 Peter Mangold (1686–1758) war Doktor der Arzneikunde und der Rechte: Er war von 1710–1713 Hofrat in Baden-Durlach. 1720 entsandte ihn Carl Wilhelm als Resident nach Den Haag (Lutz, Marcus: »Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem 18. Jahrhundert«. Aarau 1812. S. 315).

Anschrift des Autors:
Hans Merkle
76530 Baden-Baden
Merkle-Hans@t-online.de

Die Grabsteine frühverstorbener unehelicher Kinder des regierenden Markgrafen Carl Wilhelm von Baden-Durlach (1679–1738) und seines Bruders Christoph(er) (1684–1723)[1]

Johann Wilhelm Braun

In der alten Durlacher Friedhofskapelle gab es aus der Stadtgründungszeit Karlsruhes zehn Grabsteine für 13 »natürliche« Kinder des regierenden Markgrafen Carl Wilhelm sowie seines Bruders Christoph. Diese Kinder waren 1718–1722 im Alter von einem Tag bis zu drei Jahren gestorben. Solch eine Grablege für frühverstorbene uneheliche Kinder der Regenten ist unter allen Fürstentümern des damaligen Heiligen Römischen Reichs einzigartig.

Zwischen den z. T. recht aufwendig gestalteten barocken Epitaphien, die heute in die Außenwände der Nikolauskapelle in Durlach eingelassen sind, an der Friedhofsmauer stehen oder auch anderswo verwahrt werden, findet man einige sehr schlicht und auffällig gleichartig gestaltete Grabsteine für Kleinkinder, die im Alter von einem Tag bis zu drei Jahren verstorben sind und zwar im Zeitraum von 1718 bis 1722.[2] Das war die Gründungszeit Karlsruhes: Grundsteinlegung des Schlossturms am 17. Juni 1715[3], erster Privilegienbrief datiert Karlsburg den 24. September 1715[4], Einrichtung des Oberamts Karlsruhe und erste Bürgermeisterwahl im Jahr 1717, Umzug des Hofes und der Behörden von Durlach nach Karlsruhe 1718 und am 12. Februar 1722 endlich Erteilung des Stadtrechts[5]; der Aufbau einer Pfarrei einschließlich der damit kirchenrechtlich notwendigen Anlage einer Begräbnisstätte fand mit der Einweihung der ersten Karlsruher Stadtkirche, der Konkordienkirche, am Reformationstag, dem 31. Oktober 1722, seinen Abschluss.[6] Daraus dürfte es sich erklären, warum nach diesem Termin in Durlach keine Bestattungen solcher Kleinkinder mehr nachzuweisen sind. In Karlsruhe allerdings sind gar keine bekannt, was aber nicht zu verwundern braucht, da vom ersten Friedhof hinter der Konkordienkirche überhaupt nur ein (falsch datierter!) Grabstein aus dem Jahr 1740 als ältester Grabstein Karlsruhes erhalten blieb.[7] Markgraf Carl Wilhelm war schon zwei Jahre zuvor gestorben.

Alle diese Kindergrabsteine sind spärliche Überbleibsel vom damaligen Friedhof der Stadt Durlach, der nach Errichtung des Neuen Friedhofs im Jahre 1900 weitgehend abgeräumt wurde.[8] Eingehend inventarisiert und beschrieben hat man die Denkmäler des Alten Friedhofs erst kurz vor dem Zweiten Weltkrieg.[9] Zu dieser Zeit lagen die damals insgesamt elf Kindergrabsteine, alle

Lageplan: Alter Friedhof Durlach (Grafik: Gerhard Graf)

aus Sandstein, als Bodenplatten in der Friedhofskapelle.[10] Die Nummerierung dieser Beschreibung in »Kunstdenkmäler Karlsruhe Land von 1937« – so im Folgenden zitiert – mit römischen und arabischen Zahlen habe ich zugrunde gelegt und die heutige Lagesituation darauf bezogen.[11]

Im Zuge baulicher Eingriffe und Umnutzungen der Nikolauskapelle nach dem Krieg sind die elf Kindergrabsteine verlagert worden und drei davon sogar verloren gegangen![12] Der Lageplan veranschaulicht die Situation, wie sie nach den letzten Umsetzungen im Jahr 2014 bestand.

Die Inschriften sind zum Teil schon sehr verwittert und infolgedessen oft schwer lesbar. Kleine Abweichungen meiner Lesungen gegenüber denen in Kunstdenkmäler Karlsruhe Land von 1937 habe ich nicht angemerkt. Die durchweg lateinischen Inschriften sind in Majuskeln geschrieben. Mit Kleinbuchstaben habe ich nur erschlossene Buchstaben, mit | (Senkrechtstrich) fehlende Worttrennung markiert; falsche Trennungen sind durch Spatium gekennzeichnet. In runde Klammern gesetzter Text versucht die Übersetzungen zu verdeutlichen, in Fußnoten und Kommentaren sind Erläuterungen gegeben. Die Grabsteine werden im Folgenden mit Bild, Lesung und Übersetzung in der Reihenfolge der Kunstdenkmäler Karlsruhe Land von 1937 vorgestellt.

Inschrift	*Übersetzung*
J N TUMULO|HOC JA CET CAROLJNA CHRJSTOPHJNA ELJSABETHA. QUÆ|MUNDUM NON NOVJT FELJCJOR qUAM SJ NOVJSSET. nULLA JN JLLO QUJES. in pACE HJC REQUJESCJT. naTA DJE XXIII MAJJ. DEnatA I. AUGUSTJ. MDCCXXII ÆtATJS sUÆ SEPTJMAN: X	***In diesem Grab ruht Carolina Christophina Elisabetha. Sie hat die Welt nicht gekannt und ist glücklicher als wenn sie sie gekannt hätte. (Denn) darin (gibt es) keine Ruhe. In Frieden ruht sie hier. Geboren (ward sie) am 23. Mai (und) starb am 1. August 1722 im Alter von 10 Wochen***
Außer in den Zahlen sind alle Buchstaben I *als* J *geschrieben und immer mit Punkt versehen. Im* N *verläuft der Mittelstrich umgekehrt von links unten nach rechts oben. Der Doppelpunkt dient wie sonst als Abkürzungszeichen.*	*Die 10. Woche ist genau mit dem 1. August vollendet.*

I 1 Carolina Christophina Elisabetha * 1722-05-23 † 1722-08-01.
Nikolauskapelle, von südlicher Außenwand rechts entfernt,
z. Z. im Lapidarium des Durlacher Schlossgartens deponiert

Dieser Grabstein enthält mit dem 1. August 1722 das jüngste Todesdatum, nur ein Vierteljahr vor dem mutmaßlichen Ende dieser Bestattungen (siehe oben). Er wurde 2014 von der südlichen Außenwand abgenommen und – für das Publikum unzugänglich – im Lapidarium des Durlacher Schlossgartens niedergelegt. Für die Zeit der Karl-Wilhelm-Ausstellung ist er dort für die Besucher zu sehen.[13]

	Inschrift **ƐX[1]** **MATRE SVAVISSIMA,** **DELICIÆ** **PATRIS,** **FILIA PVLCHERRIMA** **JN** **AVRORA ÆTATIS,** **MORTVA,** **REQVIESCO HIC IN PACE,** **CAROLINA CHRISTIANA** **JOHANNA** **ÆTATIS TRIVM MENSIVM** **OBII** **XII. AVGVSTI ANNO** **MDCCXVIII.** I *und* J *sind immer mit Punkten versehen und ohne Regel abwechselnd verwendet, in Zahlen nur* I. [1] *Sonderform unziales* E.	*Übersetzung* ***(Geboren) von*** ***der liebreizendsten Mutter*** ***(war ich) das Entzücken*** ***des Vaters*** ***(seine) allerschönste Tochter*** ***im*** ***Morgenrot (meiner) Lebenszeit*** ***gestorben,*** ***ruhe ich hier in Frieden*** ***Carolina Christiana*** ***Johanna*** ***im Alter von drei Monaten*** ***starb ich*** ***am 12. August im Jahr*** ***1718.*** *Das verstorbene Kind spricht selbst den Leser an.*

I 2 Carolina Christiana Johanna † 1718-08-12.
Nikolauskapelle, nördliche Außenwand links außen

Die Mutter und das verstorbene Kind sind mit superlativischen Eigenschaften charakterisiert. Der Vater, den man ja als Urheber des Textes ansehen muss, zeigt sich selbst in seinem außerordentlich positiven Verhältnis zur Mutter und vor allem zur Tochter.

Der Grabstein I 3 für eine mit 18 Jahren verstorbene Jungfrau namens Maria … Wayl ist verschollen. Nach der Beschreibung in Kunstdenkmäler Karlsruhe Land 1937 war die Inschrift in deutscher Sprache abgefasst. Dies, das Alter der Verstorbenen und die Nennung ihres Familiennamens sowie die doch ziemlich abweichenden Maße des Grabsteins schließen eine Zugehörigkeit zu den natürlichen Markgrafenkindern aus.

Inschrift

C. S.[1]
CAROLI CHRISTOPHORI FRIDERICI
CHRISTOPHORI MARCHIONIS
BADENSIS et[2] HOCHBERGENSIS
FILII|NATURALIS[3]
MORTALES|HIC|EXUVIÆ|SUNT|DEPOSITÆ
CUIUS|VITA QUO|BREVIOR
EO FUIT INNOCENTIOR ET SIC FELICIOR
MUNDUM|ENIM|VIDIT
ET|NON COGNOVIT[4]
INTRAVIT|EUM|UT|MOX|EGREDERETUR
QUIPPE|QUI
EX DIVINÆ PROVIDENTIÆ DECRETO
VITAM NON ULTRA XXXVIII. SEPT.[5]
ET II D.[6] EGIT
PRIMAM LUCEM VIDIT
XXIX. OCTOB. MDCXXIX.[7]
DIEM OBIIT SUPREMUM
XVI. IUL. MDCCXX.

[1] C(HRISTUS) S(URREXIT) *(?).*
[2] et *nachträglich in Kleinbuchstaben eingefügt.*
[3] *die ersten 5 Zeilen in vergrößerter Schrift, besonders hervorgehoben Zeile drei und vier, die den markgräflichen Vater betreffen.*
[4] *seltsame Umkehrung des 10. Verses des Prologs des Johannes-Evangeliums:* … et mundus eum non cognovit.

Übersetzung

C(hrist ist) a(uferstanden).
Carl Christopher Friedrichs
des Markgrafen Christopher
von Baden und Hochberg
natürlichen Sohnes
sterbliche Hülle ist hier begraben.
Je kürzer sein Leben war, desto unschuldiger war es und darum glücklicher.
Er hat die Welt gesehen
und hat sie nicht erkannt.
Er betrat sie, um bald sie zu verlassen,
Er hat ja
auf Ratschluß der göttlichen Vorsehung
sein Leben nicht länger als 38 Wochen
und 2 Tage gelebt.
Er erblickte zuerst das Licht
am 29. Oktober 1(719).
Sein Todestag war
der 16. Juli 1720.

[5] abgekürzt für SEPTIMANAS.
[6] *abgekürzt für* kursiv.
[7] *in der lateinischen Zahl steht an 4. Stelle statt richtig* C *(=100) falsch* X *(=10); die falsche Zahl lautet also 1629!*

I 4 Carl Christopher Friedrich * 1719-10-29 † 1720-07-16,
Sohn des Markgrafen Christoph, des Bruders Carl Wilhelms.
Nikolauskapelle, nördliche Außenwand

In dieser Grabschrift ist im Gegensatz zu anderen der verstorbene Sohn unzweideutig als ein uneheliches Kind des Markgrafen Christoph, des Bruders des regierenden Markgrafen Carl Wilhelm, bezeichnet, ebenso wie auf Grabstein I 6 Carolina Christophina Friderica als dessen Tochter. Die auffällige Zweifarbigkeit des Sandsteins findet sich auch beim Grabmal I 7 Carl Christopher Philipp, das den Markgrafen Christoph nur indirekt als Vater nennt. Ist die Zweifarbigkeit des Steins nur Zufall oder hat sie etwas damit zu tun, dass Markgraf Christoph der Vater dieser Söhne ist? Dem widerspricht wohl der folgende Stein I 5.

Inschrift

S. V.[1]
Hic jAc EnT duo
CAR OLJ.
E X
U NO|C AROLO.
DJES|U NJCUS
jLLOS|J N|FRE[2]
JUVENTUTJS
EX |BRACHJJ S|PARENTUM
ABST ULJ T.
O MJSER AVJTA![3]
O4 FELJX|QUJ|REQUJESCJT
MECUM CUM|DEo
J N
PA CE.
sENJOR|CAROLUS|UATus[5] **|e**
sT|XJ. OCTOBR:|MDCC????
ET MORTUUS XV. AUgustj
MDCC???
JUNjor **NATUS ?????**
MDCCXX. ET
DENATUS Xv. augus**T**j ????
(?????)

[1] S(ALVE) *oder* S(ISTE) V(IATOR), *vgl. I 6 und I 10.*
[2] *statt* JLLOS IN F<LO>RE *(?).*
[3] *oder* O MJSERA VJTA! *(?).*
[4] O *scheint nachträglich eingemeißelt.*
[5] *verschrieben statt* NATus.
| *richtige Wortgrenze.*
I *durchweg als*] *mit Punkt geschrieben. Ob in der letzten Zeile überhaupt etwas gestanden hat, ist nicht feststellbar.*

Übersetzung

S(ei gegrüßt / Halt inne?), W(anderer).
Hier ruhen zwei
Carle
(stammend) von
dem einen (namens) Carl.
Ein einziger Tag hat
sie in der Blüte (?)
der Jugend
aus den Armen der Eltern
gerissen.
O beklagenswerter Großvater![6]
O glücklich wer ruht
mit mir bei Gott
in
Frieden
Der ältere Carl ist geboren
am 11. Oktober 17..
und gestorben am 15. August
17..
Der jüngere ist geboren …
1720 und
gestorben am 15. August …
(?????)

Die lateinische Inschrift ist nicht nur sehr beschädigt sondern offenbar auch äußerst fehlerhaft! Auffällig der in Textmitte senkrecht verlaufende Zwischenraum, der viele Worte unsinnig trennt. Die Lesung der Kunstdenkmäler Karlsruhe Land von 1937 ist unvollständiger als die hier vorgelegte.

[6] *oder:* ***O elendes Leben!***

I 5 Carl der Ältere * 17??-10-11 † 17??-08-15 – Carl der Jüngere * 1720-??-?? † 17??-08-15.
Nikolauskapelle, westliche Außenwand, 2014 umgesetzt an nördliche Außenwand an die Stelle von I 10

Dieser Stein ist im Ganzen aus demselben hellen, fast weißen Sandstein wie der helle Teil der zweifarbigen Steine I 4 und I 7, die man Kindern Markgraf Christophs zuschreiben muss. Wenn die Namensregel wie unten bei I 8 beschrieben gilt, kann es sich aber nicht um dessen Kinder handeln. Geht es hier um einen älteren, natürlichen Sohn und dessen gleichnamigen ebenfalls unehelichen Sohn, also einen Enkel Markgraf Carl Wilhelms? Theoretisch wäre das möglich, wenn etwa der Vater Carl d. Ä. den 1720 geborenen jüngeren Carl 18-jährig gezeugt hätte, also selbst 1702 geboren wäre.[14] Beide hätten etwa durch einen Unfall am 15. August desselben Jahres 1720, 1721 oder 1722 sterben können. Dass die freizügige Lebensweise schon des Kronprinzen solches keineswegs ausschloss, geht aus einem sehr nachdrücklichen Mahnbrief seines Vaters, des Markgrafen Friedrich Magnus, vom 11. August 1699 an den Sohn hervor. Darin beschuldigt er ihn, sich »*dero fürstlich(em) Stand gantz ungemäß aufgeführet [zu] haben*« und verpflichtet ihn zur künftigen Besserung in zehn Punkten. Nach dem zweiten soll er »*Dero fr(au) Gemahlin Ld.(Liebden) mit aller vernunfft und wie eß dero vor Gottes angesicht abgestattete pflicht es erfordert, beÿwohnen, selbige ehren, und lieben, auch mit willen in keinerleÿ weise beleidigen*«, dagegen laut dem vierten Punkt »*alle ohnanständige liederliche gesellschafften, und insonderheit derer gemeinen unzüchtigen Weiber meiden.*«[15]

	Inschrift	*Übersetzung*
verschollen	**S.V.[1] CAROLINA CHRISTOPHINA FRIDERICA CHRISTOPH: MARCH: BADEN: HOCHB: FILIA NATVRALIS IVVENTVTIS FLOS PULCHERR … POSTQUAM DIES ALIQUOT SEMESTRENO … IN AMOENISSIMOS PARADISI HORTOS TRANSLATVS FVIT VBI QUOAD NOBILIOREM EJUS PARTEM[2] PERPETVO VIRET SEQVIOR HIC PLACIDE QVIESCIT NAT. XI AVG: MDCCXXI DENAT. VI. MART. MDCCXXII.** *Inschrifttext nach Kunstdenkmäler Karlsruhe Land 1937 S. 64.* [1] S(ISTE*) oder* S(ALVE*)* V(IATOR*), vgl. I 5 und I 10.* [2] *die Seele, vgl. z. B. Thomas von Aquin, Summa theologiae Quaestio 110 Art. 2 Appendix:* anima, quae est nobilior pars hominis.	***S(ei gegrüßt / Halt inne?), W(anderer). Carolina Christophina Friderica, des Markgrafen von Baden-Hochberg natürliche Tochter, die schönste Blüte der Jugend, ist nach den Tagen kaum eines Halbjahrs[3] in die anmutigsten Gärten des Paradieses hinüber getragen worden wo sie, bis dass sie ihren edleren Anteil auf ewig erblühen läßt, hier noch minder sanft ruht. Geboren am 11. August 1721, gestorben am 6. März 1722.*** [3] *Im März war sie schon im 7. Lebensmonat, also über ein halbes Jahr alt.*

I 6 Carolina Christophina Friderica * 1721-08-11 † 1722-03-06.
Nikolauskapelle, nicht mehr auffindbar

Dass dieser nach der Beschreibung Kunstdenkmäler Karlsruhe Land von 1937 offensichtlich noch gut erhaltene Grabstein nach dem Krieg verschwinden konnte, ist eigentlich unglaublich. Wiederum ist der Vater dieses natürlichen Kindes wie in I 4 offen benannt mit der Bezeichnung als Markgraf von Baden-Hochberg, auch wenn der Name Christoph weggelassen ist.

Inschrift	*Übersetzung*
S: L.[1] **HIC JACE[2] T|JNFANS.** **CAROLUS|CHRJSTOPHORUS** **PHJL[2] JPPUS** **EX|PRIMARJO|DURLACENSJUM** **MATREQUE|DURLACENSJ** **J.[2] G.[2] NA[2] TUS.[3]** **PAUCOS|VJXJT|DJES|POST|JD.[4]** **PRJMAM REDJJT LUCEM.** **DJES NATJVJ.[2] TATJS EJUS** **ERAT XXI SEPTEMB. MDCCXX.** **OBJTUS|V|JANUA:|MDCC.XXI.[5]**	***Sei gegrüßt (Halt inne?), Leser!*** ***Hier ruht das Kind*** ***Carl Christopher*** ***Philipp*** ***entstammend einem vornehmen Durlacher*** ***und einer Mutter aus Durlach*** ***unbekannt (arglos?) geboren.*** ***Wenige Tage lebte es hernach bis es zum*** ***ersten Licht[6]heimkehrte.*** ***Der Tag seiner Geburt*** ***war der 21. September 1720,*** ***sein Hinscheiden am 5. Januar 1721.***
[1] S(ALVE) *oder* S(ISTE) L(ECTOR) *(?).* [2] *falsche Worttrennungen.* [3] J. G. *fälschlich geschriebene Kürzungen; Falschschreibung für* IGNARUS, IGNOTUS *(!) oder* IGNORATUS *(?)* [4] *wohl verlesen statt* AD. *und mit falschem Kürzungspunkt.* [5] *falsche Trennung durch Punkt in der Jahreszahl!* *Zur Zweifarbigkeit des Steins vgl. I 4.*	[6] *Gott. – Vgl. Albert Stöckl, Geschichte der Philosophie des Mittelalters III. Mainz 1866. S. 190: „Hienach ist Gott die lux prima …“*

I 7 Carl Christopher Philipp * 1720-09-21 † 1721-01-05,
Sohn des Markgrafen Christoph, des Bruders Carl Wilhelms.
Nikolauskapelle, nördliche Außenwand rechts Mitte

Der Vater, zweifellos Markgraf Christoph, ist hier im Gegensatz zu I 4 und I 6 nicht ausdrücklich benannt, sondern nur als vornehmer Durlacher bezeichnet, obgleich er damals schon in Karlsruhe am Zirkel wohnte.[16] Vielleicht kommt in diesem Epitheton zum Ausdruck, dass er als Generalwachtmeister Oberkommandierender des Baden-Durlachischen Regiments des Schwäbischen Kreises gewesen war.[17] Gleichnamig ist ein natürlicher Sohn seines Bruders Markgraf Carl Wilhelm; dieser Sohn lebte noch 1745.[18]

Inschrift	*Übersetzung*
CAROLINA. CHRISTOPHORA|.[1] NATA. JN. CARLS-RVH. DIE. XII NOVEMB: MDCCXVIII. MORTVA JBJDEM. XXVIII. MAR|:[2] VJXIT. SEPTIMA: XXX. ET. SEPVLTA. HJC. JN. CHRJSTO. REQVIESCIT. VALE!.	**Carolina Christophora, geboren in Karlsruhe am 12. November 1718, starb dort am 28. März. Sie lebte 30 Wochen und ist hier begraben in Christus ruht sie. Leb wohl!**
[1] Punkt außerhalb des Rahmens. [2] Doppelpunkt außerhalb des Rahmens. I und J sind ohne erkennbare Regel abwechselnd verwendet. In Zahlen steht I ohne Punkt. Die Lesung in Kunstdenkmäler Karlsruhe Land 1937 ist merkwürdigerweise sehr lückenhaft.	*Erst am Samstag, 10. Juni, wäre die 30. Woche vollendet. Der Todestag 28. März liegt innerhalb der 20. Woche!*

I 8 Carolina Christophora * 1718-11-12 † <1719>-03-28.
Nikolauskapelle, südliche Außenwand links außen

Dies ist der eine der beiden Kindergrabsteine, die ausdrücklich den Geburtsort Karlsruhe angeben (der andere: I 10). Die Beerdigung konnte aber aus den eingangs genannten Gründen hier noch nicht stattfinden. Zunächst scheint es unklar, ob diese natürliche Tochter das Kind Carl Wilhelms oder das seines Bruders Christoph ist. Nach der Liste der natürlichen Kinder des Markgrafen Carl Wilhelm, die Hans Merkle zusammengestellt hat[19], scheint bei der Namensgebung die Regel bestanden zu haben, dass der Erstname vom Vatersnamen abgeleitet wird: bei den Söhnen ist es immer Carl, und das scheint auch durchweg für die Kindergrabsteine (I 4, I 5, I 10) zu gelten. Die Töchter heißen entsprechend mit Erstnamen Carolina oder Carlina[20], so auch auf dem Kindergrabstein I 2. Aber es gibt Ausnahmen. Eine erste wäre Benennung nach Carl Wilhelms Zweitnamen: Kindergrabstein I 9 Wilhelmina Augusta Friderica; eine zweite die Verwendung beider Namen: Wilhelmina Carolina Sophia[21], Carolina Christina Wilhelmina[22] und Carl Wilhelm Philipp[23]; eine dritte Ausnahme ist eine Elisabetha[24], was sich bislang nicht erklären lässt.

Bei Markgraf Christoph scheint eine andere Regel zu gelten: Nicht der Erstname, sondern der Zweitname des natürlichen Kindes wird vom Namen des Vaters genommen. Dies gilt in den beiden Fällen, die mit Sicherheit den Vater identifizieren: I 4 Carl Christopher Friedrich und I 6 Carolina Christophina Friderica, wobei interessanterweise im jeweiligen Erstnamen der Bezug auf den Bruder Carl Wilhelm und dessen Namensregel gegeben scheint. Umgekehrt lässt sich bei den natürlichen Kindern Carl Wilhelms weder nach Merkles Liste noch nach den Grabsteinen eine regelhafte Bezugnahme auf den Bruder erkennen. Nur ein einziges hat als Zweitnamen den des Bruders: Carl Christoph Philipp[25] (vgl. I 7).

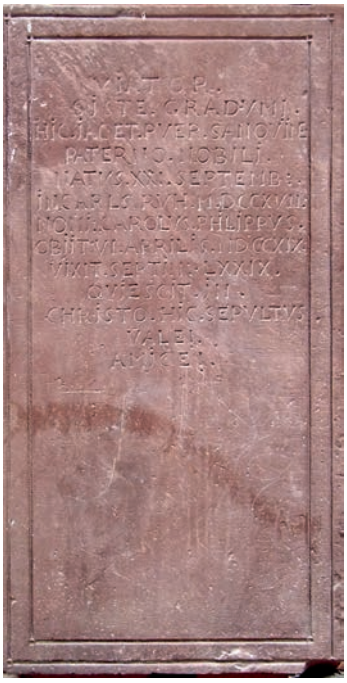
Man wird demnach mit ziemlicher Sicherheit die Grabsteine I 2, I 5, I 9 und I 10 dem Markgrafen Carl Wilhelm zuordnen dürfen, seinem Bruder Markgraf Christoph mit völliger Sicherheit I 4 und I 6 und mit großer Wahrscheinlichkeit I 7 wegen der Zweifarbigkeit des Steins wie I 4 und der Bezugsetzung des Vaters auf Durlach, wovon 1720 beim Karlsruher Stadtgründer gewiss nicht mehr die Rede sein konnte. Von den beiden noch fraglich verbleibenden möchte ich I 1 Carolina Christophina Elisabetha wegen derselben ersten beiden Namen wie I 6 Carolina Christophina Friderica dem Markgrafen Christoph zuordnen, I 8 Carolina Christophora ebenfalls, weil im Zweitnamen die Regel der Namensgebung bei Markgraf Christoph wirksam scheint; auch gibt es bei keiner der von Merkle aufgelisteten natürlichen Töchter Carl Wilhelms einen Bezug auf den Namen des Bruders.

Zeile	*Lesung Kunstdenkmäler Karlsruhe Land 1937*	*Übersetzung*
01		?
02	**… GR…S!**	*…!*
03	**PECTAS!**	*…!*
04	**… PVLCHERRIMA**	***… Allerschönste***
05	**DELICIAE PATRIS**	***Liebling des Vaters***
06	**… MATRIS MEAE**	***… meiner Mutter***
07	**… CUM DUOBUS**	***… mit zwei(en))***
08	**… XII (M)ATRE MEA NATIS.**	***… 12 (von) meiner Mutter geboren***
09	**QUORUM PRIOR NATUS FUERAT**	***deren älterer ward geboren***
10	**ANNO MDCCXV. XIV APRIL1S.**	***im Jahre 1715 am 14. April***
11	**ET XXVIII EISDEM[1] MORTUUS**	***und starb am 28. dieses (Monats)***
12	**ALTERQUOQUE MDCCXVI. 2 FEB**	***der andere aber ist 1716 am 2. Feb(ruar)***
13	**NATUS ET DENATUS**	***geboren und gestorben***
14	**NOS OMNES MORS RAPUIT ANTE**	***Uns alle hat der Tod geraubt***
15	**QUAM MUNDUM NOVIMUS.**	***Bevor die Welt wir kannten***
16	**DELIXI[2] QUI MUNDUM NESCIT**	***Glücklich wer die Welt nicht kennt***
17	**EGO WILHELMINA AUGUSTA[3]**	***Ich Wilhelmina Augusta***
18	**FRIDERICA ULTIMO MORTVA**	***Friderica zuletzt verstorben***
19	**NATA FUI XVI. AUGUSTI**	***Ward geboren am 16. August***
20	**MDCCXVIII**	***1718***
21	**ET OBII XXI IULII MDCCXX**	***und starb am 21. Juli 1720***
22	**QUIESCIMUS HIC …**	***Hier ruhen wir …***
23		*…*
24		*…*
25	*2., 3., 8. Zeile: sehr fragliche Lesungen!*	*…*
26		*…*
27	*In den Zeilen 1, 23 bis 28 sind keine oder*	*…*
28	*nur noch wenige Buchstaben zu erkennen.*	*…*
	[1] *statt* **EJUSDEM** *(?).*	*Die lateinische Inschrift ist sehr beschädigt und*
	[2] *statt* **FELIX!** *(?).*	*offenbar – und/oder auch die Lesung – fehlerhaft.*
	[3] **TA** *als Ligatur.*	

I 9 1. Junge * 1715-04-14 † 1715-04-28 – 2. Junge *† 1716-02-02 – 3. Wilhelmina Augusta Friderica * 1718-08-16 † 1720-07-21.
Nikolauskapelle, jetzt Lapidarium im Pfinzgaumuseum

Da die Inschrift inzwischen außerordentlich schadhaft ist, übernehme ich die Lesung der Kunstdenkmäler Karlsruhe Land von 1937. In der dritten Zeile könnte das letzte Wort *»EXSPECTAS«* gelautet haben: du erwartest – das Reich Gottes, das ewige Leben, o. ä. Die Lesung einer Zahl XII in der 8. Zeile kommt mir unwahrscheinlich vor.

Es scheint sich um den gemeinsamen Grabstein dreier Geschwister zu handeln, zweier namentlich nicht genannter Brüder (die Grammatik der Inschrift weist die Kinder als männlich aus), deren erster nur 14 Tage alt wurde, der zweite gar schon am Tag seiner Geburt verstarb. (Der zeitliche Abstand zur Geburt des zweiten Kindes ist sehr kurz, wäre aber gerade noch möglich.) Als nun auch ihre nachgeborene Schwester, immerhin beinahe zwei Jahre alt geworden, ebenfalls starb, wurde auf ihrem Grabstein auch der beiden Brüder gedacht.



Inschrift	*Übersetzung*
VIATOR. **SJSTE. GRADVMJ.**[1] **HIC. JACET. PVER. SANOVINE**[2] **PATERNO. NOBJLJ.** **NATVS. XXI. SEPTEMB:.** **JN CARLS=RVH. M.DCCXVII.** **NOMJ: CAROLVS. PHILJPPVS**[3]**.** **OBJJT:**[4] **VI. APRJLJS. MCCXIX.** **VIXIT SEPTJM: LXXIX.** **QVJESCJT. JN.** **CHRISTO. HIC. SEPVLTVS|.**[5] **VALE!.** **AMJCE!.**	***Wanderer*** ***halt an den Schritt!*** ***Hier ruht ein Knabe aus*** ***edlem väterlichen Blut*** ***geboren am 21. September*** ***in Karlsruhe (im Jahr) 1717*** ***mit Namen Karl Philipp.*** ***Er starb am 6. April 1719.*** ***Er lebte 79 Wochen.*** ***Er ruht in*** ***Christus hier begraben.*** ***Gehab dich wohl!*** ***(Du) Lieber!***
Besonderheit: Punkt hinter jedem Wort bzw. jeder Zahl. [1] *verlesen J statt Ausrufezeichen.* [2] *verlesen statt* SANGVINE; NE *aus Platzmangel als Ligatur.* [3] HI *als Ligatur!* [4] *Doppelpunkt als Kürzungszeichen hier fälschlich gesetzt.* [5] *Punkt im Doppelrahmen.*	

I 10 Carl Philipp * 1717-09-21 † 1719-04-06.
Nikolauskapelle, südliche Außenwand rechts außen,
2014 versetzt ins Lapidarium des Durlacher Schlossgartens

Zur Nennung des Geburtsorts Karlsruhe siehe oben I 8. Der Grabstein wurde 2014 von der nördlichen Außenwand der Nikolauskapelle abgenommen und im Lapidarium des Durlacher Schlossgartens aufgestellt.

	Inschrift nach Kunstdenkmäler Karlsruhe Land 1937	*Übersetzung*
verschollen	**… (XXII) XVII. AUGUSTI NATA … MDCCXVII ET DENATA XX AUGUSTI MDCCXX**	***… (22) 17. August geboren … 1717 und gestorben am 20. August 1720***

I 11 Mädchen * 1717-08-17 † 1720-08-22.
Nikolauskapelle

Aus diesem ebenfalls abhanden gekommenen, schon vor dem Krieg offenbar sehr beschädigten Grabstein sind nur noch die Geburts- und Sterbedaten zu entnehmen, aus der grammatischen Form *(DENATA)* wird deutlich, dass das Kind ein Mädchen war.

Die zeitliche Reihenfolge der Aufstellung der Grabsteine ergibt sich aus dem darauf zuletzt genannten Todesdatum:

Lfd. Nr.	**Beschr.Nr.**	**Todesdatum**	**Name**	**Vater Markgraf**
01	I 2	1718-08-12	Carolina Christiana Johanna	Carl Wilhelm
02	I 8	<1719>-03-28	Carolina Christophora	Christoph
03	I 10	1719-04-06	Carl Philipp	Carl Wilhelm
04	I 4	1720-07-16	Carl Christopher Friedrich	Christoph
05	I 9	1720-07-21	Wilhelmina Augusta Friderica und zwei Brüder	Carl Wilhelm
06	I 5	17(20-1722)-08-15	Carl der Ältere und Carl der Jüngere	Carl Wilhelm
07	I 11	1720-08-22	Mädchen	?
08	I 7	1721-01-05	Carl Christopher Philipp	Christoph
09	I 6	1722-03-06	Carolina Christophina Friderica	Christoph
10	I 1	1722-08-01	Carolina Christophina Elisabetha	Christoph

Die Mehrzahl der Kindergrabsteine, nämlich fünf, betrifft den Markgrafen Christoph (I 1, I 4, I 6, I 7, I 8), nur vier seinen Bruder Carl Wilhelm (I 2, I 5, I 9, I 10). Wegen der Nennung mehrerer Kinder auf einem Grabstein (I 5, I 9) aber handelt es sich umgekehrt um sieben Kinder des regierenden Markgrafen und fünf seines Bruders Christoph. Ein Grabstein muss außer Betracht bleiben, weil er, da zu fragmentarisch, nicht zuzuordnen ist (I 11). Insgesamt sind also dreizehn frühverstorbene uneheliche Fürstenkinder verzeichnet.

Wir wissen zwar nicht, ob ehemals vielleicht doch noch mehr als diese bekannten Kindergrabsteine in oder bei der Nikolauskapelle vorhanden waren, wenn aber nicht, so hätte die Tradition, die frühverstorbenen natürlichen Markgrafenkinder dort zu beerdigen, erst mit der Verlegung der Residenz von Durlach nach Karlsruhe begonnen, nämlich Ende 1718[26], und wäre mit Errichtung der ersten Karlsruher Pfarrei zum 31. Oktober 1722 beendet gewesen[27], hätte also nur vier Jahre bestanden. Wir können aber vermuten, dass auch in der vorhergehenden Zeit uneheliche Markgrafenkinder zur Welt kamen – zumindest des regierenden Markgrafen Carl Wilhelm – die früh verstarben, siehe oben das zu den Kindern namens Carl bei I 5 Ausgeführte und die Daten der namenlosen Brüder bei I 9, sowie die Nummern 1-9 in Merkles Liste[28]. Vor allem aber hat es das Ortsfamilienbuch Karlsruhe I[29] erst 2014 an den Tag gebracht, dass Markgraf Carl Wilhelm von seiner Geliebten Freifrau von Wangen, Eberhardine Louise von Massenbach, außer der bekannten Tochter, der am 26. Mai 1710 geborenen Caroline Louise Charlotte[30], auch noch einen Sohn namens Carl hatte, der am 2. März 1714 geboren wurde und bereits am 5. August desselben Jahres verstarb. Seine außerordentlich feierliche Bestattung in der Durlacher Stadtkirche (!) hat der damalige Hofprediger Dietz ausführlich geschildert.[31] Dass es auch nach 1722 frühverstorbene natürliche Kinder zumindest des Markgrafen Carl Wilhelm – sein Bruder Christoph starb schon 1723 – gegeben hat, ist angesichts der Liste Hans Merkles, der noch um 1730 geborene überlebende Kinder nachwies[32], ziemlich wahrscheinlich.

Betrachten wir nun alle diese Durlacher Kindergrabsteine, so ist die gemeinsame Tradition, in der sie stehen, unverkennbar.

Die äußere Form ist identisch: Einfache Sandsteinplatten ohne jegliches Dekor von etwa gleichem Format: Höhe zwischen 1,18 und 1,77 (die meisten um 1,45) m, Breite zwischen 0,72 und 0,96 (die meisten um 0,80) m.[33] In jeweils einem Doppelrahmen enthalten sie lateinische Inschriften in Kapitalbuchstaben. Der Vater wird nur in zwei Fällen namentlich genannt (aber nicht im Fall des regierenden Fürsten), die Mütter niemals.

Bezüglich des Äußeren ist kein Unterschied zwischen den Grabsteinen für die Kinder Carl Wilhelms und denen für die Kinder seines Bruders festzustellen (abgesehen von der Zweifarbigkeit des Sandsteins I 4 und I 7). Man wird annehmen dürfen, dass beide Väter sich in dieser Angelegenheit völlig einig waren. Diese Übereinstimmung betreffs ihrer natürlichen Kinder überhaupt zeigt sich in einem Vertrag, datiert Karlsburg, 12. Mai 1717, den Carl Wilhelm und sein Bruder Christoph in urkundlicher Form abschlossen.[34] Sie verpflichteten sich darin wechselseitig, nach dem Tod des Bruders Schenkungen und Verfügungen zu Lebzeiten oder durch Testamente zugunsten der jeweiligen natürlichen Kinder und deren Mütter sowie treuer Diener anzuerkennen, »*maßen Wir sie* (die natürlichen Kinder) *als Pflegkinder mit ihren Müttern, unter Unserer protection, Tutation und Curatel nehmen, Sie gegen Männiglich schützen, und Vaters Treu sowohl an ihren Müttern als den Kindern verrichten wollen.*«

Inschrift	*Übersetzung*
H O C IN TUMULO QUIE SCIT LUDOVICUS CHRISTOPHORUS|AUGUSTUS FILIUS SERENISSIMI MARCHIONIS CHRISTOPHORI QUEM|ENIXA EST CATHARINA|FUCHSIA. NATUS CAROLSRUHHE[1] D.[2] XIII. IUNII. 1782 DENATUS. DURLACI. D.[2] XXIX. IANUARII 1783.	**In diesem Grab ruht Ludwig Christopher August, Sohn des Durchlauchtigsten Markgrafen Christopher, den entbunden hat Catharina Fuchs, geboren zu Karlsruhe am Tage des 13. Juni 1782 gestorben zu Durlach am Tage des 29. Januar 1783.**
[1] *sic!* [2] *gekürzt für* DIE. *Besonderheiten: einige Unsicherheiten bei Wortgrenzen, eigenartige Form des N mit umgekehrt laufendem Innenstrich wie eine S-Linie.*	

II Ludwig Christopher August * 1782-06-13 †1783-01-29.
Nikolauskapelle, nördliche Friedhofsmauer
(alle Fotos: Johann Wilhelm Braun)

Über ein halbes Jahrhundert später ist mit diesem Grabmal offensichtlich die Tradition der Grabsteine für die unehelichen Kinder im Badischen Fürstenhaus wieder aufgegriffen worden. Das Format (Höhe 2,15 Breite 1,03 m) übertrifft zwar die der alten Kindergrabsteine ein wenig, der Doppelrahmen wurde auf einen vierfachen erweitert, und die vier Ecken sind mit einem floralen Motiv verziert worden – geblieben aber ist der lateinische Text in Kapitalis. Laut Kunstdenkmäler Karlsruhe Land von 1937 S. 65 war dieser Stein damals in der Torhalle der Nikolauskapelle stehend angebracht. Es handelt sich um das Grabmal eines frühverstorbenen Söhnchens des Markgrafen Christoph (1717–1789)[35], des dritten Sohns des Markgrafen Christoph und Neffen des Stadtgründers Carl Wilhelm, also derjenigen beiden, von denen die Tradition der Grabmale für ihre natürlichen Kinder begründet worden war. Die standesgemäße Ehe des Vaters, eines kaiserlichen Generalfeldmarschalls, war kinderlos geblieben, die Gattin 1734 verstorben.[36] 1779 schloss er mit Katharina Höllischer eine morganatische Ehe. Aus ihr ging am 3. Februar 1781 der Sohn Carl Wilhelm Eugen (1781–1854) hervor, der 1806 als von Freydorf in den erblichen Adelsstand erhoben wurde und großherzoglich badischer Kriegsminister war.[37] Ihm folgte ein Jahr später sein nur wenig über sieben Monate alt gewordenes Brüderchen Ludwig Christopher August. Die Mutter Höllischer ist mit der auf dem Grabstein genannten identisch: Sie sei eine verwitwete Fuchs gewesen.[38] Diese Kinder waren natürlich nicht illegitim sondern nur nicht standesgemäß, so dass im Gegensatz zu all den früheren Kindergrabsteinen hier nicht nur der

Vater sondern auch die Mutter namentlich genannt werden konnte.

Selbstverständlich ist davon auszugehen, dass die Steinmetze, die die Inschriften einmeißelten, kein Latein verstanden. Daher sind bei der Umsetzung der Vorlagen, die sie erhielten, eine Menge Fehler entstanden: falsche Trennungen von Worten (I 1, I 5, I 7, II) und falsche Zusammenschreibungen (I 1, I 4, I 5, I 7, II), aber auch überhaupt falsche Schreibungen (I 5, I 7, I 10, II) und falsche Zahlen (I 4, I 8), Nachtrag eines vergessenen Worts (I 4). Besonders fehlerhaft ist I 5: Außer den oben bereits notierten Fehlern fällt ein durchgehender senkrechter Zwischenraum inmitten des Textes auf, der nicht etwa auf einer besonderen Beschaffenheit des Steins beruht. Möglicherweise war die Textvorlage auf ein in der Mitte senkrecht gefaltetes Papier geschrieben worden, wobei der Schreiber die Falte ein wenig ausgespart haben mochte – der lateinunkundige Handwerker scheint das getreu nachgebildet zu haben. Bei I 9 ist nicht feststellbar, ob die Fehler schon in der Inschrift oder erst in ihrer Lesung liegen, der Text von I 11 ist zu fragmentarisch, um zu beurteilen, ob er Fehler enthielt oder nicht, fehlerfrei sind I 2 und I 6. Aus der überwiegend doch beträchtlichen Fehlerhaftigkeit ist zu schließen, dass die Kontrolle der Aufträge ziemlich lasch war oder gar nicht stattgefunden hat.

Warum man Latein für die Inschriften wählte und nicht das damals längst übliche Deutsch, liegt gewiss nicht daran, dass man etwa vor den Normaluntertanen etwas Amoralisches hätte verschleiern wollen. Im Gegenteil war diese Sprache Kennzeichen einer Statuserhöhung: Latein war die Sprache der Höhergestellten, der Regenten, Geistlichkeit und Gelehrtenwelt.

Die Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende hindurch herrschende hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit – z. B. starben noch im 1. Viertel des 18. Jahrhunderts in Wien etwa die Hälfte der Säuglinge schon im 1. und mehr als ein Drittel der Kinder bis zum 15. Lebensjahr[39] – hatte zu einer Gleichgültigkeit gegenüber ihrem frühen Tod geführt, die »eine direkte und unausweichliche Konsequenz der Demographie der Epoche« war,[40] bis hin zum heimlich geduldeten Kindesmord[41]. Obgleich sich die demographischen Verhältnisse kaum gewandelt hatten, tritt im 17. Jahrhundert bezüglich der Kinder eine »große Neuerung« ein: Nun »gesteht eine neue Einstellung diesen zerbrechlichen und bedrohten Wesen eine Einzigartigkeit zu, die man ihnen zuvor nicht zuerkennen wollte.«[42] Die Grabinschriften sind »unmittelbar von der antiken lateinischen Epigraphik [der ersten vier Jahrhunderte unserer Zeitrechnung] inspiriert. Ihr Thema, das hier wieder aufgenommen wird, ist das Bedauern der Eltern über das allzu frühe Hinscheiden des Kindes.«[43]

In den Durlacher Kindergrabsteinen hat sich diese neue Tendenz offensichtlich ebenfalls manifestiert. Das ist umso bemerkenswerter, als es sich um Grabmäler für illegitime, uneheliche Kinder handelt, die womöglich sogar so etwas wie eine eigene Grablege erhielten.[44] Schon die Tatsache, dass es diese Denkmäler überhaupt gibt, ist ganz ungewöhnlich: Historische Parallelen sind mir nicht bekannt.

Allein dass diese Kinder Gedenksteine bekamen, setzt ein emotionales Engagement voraus – wie es ja auch schon oben im testamentarischen Vertrag der beiden markgräflichen Brüder und in den aufwendigen Bestattungsfeierlichkeiten für das frühverstorbene Söhnchen Carl Wilhelms mit seiner Geliebten, der Frau von Wangen, sichtbar wurde. Allerdings ist der Tenor der Inschriften sehr vielfältig. Es gibt darin die beinahe bloße Sachlichkeit, die nur Namen,

Geburtsort, Lebensdaten nennt, doch immerhin die religiöse Perspektive und einen letzten Gruß nicht vergisst (I 8). Die religiöse Bezugnahme vom bloßen Stereotyp »Ruhe in Frieden« (I 1, I 2) bis zur Berufung auf Christus, Gott oder die göttliche Vorsehung (I 4, I 5, I 7, I 8, I 10) und die jenseitigen Paradiesesgärten (I 6) fehlt natürlich nirgendwo. Aber auch das allgemeine elegische Bedauern über die Kürze des Lebens, die ausgeglichen wird durch deswegen nicht erfahrenes Lebensleid, wird kundgetan (I 1, I 4, I 9). Oft bezieht eine unmittelbare Anrede den Leser mit ein (I 5, I 6, I 7, I 10), dem Kind wird ein Abschiedsgruß nachgerufen (I 8, I 10), Großvater (?), Vater und Mutter und ihre elterlichen Gefühle werden angesprochen (I 2, I 4, I 5, I 6, I 8, I 9, I 10), aber auch Schicksalsschläge werden beklagt (I 5). Da es nach Sachlage nur die Väter sind, die als Urheber der Texte gelten können, sind auch nur ihnen die geäußerten Empfindungen zuzuschreiben. Und diese gelten nicht nur dem oft aufs Liebevollste angeredeten toten Kind – »*Amice*« Lieber (I 10), »*Pulcherrima*« Allerschönste (I 2, I 6, I 9), »*Deliciae Patris*« Vaters Entzücken (I 2, I 9) – sondern einmal auch der Mutter: »Suavissima« Allersüßeste (I 2), und in zwei Fällen lässt man die Verstorbenen sogar selbst sprechen (I 2, I 9) und stellt so die größtmögliche Nähe her. Während die Markgraf Christoph betreffenden Texte sich eher sachlich ausnehmen, ist es gewiss kein Zufall, dass seinem Bruder Markgraf Carl Wilhelm alle diese zuletzt zitierten geradezu superlativischen Gefühlsäußerungen zuzuweisen sind (vgl. die obige Tabelle). Am schönsten ist sicher die Inschrift des Grabsteins I 2 für Carolina Christiana Johanna in ihrem harmonischen Bild einer liebevollen Familie von Mutter, Vater und Kind, in ihrer poetischen Wortwahl, im klangvollen Rhythmus und Kreuzreim[45] der Verse. Diese Inschriften artikulieren die Empfindungen oft derart subjektiv und persönlich, dass man sich fragen muss, ob die Texte nicht nur auf des Markgrafen Carl Wilhelm Intention beruhen – das scheint ganz zweifellos – sondern womöglich gar von ihm selbst formuliert sind. Wie wissen nicht genau, in welchem Grad er die lateinische Sprache beherrschte, jedenfalls hat er sie von Kind auf erlernt, ist Adressat von lateinisch abgefassten Schriften und hat selbst Latein in seinen Kommentaren und Anweisungen auf den Akten verwendet, allerdings oft in einem ziemlichen Kauderwelsch aus Deutsch, Latein, zuweilen auch noch Französisch.[46] Vor allem aber hat er selbst lateinische Inschriften verfasst, so 1727 für sein eigenes Grabmal[47] und für eine am Schloss anzubringende Gedenktafel zur Entstehung der Stadt Karlsruhe. Zu dieser sogenannten »Schlossinschrift« existieren zwei eigenhändige lateinische Entwürfe Carl Wilhelms nebeneinander[48]; auch eine deutsche Fassung hat er selbst entworfen.[49] Wie des Markgrafen deutscher Sprachgebrauch ist auch sein lateinischer semantisch, grammatisch und orthographisch äußerst eigenwillig. Aber er hatte ja seine Gelehrten, die das in korrekte Form bringen konnten und dies auch getan haben: So liegt für die »Schlossinschrift« die einwandfreie Fassung im Konzept und in Reinschrift vor.[50] Auch dass Carl Wilhelm entsprechende Prüfaufträge erteilte, belegen die Quellen zur »Schlossinschrift«: Dr. Eichrodt, der Leibarzt des Regenten, hat mit (nachgetragenem) Datum vom 18. Oktober 1728 auf der oberen Hälfte eines Einzelblatts eigenhändig eine formlose Notiz an den Vizepräsidenten des Hofrats, Baron Friedrich Erdmann von Glaubitz, gerichtet, der sie auf der unteren Hälfte, ebenfalls eigenhändig,

beantwortete.[51] Eichrodt bezieht sich auf die lateinische und deutsche »Schlossinschrift«. Das schriftliche Urteil darüber werde verlangt – zweifellos, wenn auch nicht direkt gesagt, vom Markgrafen. Beide loben sie ihn in den höchsten Tönen: *»mir gefallts wohl wegen der herrlichen gedancken, & ob veritatem historiam* (!)*, die kürze ist angenehm und die wort kom(m)en apropos* (gewandt, geistreich), *welches alles unsers Drlst.* (Durchlauchtigsten) *fürsten sehr sin(n)reiches judicium* (Verstand, Urteilskraft) *an tag legen«* (Eichrodt); von Glaubitz gar versichert – natürlich *»ohne die geringste flatterie«* (Schmeichelei) –, selbst der größten *»Oratores«* (Rede-, Sprachmeister) Mühe wäre vergebens, diese Inschriften verbessern zu wollen, aus denen des Regenten *»ausnehmende Gelehrsamkeit in denen sinnreichen Gedanken«* zu ersehen sei, und glaubt offenbar mit dem schließlichen Jubelruf *»O felix populus cuius Principes philosophantur«*[52] gar Platons Staatslehre verwirklicht. Das ist natürlich bloß der liebedienerische Kotau eines Hofschranzen, zeigt aber, dass man Carl Wilhelm – und er sich selbst – sprachliche, intellektuelle und emotionale Kompetenz zugetraut hat. Insofern spricht manches dafür, dass auch einige der Inschriften auf den Durlacher Kindergrabsteinen von ihm selber stammen könnten.

Mit diesen Grabmälern gewährt uns eine besondere Quellengattung, was sonst die Geschichtszeugnisse für unseren Stadtgründer fast nie leisten, einen Einblick, und überdies einen sehr sympathischen, in die Gefühlswelt dieser bedeutsamen historischen Gestalt. Wir sollten uns daher bewusst sein, dass unsere Stadt mit diesen unscheinbaren, bisher wenig beachteten Kindergrabsteinen authentische Pretiosen besitzt, wie sie sonst nirgendwo vorhanden sind – sie sollten vor weiteren Verlusten und Schäden bewahrt werden.[53]

Anmerkungen

1 Dem Haus Baden danke ich für die freundliche Erlaubnis, das Familienarchiv zu benutzen, und den Mitarbeitern des Generallandesarchivs Karlsruhe für ihre Unterstützung.

2 Annette Borchardt-Wenzel: Uneheliche Kinder »aus edlem väterlichen Blut«. In: Der Sonntag. Hrsg. Badische Neueste Nachrichten. 1. Mai 2011. S. 3.

3 Johann Wilhelm Braun: Ein Tag wie jeder andere? 17. Juni 1715: Karlsruhe gegründet. In: Der Sonntag. Hrsg. Badische Neueste Nachrichten. 17. Juni 2012. S. 7.

4 Carl Gustav Fecht: Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe. Nachdruck der Ausg. 1887. Karlsruhe 1976. S. I–IV: Beilage I. – Zweiter Privilegienbrief, datiert Karlsruhe 12. Februar 1722, ebd. S. V–X: Beilage II.

5 Christina Wagner: Von der Stadtgründung bis zur Erneuerung der Stadtprivilegien 1715–1806. In: Karlsruhe – die Stadtgeschichte. Karlsruhe 1998. S. 97 f.

6 Hermann Erbacher: 250 Jahre Evangelische Kirchengemeinde Karlsruhe. In: Suchet der Stadt Bestes. Festschrift der Evangelischen Kirchengemeinde Karlsruhe zum Stadtjubiläum 1715–1965. Karlsruhe 1965. S. 7-131, hier S. 22.

7 Nach zweimaliger Verlegung heute auf dem Hauptfriedhof an der Ostseite der Friedhofskapelle, siehe Carl Zahn: Gräber, Grüfte, Trauerstätten. Der Karlsruher Hauptfriedhof. Hrsg. vom Stadtarchiv Karlsruhe durch Ernst Otto Bräunche. Karlsruhe 2001. (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs 24). S. 114 mit Abb. u. S. 190. Es ist das Grabmal des vielleicht einflussreichsten Beamten unter Markgraf Carl Wilhelm, des Geheimrats Christian Dieterich Stadelmann, siehe Johann Wilhelm Braun: Lügenpredigt unerwünscht. Was ein Grabstein aus der Karlsruher Stadtgründungszeit erzählt. In: Der Sonntag. Hrsg. Badische Neueste Nachrichten. 28. September 2014. S. 4.

8 Renate Miller-Gruber: Der alte Friedhof in Durlach. In: Neues Altes. Karlsruhe-Durlach: Freundeskreis Pfinzgaumuseum Durlach e. V. 1997. (Beiträge zur Geschichte Durlachs und des Pfinzgaus Bd. 2). S. 9–37, besonders S. 23 f.

9 Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Karlsruhe Land, Kreis Karlsruhe. Bearb. von Emil Lacroix, Peter Hirschfeld und Wilhelm Paeseler. Karlsruhe 1937. (Die Kunstdenkmäler Badens Bd. 9. Kreis Karlsruhe Abt. 5). S. 64–67.

10 Kunstdenkmäler (wie vorige Anm.) S. 64.
11 Siehe Lageplan und die Einzelbeschreibungen.
12 Renate Miller-Gruber: Der alte Friedhof in Durlach (wie Anm. 8) S. 23 u. S. 31–33.
13 Karl Wilhelm 1679–1738. Große Landesausstellung Baden-Württemberg 2015 im Badischen Landesmuseum Karlsruhe vom 9. Mai bis 18. Oktober 2015. [Katalog:] Karlsruhe 2015. Abb. S. 245 Kat.-Nr. 238.
14 Carl Wilhelm hatte 1697 18jährig Johanna Elisabeth, Schwester des Herzogs Eberhard Ludwig von Württemberg, geheiratet, die ihm am 21.1.1701 den Erbprinzen Carl Magnus gebar.
15 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLAK) Familienarchiv Pers 2 (Markgraf Carl Wilhelm) Geheime Sachen Nr. 19a Mappe I (enthält nur dieses Dokument, Konzept). Katalog der Karl-Wilhelm-Ausstellung (wie Anm. 13) Nr. 82.
16 Hans Merkle: Carl Wilhelm – Markgraf von Baden-Durlach und Gründer der Stadt Karlsruhe. Eine Biographie. Ubstadt-Weiher 2012. S. 143 f.
17 Vgl. seine 1723 gedruckte Leichenpredigt, von der Badischen Landesbibliothek digitalisiert: http://digital.blb-karlsruhe.de/id/143172.
18 Merkle, Carl Wilhelm (wie Anm. 16) S. 219 Nr. 14.
19 Ebd. S. 212–221.
20 Ebd. Nr. 1, 3, 4, 9, 11, 12, 13, 18.
21 Ebd. S. 219 Nr. 15.
22 Ebd. S. 218 Nr. 11.
23 Ebd. S. 219 Nr. 16.
24 Ebd. S. 220 Nr. 20.
25 Ebd. S. 219 Nr. 14.
26 GLAK 61/680 Hofratprotokoll Nr. 928 vom 15. September 1718: Anordnung, dass die hohen und niederen Kanzleibediensteten nach Karlsruhe umziehen müssen. Vgl. Merkle (wie Anm. 16) S. 101.
27 Siehe oben bei Anm. 6.
28 Wie Anm. 19.
29 Armin G. Meyer u. Sabine Meyer-Carillon: Ortsfamilienbuch Karlsruhe. 1. Hof und Hofdienerschaft zu Schloß Carlsburg in Durlach, zu Schloß Augustenburg in Grötzingen und zum markgräflichen Hof in Basel, 1688–1743 und Taufeinträge der Hof-Gemeinde Karlsruhe, 1750–1761. Plaidt 2014. (Badische Ortssippenbücher Band 150).
30 Annette Borchardt-Wenzel: Carl Wilhelm und sein Traum von Karlsruhe. Ein Badener im großen Welttheater. Gernsbach 2013. S. 174–177. Die Tochter wurde 1725 mit dem damaligen Karlsruher Obervogt Wilhelm Friedrich Schilling von Canstatt verheiratet. Zu ihrem und ihrer Mutter Lebenslauf siehe einige knappe Daten bei Merkle: Carl Wilhelm (wie Anm. 16) S. 149 f., 190 f. – Im Katalog der Karl-Wilhelm-Ausstellung (wie Anm. 13) Abb. S. 109 Kat.-Nr. 126 erstmals ein Portrait der Mutter.
31 Wiedergegeben im Ortsfamilienbuch Karlsruhe 1 (wie Anm. 29) S. 501 f. Nr. 2862.
32 Wie Anm. 19 Nr. 18 und 19.
33 Die Maßangaben sind der Beschreibung Kunstdenkmäler Karlsruhe Land von 1937 zu entnehmen.
34 GLAK Familienarchiv Pers 2 Geheime Sachen Nr. 19a Mappe II (enthält nur dieses Dokument, Abschrift). – Katalog der Karl-Wilhelm-Ausstellung (wie Anm. 13) Nr. 239.
35 Vgl. Ortsfamilienbuch Karlsruhe I (wie Anm. 29) S. 46 Nr. 63 Kind 3.
36 Vgl. Wikipedia-Artikel Markgraf Christoph von Baden-Durlach (1717–1789). Er wurde, ebenso wie sein Bruder Karl August Johann Reinhard, der Vormundschaftsregent nach dem Tode seines 1738 gestorbenen Onkels Carl Wilhelm war, in der Durlacher Stadtkirche beigesetzt, s. Kunstdenkmäler Karlsruhe Land von 1937 (wie Anm. 9) S. 67.
37 Edmund von der Becke-Klüchtzner: Stamm=Tafeln des Adels des Großherzogthums Baden. Baden-Baden 1886. S. 135: von Freydorf.
38 So ebd. Vorbemerkung. Es ist einigermaßen rätselhaft, warum sie auf dem Grabstein mit einem Witwennamen genannt sein soll. Näher hat es gelegen, ihren Geburtsnamen zu wählen, also eine geborene Fuchs. S. a. Carl Stiefel: Baden 1648–1952. Karlsruhe 1977. Bd. I. S. 493. – Foto des Grabsteins von ca. 1910/20 siehe Renate Miller-Gruber (wie Anm. 8) S. 24, Bild 24.
39 Wien. Geschichte einer Stadt. 2. Die frühneuzeitliche Residenz (16. bis 18. Jahrhundert). Hrsg. von Carl Vocelka … Wien, Köln, Weimar 2003. S. 113 f. (Andreas Weigl). – Vgl. Christina Müller: Karlsruhe im 18. Jahrhundert. Zur Genese und zur sozialen Schichtung einer residenzstädtischen Bevölkerung. Karlsruhe 1992. (Forschungen und Quellen zur Stadtgeschichte 1). S. 57 mit Anm. 275.
40 Philippe Ariès: Geschichte der Kindheit. Mit einem Vorwort von Hartmut von Hentig. 1. Aufl. München 1975 (17. Aufl. 2011). S. 99.
41 Ebd. S. 54.
42 Ebd. S. 103.
43 Ebd. S. 58 f.

44 Diese Vermutung bedarf noch einer genaueren Untersuchung.
45 *suavissima / … patris / … pulcherrima / … ætatis.*
46 Z. B. GLAK 61/669 Nr. 1073: *»[…] dan commodum unius nicht capable ist Eine stad in hasard zu sezen. Carl.«*
47 GLAK 206/1787: Blatt 3, Einzelblatt, 1. Spalte von Carl Wilhelms eigener Hand beschrieben. Text bei Gottfried Leiber: Friedrich Weinbrenners städtebauliches Schaffen für Karlsruhe. Teil I: Die barocke Stadtplanung und die ersten klassizistischen Entwürfe Weinbrenners. (Friedrich Weinbrenner und die Weinbrenner-Schule 2,1). Karlsruhe 1996. S. 179 Anm. 858.
48 GLAK HfK-Hs 250 Konvolut Holder I d, Faksimile bei Leiber (wie vorige Anm.) S. 62 Abb. 36. – Katalog der Karl-Wilhelm-Ausstellung (wie Anm. 13) Nr. 135.
49 GLAK 206/1728: Blatt 4, Einzelblatt, Vorderseite ganzseitig von Carls Wilhelms Hand beschrieben. Text bei Leiber ebd. S. 61 Anm. 237 sowie mit Faksimile bei Gottfried Leiber: Das frühe Karlsruhe und die Ruhe. Zur Herkunft des Stadtnamens. In: Blick in die Geschichte (Karlsruher stadthistorische Beiträge) Nr. 96 vom 21. September 2012 (auch: http://www.karlsruhe.de/b1/stadtgeschichte/blick_geschichte/blick96/aufsatz2.de).
50 GLAK 206/1728: Blatt 5 und Blatt 7.
51 GLAK 206/1728: Blatt 9.
52 »O glückliches Volk, dessen Fürsten philosophieren/Philosophen sind.«
53 Das vorliegende Thema gibt den Anstoß für meine in Arbeit befindliche Abhandlung in weiterem historischen Rahmen: Der »Serail« im Karlsruher Schlossturm. Stadtgründer Markgraf Carl Wilhelm und seine »Sängerinnen«.

Anschrift des Autors:
Dr. Johann Wilhelm Braun
Lavendelweg 33
76149 Karlsruhe
http://historia-docet.de/

»Mit frohem Muet in d Zuekunft«

Muettersproch-Gsellschaft feierte ihren 50-jährigen Geburtstag

Friedel Scheer-Nahor

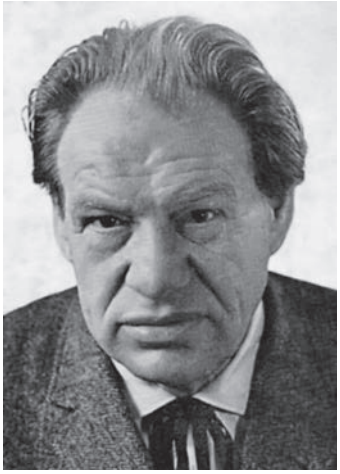
Vor 50 Jahren wurde in Freiburg i. Br. die Muettersproch-Gsellschaft e. V. gegründet. Der erklärte Vereinszweck war die Erhaltung und Pflege der Mundart, die in Südbaden gesprochen wird. Gegründet wurde die Gemeinschaft auf die Initiative von in Alemannisch schreibenden Kulturschaffenden hin. Doch ab den 70er Jahren gelang es, den Unterstützerkreis auf all die zu erweitern, denen der Fortbestand des Alemannischen und die positive Wahrnehmung der Mundart in der Öffentlichkeit am Herzen lagen.

Wenn ein Verein wie die Muettersproch-Gsellschaft auf ein 50-jähriges Bestehen zurückschauen kann, ist das natürlich ein Anlass zum Feiern. Es ist aber auch eine Gelegenheit, einmal innezuhalten und Revue passieren zu lassen, wie es dazu kam, dass sich diese Interessensgemeinschaft der Alemannischsprecher nicht nur behaupten, sondern es auch zu einer beachtlichen Mitgliederzahl, die keineswegs selbstverständlich ist, bringen konnte. Denn zu Beginn, im Jahr 1965, sahen sich die Gründerinnen und Gründer mit vielfältigen Schwierigkeiten konfrontiert. Es galt, dem Verein in der Öffentlichkeit Gehör zu verschaffen und die zur Verfügung stehenden Kräfte sinnvoll einzusetzen, eine Anstrengung, die zu allen Zeiten des Bestehens nicht nachlassen durfte.

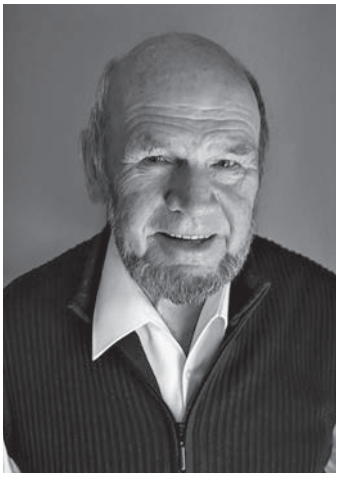
Die Stellung des Dialekts nach dem Krieg

Dass die Mundart der Region zu schützen und zu pflegen sei, war in Folge des gesellschaftlichen Umbruchs nach dem Zweiten Weltkrieg und der im Westen aufzunehmenden Flüchtlingsströme, sowie der steigenden Mobilität durch Auto und Eisenbahn und der Zunahme der Medienpräsenz mehr denn je ein Thema. Viele befürchteten nicht ohne Grund den Verlust von altem Wortschatz und grammatikalischen Eigenheiten des Dialekts. Denn, um den Kindern vermeintlich Schwierigkeiten in der Schule zu ersparen, war es inzwischen in vielen Familien und bei Lehrern üblich geworden, den Dialekt zu bekämpfen und die Schüler anzuhalten, die Schriftsprache zu sprechen, auch in Situationen, die bis dahin noch dem Dialekt vorbehalten waren. Nicht selten wurde die angebliche Minderwertigkeit der regionalen Sprache postuliert und die Kunde von dem »verderbten Hochdeutsch«, das die Mundart sei, machte die Runde.

Demgegenüber standen Leute, die der Heimat verbunden waren, die nicht nur Interesse an heimatorientierten Gepflogenheiten, wie der Pflege von regionalem Brauchtum oder dem Tragen der überlieferten Volkstrachten hatten, sondern auch die Jahrhunderte alte Sprache



Hubert Baum, einer der Gründer der Muettersproch-Gsellschaft (Archiv der Muettersproch-Gsellschaft)



Klaus Poppen, von 1972–2002 Präsident der Muettersproch-Gsellschaft (Archiv der Muettersproch-Gsellschaft)

Franz-Josef Winterhalter freut sich über einen gelungenen Jubiläumsabend (Ari Nahor / Archiv der Muettersproch-Gsellschaft)

mit ihren teils archaischen Wörtern der Nachwelt erhalten wollten. Gerne wurde in diesen Kreisen die warmherzige Mundart dem papierenen Hochdeutsch gegenüber gestellt, ganz im Sinne der Zeilen aus einem Gedicht von Hermann Burte: »Hochdütsch, sell sin gsägti Bretter, / d Mundart isch e Wald im Saft.«

Die Anfänge

Einer, der in diesem Sinne schon in den 50er Jahren aktiv geworden war, war Hubert Baum (1906–1976). Der aus Sulzburg stammende, dann in Freiburg wohnende, gelernte Kaufmann, war neben seiner Tätigkeit als Prokurist ein rühriger Dichter und Verfasser von Schriften in und über das Alemannische. Schon im Jahr 1944 veröffentlichte er ein erstes kleines Büchlein in Alemannisch. Es folgten viele Schriften und Bücher, von denen die 1968 erschienene alemannische Literaturkritik »Freude am alemannischen Gedicht« und ganz besonders sein in zahlreichen Auflagen im Schillinger-Verlag, 1972 erstmals veröffentlichtes »Alemannische Taschenwörterbuch für Baden« besondere Erwähnung finden sollen. Hubert Baum organisierte bereits im Jahr 1954 das erste Internationale Dichtertreffen in Badenweiler, bei dem es ihm gelang, an zwei Tagen alemannische Dichter aus dem Elsass und der Schweiz mit ihren Gesinnungsfreunden aus Südbaden zusammenzuführen, was in der damaligen Zeit, so kurz nach dem Krieg, keine Selbstverständlichkeit war. 1962 gründete er dann den »Arbeitskreis für alemannische Sprache und Dichtung«, in dem sich Frauen und Männer, die in Alemannisch schrieben, zusammenfanden. Zweck dieser Vereinigung war es unter anderem, gemeinsame Lesungen zu organisieren und die Grundsätze einer einheitlichen Schreibung des Alemannischen herauszuarbeiten. Aus diesem Arbeitskreis heraus erwuchs dann 1965 die Gründung der Muettersproch-Gesellschaft e. V., deren erster Präsident der Mi-

nisterialrat Prof. Dr. Karl Asal (1889–1984) wurde. Baum fungierte als Geschäftsführer. Zu den 116 Gründungsmitgliedern gehörten alle, die sich zu der Zeit im Alemannischen bereits einen Namen erschrieben hatten, wie Lina Kromer, Richard Gäng, Paula Hollenweger, Karl Kurrus, Hans Matt-Willmatt, Gertrud Albrecht, Eugen Falk-Breitenbach, Desiré Lutz, Lin Ritter und Hedwig Salm.

Erster Präsidenten-Wechsel

Schon zwei Jahre nach der Gründung gab Prof. Asal das Präsidentenamt ab und Dr. Walter Füsslin (1897–1978), Facharzt für Psychatrie, aus Laufen im Markgräflerland stammend, übernahm den Vorsitz. Nun wurde mit Hochdruck an einem alemannischen Lesebuch gearbeitet, für das sich Richard Gäng verantwortlich zeigte. Diese an Kinder und Jugendliche gerichtete Publikation sollte Maßstab für eine vereinheitlichte Schreibung im Alemannischen werden, über deren konkrete Ausgestaltung viele Diskussionen und erbittertes Ringen folgten. Als das Buch »Alemannische Geschichten« 1970 dann endlich erschien, gab es nicht nur positive Reaktionen. Von wissenschaftlicher Seite wurde Kritik geübt, so dass die Freude über das Produkt einen empfindlichen Dämpfer erfuhr. Dazu kam dann, dass die Führung des Vereins dringend in jüngere Hände abgegeben werden sollte und niemand in Sicht war, der Dr. Füsslin hätte ablösen können. Schon wurden Überlegungen angestellt, die Publikation der Muettersproch-Gsellschaft, die Zeitschrift »Alemannisch dunkt üs guet« in die des Bundes »Heimat und Volksleben« aufgehen zu lassen. Da zeichnete sich mit Klaus Poppen, der aus einer Freiburger Verleger-Familie stammte, eine Rettung ab. Diese Präsidentschaft kam auch für ihn überraschend. Wie er selbst berichtet, war er mit dem Hause Füsslin und Gäng nachbarschaftlich verbunden und von den Vätern seiner Altersgenossen angesprochen worden, doch einmal zu einer Versammlung des Vereins mitzugehen. Als er der Bitte schließlich nachkam, kam er als »Präsi« heraus, dabei war er noch nicht einmal Mitglied geworden.

Alemannische Geschichten, die erste Veröffentlichung der noch jungen Muettersproch-Gsellschaft: ein Lesebuch für große und kleine Leute (Muettersproch-Gsellschaft)

Aufwind mit dem »Kleberle«

Klaus Poppen, geboren 1931, arbeitete als Redakteur einer Werkszeitung in Freiburg und war sich darüber im Klaren, dass der Verein nur über vermehrte Öffentlichkeitsarbeit an

Dieser Aufkleber half der Muettersproch-Gsellschaft bekannt zu werden (Archiv der Muettersproch-Gsellschaft)

Bedeutung und Zuspruch gewinnen konnte. Wie das zu bewerkstelligen wäre, war zunächst unklar. Doch in der Silvesternacht 1974 auf 1975 wurden die Weichen gestellt. Klaus Poppen erzählt: »In Hinterzarte bim Kesslerhang hen mi Frau un i um Mitternacht s Füürwerk agluegt. Un i ha denkt: Jetz gibsch der meh Müeih mit dem Verein. Also: e Kläberli, des wärs.«

Und das sollte sich als geniale Idee herausstellen. Zusammen mit ein paar Aktiven wurde der Text eines Aufklebers ersonnen. Und heraus kam: »Bi uns cha me au alemannisch schwätze.« Dieser Text sollte Ladenkunden, Behördenbesuchern und Patienten in Arztpraxen Mut machen, das Alemannische zu benutzen. Und ganz nebenbei wurde so die Mundart ins Gespräch gebracht. Es wurde darüber diskutiert, wo und wie man zur Mundart steht. Und vor allem: der Begriff »Alemannisch« wurde gefestigt, denn bis dahin war diese Sprachbezeichnung im allgemeinen Sprachgebrauch der Dialektsprecher kaum verankert.

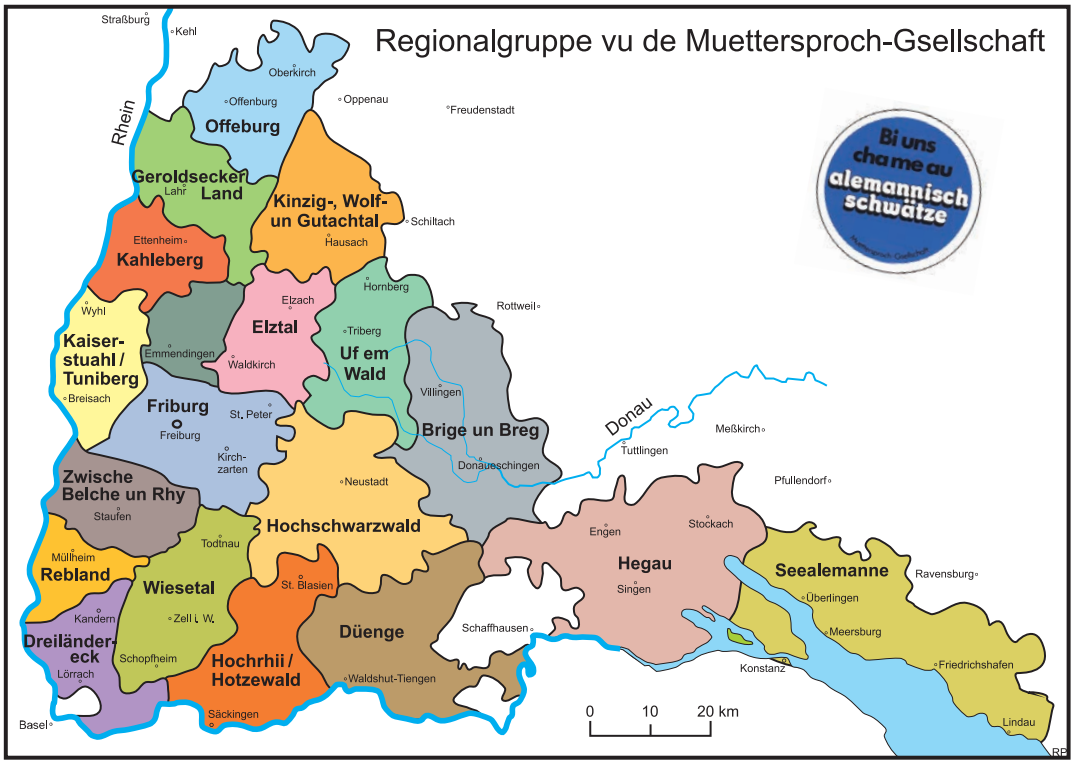
Mitgliederzuwachs in den 70er und 80er Jahren

Ab diesem Zeitpunkt ging es mit der Muettersproch-Gsellschaft rasant aufwärts. Vor allem Presseberichte darüber, dass auch der damalige Regierungspräsident Dr. Hermann Person diesen Aufkleber an seiner Tür angebracht hatte, fanden große Resonanz. Plötzlich stieg überall im Land das Interesse an der Muettersproch-Gsellschaft und man wollte Mitglied werden. Lange Zeit konnte fast täglich ein neues Mitglied verbucht werden. Von 350 Mitgliedern Anfang der 70er Jahre stieg die Mitgliederzahl bis in die 90er Jahre hinein auf das Zehnfache.

In dieser Entwicklung erweiterte sich nun auch der Wirkungskreis des Vereins auf das gesamte südbadische Alemannen-Gebiet, so dass über die Bildung von Regionalgruppen nachgedacht werden musste. Im Jahr 1976 war es soweit: In Lörrach wurde die erste Regionalgruppe (»Dreiländereck«) gebildet, weitere folgten: 1978 die Gruppen »Hegau« und »Seealemanne«, 1979 die Gruppen »Düenge«, »Geroldsecker Land«, »Hochschwarzwälder Mundartkreis« und »Zwische Belche un Rhii«. Spätere folgten bis zu einer Anzahl von 21. Heute hat sich die Zahl wieder auf 17 reduziert.

Ein buntes Vereinsleben

Die Euphorie, die mit dem Anstieg der Mitgliederzahl einherging, rief eine Menge Mitmach-Willige auf den Plan. Es folgte eine Zeit, in der die Ideen nur so sprudelten und viele Mitglieder bereit waren, in ihrer Freizeit für den Verein und das Alemannische zu werben. In Freiburg wurden Veranstaltungen wie »Bächle-Regatta« und »Fußwäschete« ins Le-



In ganz Südbaden gibt es Regionalgruppen der Muettersproch-Gsellschaft
(Rudolf Post / Archiv der Muettersproch-Gsellschaft)

ben gerufen. In Offenburg wurden Drachensteig-Wettbewerbe veranstaltet. Ausstellungen wurden organisiert. Mit Straßenständen und Aktionen bei Märkten und Festen wurde für die alemannische Sache geworben.

1975 gründete sich unter dem Dach des Regierungspräsidiums Freiburg ein Alemannischer Gesprächskreis, zu dem die Muettersproch-Gsellschaft als treibende Kraft gehörte. Als einer der ersten Handlungen wurde von diesem Gesprächskreis ein Mundart-Wettbewerb ausgeschrieben, der speziell an den Nachwuchs gerichtet war. Das sollte sich als gute Idee erweisen, denn aus dem Wettbewerb erwuchs eine Reihe von Autoren, die der Mundartliteratur neue Impulse gaben und frischen Wind in die Mundartszene brachten. Auch später wurden immer wieder Mundart-Wettbewerbe organisiert, mit wechselnden Mitstreitern, wie z. B. Badischer Zeitung und Südwestrundfunk. Diese Wettbewerbe förderten immer wieder neue Talente zu Tage und erwiesen sich als Sprungbrett für den Nachwuchs in Sachen Mundart.

»Meh Mundart in Funk und Fernsehen«

1982 wurde eine Unterschriftenaktion für »Meh Mundart in Funk und Fernsehen« durchgeführt, die zu einer Sammlung von 37 000 Unterschriften führte. Mit zahlreichen Mitgliedern wurden diese an einer 370 Meter

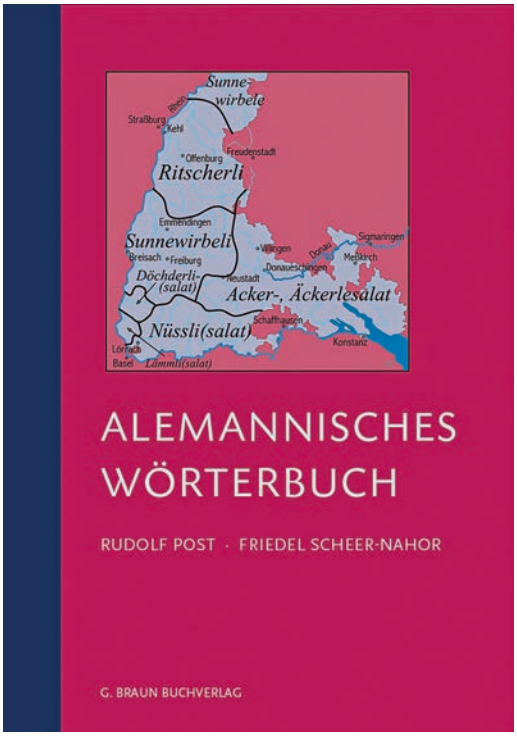
Mit Unterschriften an Wäscheleinen zogen die Aktiven in Baden-Baden zum Rundfunkgebäude des SWF (Gerd Ruhlich / Archiv der Muettersproch-Gsellschaft)

langen Wäscheleine im strömenden Regen in Begleitung einer Blaskapelle zum Südwestfunk in Baden-Baden zu einer Sitzung des Rundfunkrats gebracht. Willibald Hilf, der damalige SWF-Intendant empfing die Muettersprächler.

Auch mit einer anderen Idee versuchte die Muettersproch-Gsellschaft der Tatsache, dass Rundfunk und Fernsehen maßgeblich das Image eines Dialektes positiv befördern können, Rechnung zu tragen. Seit 1983 wird an Multiplikatoren in Funk und Fernsehen, die in vorbildlicher Weise Mundart zum Thema machten, in loser Reihenfolge die Alemannen-Antenne in Gold vergeben. Sieben Medienleute wurden bisher ausgezeichnet.

Der Verein als Herausgeber von Büchern und CDs

Während die Regionalgruppen vielfach durch ein mehr oder weniger umfangreiches Veranstaltungsprogramm in ihrem Zuständigkeitsbereich den Mitgliedern, die auf ein aktives



Zusammen mit dem Landesverein Badische Heimat gab die Muettersproch-Gsellschaft im Jahr 2009 das Alemannische Wörterbuch heraus (Muettersproch-Gsellschaft)

Vereinsleben Wert legen, Gelegenheit zur Teilnahme bieten, kümmert sich die überregionale Vereinsspitze mehr um langfristige Aktionen und Aktivitäten. Vor allem die Realisierung von Projekten wie Büchern und Medienprodukten (Schallplatten, CDs und Videos) sind hier zu nennen. Nach dem ersten Buch 1970 erschien eine ganze Reihe von weiteren, darunter drei Anthologien. Im Jahr 2009 wurde die Neubearbeitung des »Alemannischen Wörterbuchs« von Rudolf Post zusammen mit dem Landesverein Badische Heimat herausgegeben, wie auch das im Jahr 2012 folgende »Alemannische Liederbuch«, das im Auftrag des Vereins von Uli Führe und Stefan Pflaum erarbeitet wurde. Dazwischen wurde 1997 die

CD »Neui Lieder us em Ländli« realisiert und unter der Redaktion von Günter Schmidt 21 älteren Muettersproch-Mitgliedern, die sich dichterisch betätigten, mit einem Video »Wie si singe un dichte« ein Denkmal gesetzt. Das neueste Projekt ist nun die im Jubiläumsjahr 2015 erschienene CD mit Kindergeschichten »Horch emol«, die die verschiedenen Varianten des Alemannischen berücksichtigt.

Mundartseminare für die Kulturschaffenden

Doch auch für die in Alemannisch schreibenden und musizierenden Vereinsmitglieder, aus deren Kreis der Verein hervorgegangen war, wurde gesorgt. Im Bewusstsein dessen, dass die Arbeit dieser Kulturschaffenden die Interessen des Vereins maßgeblich befördert, werden alljährlich Tagungen veranstaltet, die unter der Leitung von Referenten zu Themen wie »Alemannisch schriibe – worum un wie?« oder »Was cha me am Dichte lehre?« durchgeführt werden.

Der Kontakt zu den Mitgliedern

Schon 1971 wurde die Vereinszeitschrift »Alemannisch dunkt üs guet« ins Leben gerufen. Wie es sich für eine Mundart-Vereinszeitschrift geziemt, waren die Beiträge von Anfang an überwiegend in Mundart geschrieben und da eben nicht nur die literarischen, sondern auch die Gebrauchstexte. Zunächst erschien die Zeitschrift vier- bis fünfmal im Jahr in schmalen Bändchen. Unter der Redaktion von Klaus Poppen pendelte sich dann ein Rhytmus von zweimal im Jahr ein, der bis heute durchgehalten wird. Poppen war es auch, der die »Heftle«, wie die Zeitschrift

Titelblatt der letzten Ausgabe von »Alemannisch dunkt üs guet« vom Juli 2015 (Muettersproch-Gsellschaft)

vereinsintern genannt wird, jeweils unter ein Thema stellte, das ungefähr das erste Drittel des ca. 80-seitigen Umfangs ausmacht. Der restliche Teil ist den Berichten aus den Regionalgruppen vorbehalten sowie Vermischtem zum Thema Mundart, Vereinsnachrichten, Leserzuschriften und Buchbesprechungen. So ist über die Jahre hinweg eine allseits beliebte Publikation entstanden, die zuverlässig die vielen Vereinsmitglieder erreicht, die nicht aktiv am Vereinsleben teilnehmen.

Die Internetseite als Tor zur Welt

Ein weiteres Fenster zur Öffentlichkeit hat sich bereits im Jahr 1998 etabliert: die Internet-

So präsentiert sich die neue Webseite seit Mitte des Jahres 2014
(Archiv der Muettersproch-Gsellschaft)

seite www.alemannisch.de. Hier zeigte sich die Muettersproch-Gsellschaft relativ früh den modernen Medien aufgeschlossen, denn kaum jemand hatte damals eine eigene Webseite. Gerade die Künstlerinnen und Künstler nahmen daher dankend das Angebot an, mit einer Porträt-Seite mit Kontaktdaten auf der Seite der Muettersproch-Gsellschaft vorgestellt zu werden und so von interessierten Veranstaltern leichter gefunden zu werden. Daneben wird jeden Monat ein Gedicht ins Netz gestellt, das dann Teil einer inzwischen beachtlichen Gedicht-Datenbank wird. Zweimal erfuhr die Seite der Muettersproch-Gsellschaft eine gründliche Überarbeitung, zuletzt 2014. Heute ist es eine umfangreiche Seite mit vielen interessanten Menüpunkten geworden. Neben Informationen zum Verein und einem sorgfältig, auch für die Regionalgruppen gepflegten Pressespiegel, gibt es einen differenzierten Veranstaltungskalender, der nach Datum und Orten sortiert zu alemannischen Ereignissen Auskunft gibt. Elektronische Grußkarten können verschickt, sowie »Sächeli«, also Aufkleber, Postkarten, Bücher und sonstige Waren, bestellt werden. Auf der Seite »So schwätzt mer bi uns« kann man sich auch einen auditiven Eindruck über das Alemannische der Region bilden.

Ein solches Angebot bleibt im Netz nicht unentdeckt. Die Internetseite der Muettersproch-Gsellschaft wird von Interessierten aus aller Welt gefunden, seien es heimwehgeplagte Alemannen in Übersee, Presse- und Medienleute, die auf der Suche nach Interviewpartnern oder Auskunft zum Alemannischen sind, wissensdurstige Schülerinnen und Schüler, die eine Arbeit zum Alemannischen planen oder Veranstalter, die auf der Suche nach geeigneten Künstlerinnen und Künstlern sind. Daneben werden Anfragen zu den unterschiedlichsten Themen gestellt, etwa wenn Hilfe zur Vervollständigung von nur noch in Fetzen erinnerten Gedichten von Nöten ist. So ist die Internetseite zu einem wichtigen Fenster nach außen für den Verein geworden, das auch bei der Neumitgliedergewinnung zunehmend an Bedeutung gewinnt.

Der Verein nach der Jahrtausendwende

Als Klaus Poppen, der dem Verein jahrelang mit Tat und Kraft vorstand, um die Jahrtausendwende nach einem Nachfolger im Präsidentenamt Ausschau hielt, fand er sich den selben Schwierigkeiten ausgesetzt, wie sein Vorgänger sie hatte. Es war niemand in Sicht, der dieses arbeitsintensive Amt übernehmen wollte. Denn immer noch funktionierte der Verein ohne eine bezahlte Kraft. Alle Arbeit, vom Beantworten der Anfragen, über die Redaktion der Vereinszeitschrift und die Pflege der Internetseite bis zur Durchführung von Projekten mit Antragsstellungen auf Zuschüsse, dem Auftreiben von Sponsoring und vielem mehr wurde vom Vorstand geleistet. Da mit diesen Vorgaben kaum ein neuer Präsident gefunden werden konnte, entschied man sich zu neuen Schritten.

Zum einen übernahm Walter Möll aus Singen, der neben seiner Funktion als Gruppenleiter der Regionalgruppe Hegau bereits jahrelang als stellvertretender Präsident fungierte, ab 2002 die Präsidentschaft interimsmäßig. Zum anderen wurde der immer sehr moderate Mitgliedsbeitrag um 2 Euro erhöht, damit eine 450 Euro-Kraft eingestellt werden konnte, die die laufenden Geschäfte erledigen, aber auch für Vereinszeitschrift und Internet zuständig sein sollte. Diese Aufgabe übernahm 2006 die auf Dialektologie spezialisierte Germanistin Friedel Scheer-Nahor, was den Weg frei machte für die nun intensive Suche nach einem neuen Präsidenten.

Im Jahr 2007 war es dann soweit: Franz-Josef Winterhalter, zu dem Zeitpunkt noch Bürgermeister in Oberried, war zur Übernahme des Amtes bereit und wurde gewählt. Einige Zeit später ergab sich für die Muettersproch-Gsellschaft die Möglichkeit, mit dem Büro beim Landesverein Badische Heimat in Freiburg unterzuschlüpfen. Zwei Räume im Dachgeschoss des ehrwürdigen Hauses in der Hansjakobstraße in Freiburg stehen dem Verein nun zur Verfügung und die räumliche Nähe führte auch schon bei diversen Projekten zur Zusammenarbeit mit der Badischen Heimat.

Winterhalter, der in Oberried seit einigen Jahren bereits eine Alemannische Woche etabliert hatte, setzt vermehrt auf die Vermittlung von Mundart in der ihr angestammten Form: »Mundart soll gehört werden« ist sein Motto und dank der neuen Medien kann dies inzwischen auch gut verfolgt werden. Auf der vereinseigenen Internetseite finden sich mehr und mehr gesprochene Beiträge und ein Internet-Radio, das dem interessierten Zuhörer alemannische Podcasts zur Verfügung stellt, ist nun technisch machbar und auf der Wunschliste des »Präsi«. Es gilt nun wieder vermehrt junge Leute für solche Projekte zu gewinnen, damit die Zukunft gesichert ist.

Geburtstagsfest in Zähringen

Doch zunächst hat die Muettersproch-Gsellschaft in diesem Jahr einmal innegehalten und die 50 bisherigen Jahre gefeiert. Mit einem Festakt im Bürgerhaus Zähringen in Freiburg wurde am 19. Juni 2015 der Vereinsgründung vor einem halben Jahrhundert gedacht. Im Beisein von vielen Gästen wurde ein buntes Programm geboten. Nach den Grußworten und der Begrüßung durch Präsi Winterhalter erklärte Prof. Konrad Kunze dem Publikum in unterhaltsamer Weise, was Alemannisch eigentlich ist. Danach kam Liedermacherin Claudia Pohel zu Wort, bevor zum Schluss der Organisator Jürgen Hack vom Vorstand der Muettersproch-Gsellschaft eine

Die Mitwirkenden am Jubiläumsabend bedanken sich beim Publikum
(Ari Nahor / Archiv der Muettersproch-Gsellschaft)

buntgemischte Gruppe an einen sogenannten »Alemannischen Stammtisch« zusammentrommelte: Neben weiteren Gästen stellte Uschi Isele vom Vorstand der Muettersproch-Gsellschaft die neu herausgebrachte Kindergeschichten-CD vor, während Klaus Gülker vom SWR 4 die Rolle des »Riigschmeckte« übernehmen, aber auch zur Haltung des SWR zur Mundart Stellung nehmen musste. Von wissenschaftlicher Seite rundete Dr. R. Johanna Regnath vom Alemannischen Institut die Gästeliste ab.

Blick in die Zukunft

Sich über eine erfolgreiche Vergangenheit freuen ist das eine, den Blick in die Zukunft zu richten das andere. Aber wie sieht diese aus? Kontinuität kann nur gewahrt bleiben, wenn Jüngere nachfolgen und den Vereinszweck zu ihrer Sache machen. In diese Richtung zielen viele Aktivitäten des Vereins, von denen die Herausgabe der CD für Kinder nur eine ist. Auch das Engagement im Arbeitskreis »Mundart in der Schule«, der zusammen mit dem Verein »schwäbische mund.art« seit 2004 ein für Schulen kostenloses Mundartangebot bietet, das gerne angenommen wird, geht in diese Richtung. Dass zahlreiche Jugendliche in der regionalen Verortung einen gesunden Gegenpol zur Globalisierung sehen, kann zu vielen Gelegenheiten beobachtet werden. Da sollte der Schritt zum Engagement im entsprechenden Verein nur noch ein kleiner sein.

Anschrift der Autorin:
Friedel Scheer-Nahor M. A.
Zeppelinstraße 9
79206 Breisach
friedel@scheer-nahor.de

Heinrich Hansjakob im Lichte des Nationalsozialismus

Zur Rezeption des Haslacher Schriftstellers im Dritten Reich

Manfred Hildenbrand

Heinrich Hansjakob (1837–1916) gehört mit seinen 74 Werken bis heute zu den bekanntesten Schriftstellern Badens. Der Autor von »Bauernblut« und »Erzbauern« wurde von den Nationalsozialisten vereinnahmt und seine Bücher als »Blut- und Boden-Literatur» verfälscht. Manfred Hildenbrand untersucht die Hintergründe dieser Fehlinterpretation.

Zu dem dunkelsten Kapitel der deutschen Literaturwissenschaft gehört die Zeit des Nationalsozialismus. Zahlreiche Literaturwissenschaftler beschäftigten sich damals intensiv mit der sogenannten Bauerndichtung, die von den staatlichen Stellen des Dritten Reiches gefördert und zu einem der wichtigsten Bestandteile der deutschen Literatur hochstilisiert wurde.[1]

Inbegriff der »völkisch-nationalen Literatur« war während der NS-Gewaltherrschaft die Blut- und Boden-Literatur. Der Reichskulturwalter und SA-Brigadeführer Franz Moraller legte mit seinem Aufsatz »Bauerntum, Volkstum und Kultur« die ideologische Grundlage, wenn er behauptete: »Es gehört zu den Grundwahrheiten der nationalsozialistischen Weltanschauung, dass alle schöpferischen Kräfte eines Volkes gebunden sind an das Blut, durch welches eine völkische Eigenart bestimmt wird. Wenn also das Bauerntum der gesündeste und fruchtbarste Blutträger innerhalb des Volksganzen ist und damit zum wesentlichen Faktor seiner unaufhörlichen Regeneration wird, dann kann es gar nicht anders sein, als daß auch die schöpferischen Kräfte eines Volkes von dieser Seite her mittelbar oder unmittelbar ihre immerwährende Erinnerung erfahren.«[2]

Wen nimmt's wunder, dass Heinrich Hansjakob als Autor von »Bauernblut« und »Erzbauern« von den Nationalsozialisten vereinnahmt wurde und seine Werke als »Blut- und Boden-Literatur« verfälscht wurden. Bereits Hermann Eris Busse feierte 1922 Hansjakob als »Verfechter des urdeutschen Volkstums und der deutschen Scholle«[3], und für den Haslacher Hansjakob-Biographen Johann Karl Kempf war Hansjakob 1930 »nicht verwelscht, ganz deutsch und echt«, ein »Bewahrer des deutschen Bauerntums.«[4]

Heinrich Mohr: Hansjakob »ein Wegbereiters Adolf Hitlers«

Am 19. Juli 1933 fand auf dem Franziskanerplatz vor Hansjakobs Kirche St. Martin in Freiburg eine »Weihestunde« für Heinrich Hansjakob statt. Vom Balkon des Rathauses sprach

der Freiburger NS-Bürgermeister Dr. Franz Kerber. Für ihn war Hansjakob »ein Hort des unverfälschten deutschen Volkstum.«[5] Als Hauptredner sprach der katholische Theologe (Pfarrkurat) und Schriftsteller Dr. Heinrich Mohr.[6] Er war ein bekennender Nationalsozialist. Für ihn war Hansjakob ein »Vorläufer und Wegebreiter Adolf Hitlers«.[7] Heute stünde Hansjakob unter dem Banner Adolf Hitlers, wenn er die Zeit der nationalen Wiedergeburt noch erlebt hätte. Er hätte sicherlich eine aufsehenerregende Flugschrift publiziert über die vom Nationalsozialismus zu erwarteten Segnungen für die katholische Kirche. Hansjakob habe für all die Dinge gekämpft, die im Programm Adolf Hitlers stehen.

Willy Bradl bezeichnete Hansjakob als einen »Vorkämpfer des Dritten Reiches, der in seinen Werken eng mit dem Programm des neuen Deutschlands verbunden war.«[8] Für Dr. Karl Motsch, dem Leiter des Hansjakob-Museums »Kartaus« in Freiburg, war Hansjakob 1934 die »erste Quelle unseres deutschen Volkstums, wo man im heutigen Zeitalter des Scheins und Überkultur wieder den Weg zum deutschen Wesen sucht.« Die »Kartaus« müsse zur »Weihestätte für das neue Deutschland« werden[9].

Auch der Haslacher Historiker Otto Göller interpretierte Hansjakobs Schriften 1936 im Sinne des Nationalsozialismus. Hansjakob sei ein beredter Künder all dessen, was man »heute unter dem Ausdruck Blut und Boden« zusammenfasst. Er sei ein ernster Warner vor volksfremder Über- und Unkultur.[10]

Die Feierlichkeiten zu Hansjakobs 100. Geburtstag

Ein Höhepunkt der Rezeption Hansjakobs durch die Nationalsozialisten waren die Feierlichkeiten anlässlich seines 100. Geburtstages im Jahre 1937.[11] Ein Festkomitee wurde bereits im August 1936 ins Leben gerufen, dem neben Bürgermeister Leopold Selz als Vorsitzenden, einige Gemeinderäte und Stadtpfarrer August Vetter, auch die ehemaligen Kooperatoren Hansjakobs, Pfarrer Dr. Anton Trunz und Prälat Dr. Benedikt Kreutz, angehörten. Als Hansjakob-Fachmann wurde in dieses Komitee auch der Direktor der Caritasbibliothek in Freiburg, Heinrich Auer, berufen.[12] Auf Drängen des Haslacher NS-Ortsgruppenleiters Wilhelm Krafft, der als 1. Beigeordneter ebenfalls Mitglied des Festkomitees war, trug die Stadt Haslach Propagandaminister Joseph Goebbels die Schirmherrschaft über die Hansjakob-Feier an. Als dieser ablehnte, wollte man Gauleiter Robert Wagner als Schirmherrn gewinnen. Doch auch dieser lehnte ab.[13]

Heinrich Hansjakob (1837–1916) im Jahre 1903 (Foto: Hansjakob-Archiv Haslach)

Schriftstellerin Eva Margaretha Anders (1894–1960) um 1937 (Foto: Hansjakob-Archiv Haslach)

Als Schriftführerin, bald auch als Geschäftsführerin wurde Eva Margaretha Anders berufen. Sie war von Beruf Schriftstellerin und hatte im Frühjahr 1936 aus gesundheitlichen Gründen ihren Wohnsitz von Hamburg nach Haslach verlegt.[14] Sie bewunderte den Schriftsteller Heinrich Hansjakob sehr. Sie sah sein Werk allerdings aus der Sicht der Blut- und Boden Weltanschauung der Nationalsozialisten. Im Oktober 1936 veröffentlichte sie im NS-Kampfblatt »Der Alemanne« den Aufsatz »Heinrich Hansjakob – ein Künder seiner alemannischen Heimat«, in dem es ganz im Sinne der NS-Ideologie hieß: »Deutsches Volk, deutsche Jugend, lerne Heimatliebe und Treue zu deinem Volk wie Hansjakob, der zu allen Zeiten der berufene Künder von deutschem Blut, deutscher Erde und deutschen Wesen war.«[15]

Auf der zweiten Sitzung des Festkomitees schlug Stadtpfarrer August Vetter Bibliotheksdirektor Heinrich Auer als Redner für die geplante Festsitzung vor. Auch sollte Prälat Benedikt Kreutz bei der großen Festversammlung eine volkstümliche Rede über Hansjakob halten. Die Haslacher Nazis waren alarmiert. So viel klerikalen Einfluss auf die Feierlichkeiten zum 100. Geburtstag Hansjakobs wollten sie nicht dulden. Man mobilisierte die Gauleitung der NSDAP in Karlsruhe. Diese teilte Bürgermeister Selz am 5. Januar 1937 mit, dass die Stadt Haslach sich mit zu vielen konfessionellen Personen zusammengetan habe und die geplante Hansjakob-Feier dadurch einen klerikalen Charakter erhalten würde. Die Hansjakob-Feier solle eine wirkliche Volksfeier werden und unter ausschließlich nationalsozialistischer Führung stehen. Es müsse deutlich werden, dass der Schriftsteller Heinrich Hansjakob ein »Vorkämpfer für die NSDAP« gewesen sei. Alle klerikalen Vertreter sowie Bibliotheksdirektor Auer müssten das Festkomitee verlassen. Als Festredner und Herausgeber der Festschrift kämen sie sowieso nicht in Frage.[16] Bürgermeister Selz sah sich desavouiert und legte den Vorsitz des Festkomitees nieder.[17] An die ausgeschlossenen Geistlichen und Bibliotheksdirektor Auer richtete er einen Brief, in dem er ihr Ausscheiden bedauerte und ihnen mitteilte, dass die Gaukulturstelle die weltanschauliche und kulturelle Gestaltung der Hansjakob-Feier bestimmen und überwachen werde.[18]

Die Gaukulturstelle verfügte nun, dass eine »volkstümliche Festschrift« erscheinen solle. Als Verfasser wurde Studienrat Otto Göller beauftragt. Der Haslacher Heimathistoriker erfüllte die Erwartungen der Gaukulturstelle. In der 20-seitigen Festschrift Otto Göllers konnte man lesen, was die Nazis damals erwarteten: Hansjakobs Ansichten und Bestrebungen würden »heute in unserem deutschen Vaterlande in die Tat umgesetzt. Hansjakobs Werke entsprächen der nationalsozialisti-

schen Gegenwart.«[19] Die NS-Reichsschrifttumskammer des Gaus Baden in Karlsruhe bestimmte schließlich, dass der Schriftsteller und verdiente Nationalsozialist Willi Straub aus Freiburg die Festrede halten solle.[20] Erst im Juni 1937 wurde ein neues Festkomitee eingesetzt. Den Vorsitz musste erneut Bürgermeister Selz übernehmen. Als »Aufpasser« wurde ihm jedoch NS-Ortsgruppenleiter Krafft zur Seite gestellt. Geschäftsführerin des Festkomitees war weiterhin die Schriftstellerin Eva Margaretha Anders.[21]

Der Plakatentwurf des Haslacher Künstlers Otto Laible wurde von der NS-Reichsschrifttumskammer des Gaus Baden abgelehnt, da der wesentliche Bestandteil des Plakats das Bildnis des katholischen Pfarrers Hansjakob sei. Erst der zweite Entwurf Laibles, der nur das Haslacher Stadtwappen und eine Ansicht Haslachs zeigte, wurde von der Landesleitung der NS-Reichsschrifttumskammer akzeptiert.[22] Zum 100. Geburtstag Hansjakobs sollte auch eine dreibändige Sonderausgabe seiner Werke im Bonz Verlag, Stuttgart, erscheinen. Als Bearbeiter und Herausgeber dieser Werkausgabe setzte die Gaukulturstelle den Nationalsozialisten und Leiter der staatlichen Stelle für Volksbüchereien Philipp Harden-Rauch ein.[23] Er stellte drei Bände mit Erzählungen aus Hansjakobs Volksbüchern zusammen und gab ihnen die neuen Titel »Wälderbub«, »Schwarzwälderblut« und »Haslacher Leut'«. Dabei entfernte er alle für Hansjakob so typischen »Schlenkerer«, da sie zu »zeitbedingt« seien und »nicht in unsere Zeit« hineinpassten.[24]

Auch der Hansjakob-Biograph, der Prager Professor Oswald Floeck[25], wollte zum Jubiläumsjahr im Badenia-Verlag in Karlsruhe eine Publikation mit dem Titel »Stundenbuch mit Hansjakob« herausgeben. Dies wurde jedoch von der Gaukulturstelle mit der Begründung

Dieser ursprüngliche Plakatentwurf Otto Laibles wurde von der NS-Reichsschrifttumskammer abgelehnt (Foto: Hansjakob-Archiv Haslach)

untersagt, dass Floeck Hansjakob zu klerikal darstelle. Auch der Vorsitzende des Deutschen Scheffelbundes e. V., der Nationalsozialist Gottlieb Graf, musste ein Gutachten über die geplante Publikation von Oswald Floeck verfassen, in dem es hieß, Professor Floeck habe in seinem Stundenbuch gerade die Aussprüche Hansjakobs ausgewählt, die Philipp Harden-Rauch bei der Bearbeitung der Neuausgabe von Hansjakobs Werken sich bemüht habe, als zeitbedingt auszuscheiden. Hansjakob würde in dem Floeckschen Manuskript weltanschaulich in einer unserer Zeit entgegengesetzten Weise dargestellt werden. Er müsse jedoch als »Volksmann im Priesterkleid, als ein Vorkämpfer nationalsozialistischer Bestrebungen« interpretiert werden. Dies sei Philipp Harden-Rauch hervorragend gelungen.[26]

Vom 21. bis 23. August 1937 fand die große Hansjakob-Feier in Haslach statt. Die Stadt war in ein Fahnenmeer getaucht. Hakenkreuzfahnen flatterten von allen Häusern. Nur Wilhelm Engelberg, der Verfasser des Schauspiels »Der Vogt auf Mühlstein«, das mit großem Erfolg am Samstag, dem 21. August, uraufgeführt wurde, hatte an seinem Haus keine Hitlerfahne gehisst, was von der NS-Ortsgruppe mit großem Missfallen vermerkt wurde.[27] Die Hauptfeier fand am Sonntag, dem 22. August, statt.[28] Am Morgen legte Bürgermeister Selz einen Kranz an Hansjakobs Grab in Hofstetten nieder. Am Nachmittag begann der Festakt in der überfüllten Stadthalle. Auf der Bühne neben dem Rednerpult war die Büste des »Führers Adolf Hitler« neben der Büste Heinrich Hansjakobs[29] aufgestellt.

In seiner Festrede schilderte der NS-Schriftsteller Willi Straub (Freiburg) Heinrich Hansjakob als »Vorkämpfer deutschen Wesens« Er habe mit seinen Werken eine »wichtige Grundlage des 14-jährigen Kampfes unseres Führers Adolf Hitler« geschaffen. Im Gegensatz zu dem »Juden Berthold Auerbach«[30] sei Hansjakob eine »urwüchsige deutsche Eiche«, die so richtig in »das neue Deutschland« passe.[31] Nach dem Festakt formierte sich ein Festzug durch die Straßen Haslachs. Zahlreiche Trachtengruppen aus Mittel und Südbaden nahmen daran teil. In mehreren Festwagen wurden Szenen aus den Büchern Hansjakobs dargestellt.

Hansjakob ist »ein Hauptbollwerk gegen die jüdisch-materialistische Zersetzung«

Auch die Badische Heimat vertrat die nationalsozialistische Rezeption Hansjakobs. In Mein Heimatland, der damaligen Zeitschrift der Badischen Heimat, lesen wir 1937, Hansjakob sei »ein Hauptbollwerk gegen die jüdisch-materialistische Zersetzung« gewesen[32]. Der »Führer« des badischen NS-Lehrerbundes Reinhold Flamm sah Hansjakob als entschiedenen Verfechter der »Rassenhygiene« der Nationalsozialisten. Hansjakob habe sich kritisch über das »Krüppelwesen« geäußert und damit ein Problem behandelt, das heute »eine Lebensfrage unseres Volkes« ist.«[33] Ähnlich sah es auch Adolf Selzig in dem katholischen Blatt Germania. Er brachte Hansjakob ebenfalls mit der Rassenhygiene der Nazis in Verbindung; denn Hansjakob habe in seinen Büchern »die Notwendigkeit einer gesunden völkischen Zuchtwahl« propagiert.[34]

Nach dem »Anschluss« Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938 und angesichts der Zuspitzung der Sudetenkrise im Mai 1938 behauptete der Prager Universitätsprofessor und Hansjakob-Biograph Oswald Floeck, Hansjakob sei ein Vordenker des Großdeutschen Reiches gewesen. Er habe »den Zusammenschluss der deutschen Hauptstämme zu einem mächtigen Großstaate« befürwortet. Er habe auch für die »Reinhaltung der germanischen Rasse« plädiert und vor der »Gefahr der artfremden Blutmischung« gewarnt.[35]

Bei der Gedenkfeier zum 25. Todestag von Hansjakob am 5. Juli 1941 hielt die Gedenkrede der Offenburger Historiker Professor Otto Kähni. Er feierte Hansjakob als badischen Volkskämpfer, der gegen alles Undeutsche in Wirtschaft, Kultur und Kunst zu Felde zog.[36] Hansjakob sei ein Vorbild für »das echte deutsche Wesen« gewesen. Er vermittle uns in seinen Werken »echtes Volkstum.«[37] Hansjakobs Freunde hätten, so der Haslacher Historiker Otto Göller, nach der Machtergreifung durch Adolf Hitler mit großer Freude und Befriedigung darauf hingewiesen, dass Hansja-

kob »unablässig, ohne sich irgendwie beirren zu lassen, manches von dem als richtig gefordert hat, was nun als Grundlage einer gesunden Staatsführung durchgeführt wurde.«[38] Und Hermann Eris Busse sah Hansjakob als einen Vertreter des neuen Deutschland, das »vom Genius eines erlesenen Mannes, des Führers Adolf Hitler« geprägt wird.[39]

Bis in die 50er Jahre wurde das Hansjakobbild von der Rezeption der Nationalsozialisten beeinflusst

Auch nach 1945 bis in die 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde die Sicht auf Heinrich Hansjakob teilweise noch von der Rezeption der Nationalsozialisten beeinflusst. So lesen wir 1952 im Offenburger Tageblatt, Hansjakob sei ein Verfechter eines gesunden Volkstums und des echten deutschen Wesens gewesen, was vor allem in seinen Werken »Bauerblut« und »Erzbauern« deutlich werden.[40] In der Gedenkfeier zum 40. Todestag Hansjakobs 1956 verkündete Arbeitsamtsdirektor Zoll von der neu gegründeten Heinrich-Hansjakob-Gesellschaft, Hansjakobs Ansichten über deutsches Bauerntum seien von zeitlosem Wert. Aus dem Volke gewachsen, habe Hansjakob die Seele des Volkes am besten verstanden. Was Hansjakob über das Bauerntum und die deutsche Scholle geschrieben habe sei einmalig.[41] In einem Gedenkartikel zum 120. Geburtstag Hansjakobs 1957 heißt es, den Wäldlern und bäuerlichen Menschen sowie dem deutschen Volkstum blieb Hansjakob sein ganzes Leben lang treu.[42] Dem alemannischen Volksstamm, so heißt es 1957 im Südkurier, sei er als Kraftspender bis zum heutigen Tage erhalten geblieben. Wie eine knorrige, hohe Eiche stehe er in der deutschen Landschaft. So rage Hansjakob aus dem alemannischen Raum und Volk heraus. Hansjakob sei ein Vorkämpfer des Bauernstandes und kämpfte immer für die Erhaltung eines gesunden Bauerntums.[43]

Anmerkungen

1 Jan Berg u. a.: Sozialgeschichte der deutschen Literatur von 1918 bis zur Gegenwart, Frankfurt a. Main, 1981, S. 376.
2 Zit. in: Joseph Wulf: Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Eine Dokumentation, Hamburg 1966, S. 355 f.
3 Freiburger Tagespost v. 5.11.1922.
4 Kinzigtäler Nachrichten v. 2.8.1930. J. K. Kempf veröffentlichte 1917 die erste umfassende Hansjakob-Biographie, vgl. J. K. Kempf: Heinrich Hansjakob. Sein Leben, Wirken und Denken, Stuttgart 1917, 2. Aufl., Haslach 1922.
5 Freiburger Tagespost v. 21.6.1933.
6 Vgl. Renate Liessem-Breinlinger: Heinrich Mohr. In: Badische Biographien, Neue Folge 1, 1982. S. 211 ff.
7 Freiburger Tagespost v. 21.6.1933. Die Rede wurde im NS-Kampfblatt »Der Alemanne« in vollem Wortlaut abgedruckt. Vgl. Der Alemanne v. 21.7.1933.
8 Der Führer v. 19.11.1933.
9 Freiburger Stadtanzeiger v. 7.8.1934.
10 Volk und Heimat. Wochenschrift der badischen Presse v. 1.8.1936.
11 Vgl. Manfred Hildenbrand / Werner Scheurer: Heinrich Hansjakob. Festschrift zum 150. Geburtstag, Haslach 1987, S. 11.; Manfred Hildenbrand: Haslach im Kinzigtal. Geschichte einer alten Marktstadt, Bd. 2, Haslach 2009, S.514 ff.
12 Verwaltungssachen V,3,11b, Stadtarchiv Haslach.
13 Ebenda.
14 Eva Margaretha Anders veröffentlichte 14 Romane, meistes Trivialromane, Liebesromane, aber auch Bauernromane. Vgl. Manfred Hildenbrand: »Vorkämpfer deutschen Blutes«. Vor 120 Jahren wurde die Schriftstellerin Eva Margaretha Anders geboren. In: Offenburger Tageblatt v. 4.10.2014.
15 Der Alemanne v. 21.10.1936.
16 Schreiben der Gauleitung an Bürgermeister Selz v. 5.1., 30.1. und 5.2.1937, Verwaltungssachen

V,3,11b; Ratsprotokoll v. 11.2.1937, Stadtarchiv Haslach.

17 Verwaltungssachen,3,11b, Stadtarchiv Haslach.

18 Brief von Bürgermeister Selz v. 1.3.1937, Verwaltungssachen V,3,11b, Stadtarchiv Haslach.

19 Otto Göller: Festschrift zur Feier des hundertsten Geburtstages von Volksschriftsteller Dr. Heinrich Hansjakob, Haslach 1937, S. 11, 14, 20.

20 Schreiben der Reichsschriftungskammer an Bürgermeister Selz v. 15.4.1937, Verwaltungssachen V,3,11b, Stadtarchiv Haslach.

21 Protokoll der der Sitzung des Festkomitees v. 21.6.1937, Verwaltungssachen V,3,11b, Stadtarchiv Haslach.

22 Schreiben der Landesleitung der Reichsschriftumskammer an Bürgermeister Selz v. 12.7.1937; Brief Otto Laibles an Bürgermeister Selz v. 13.7.1937, Verwaltungssachen V,3,11 b, Stadtarchiv Haslach.

23 Schreiben des Bonz Verlags an Bürgermeister Selz v. 8.3.1937, Verwaltungssachen V,3,5, Stadtarchiv Haslach.

24 Nachwort zu »Wälderbub«, Stuttgart 1937, S. 316.

25 Oswald Floeck hatte 1927 eine umfangreiche Hansjakob-Biographie publiziert. Vgl. Oswald Floeck: Heinrich Hansjakob. Ein Bild seines geistigen Entwicklungsganges und Schrifttums, Karlsruhe/Leipzig 1921.

26 Abschrift eines Briefes von Gottlieb Graf an Ministerialrat Prof. Dr. Asal v. 14.7.1937, Verwaltungssachen 3,5, Stadtarchiv Haslach.

27 Vermerk des NS-Ortsgruppenführers Krafft v. 23.7.1937, Akten der NS-Ortsgruppe Haslach, Stadtarchiv Haslach. Wilhelm Engelberg war ein Überzeugter Hitler-Gegner. Er gründete 1890 den SPD-Ortsverein Haslach. Vgl. Manfred Hildenbrand: Heimatliebe und Sozialismus. Wilhelm und Ernst Engelberg aus Haslach im Kinzigtal. In: Allmende 38/39, 1993, S. 216 ff.

28 Offenburger Tageblatt v. 24.7.1937.

29 Die Büste Hansjakobs steht heute im Hansjakob-Museum im »Freihof« in Haslach. Sie wurde vom Karlsruher Bildhauer Fridolin Dietsche (1861–1908) im Jahre 1904 geschaffen.

30 Berthold Auerbach (1812–1882), eigentlich Moses Baruch Auerbacher, war ein jüdischer Schriftsteller, der vor allem durch seine Schwarzwälder Dorfgeschichten bekannt wurde.

31 Offenburger Tageblatt 24.7.1937.

32 Friedrich Singer. Heinrich Hansjakob. In: Mein Heimatland 3, 1937, S. 289 ff.

33 Offenburger Tageblatt v. 23.5.1938.

34 »Von neuen Büchern«. In: Beilage zur Germania v. 24.6.1936.

35 Schöne Zukunft, Wien v. 7.8.1938.

36 Offenburger Tageblatt v. 7.7.1941.

37 Schwarzwälder Tagblatt v. 8.7.1941.

38 Offenburger Tageblatt v. 21.6.1941.

39 Hermann Eris Busse: Rede auf Schiller. In: H. E. Burt: Sieben Reden, Straßburg 1943, S. 38.

40 Offenburger Tageblatt v. 2.6.1952.

41 Offenburger Tageblatt v. 26.6.1956.

42 Offenburger Tageblatt v. 21.8.1957.

43 Südkurier v. 24.8.1957.

Anschrift des Autors:
Manfred Hildenbrand
Georg-Neumaier-Straße 15
77716 Hofstetten
m.hildenbrand@t-online.de

Von den Nachbarn lernen

Seit einigen Jahren gibt es im schweizerischen Thurgau zwei bemerkenswerte Stiftungen zum Thema Denkmalschutz

Anne Overlack

Zwei noch junge Stiftungen in der Schweiz bieten viel versprechende Lösungen bei Umnutzung und Erhalt von Baudenkmalen: die Denkmalstiftung Thurgau betreibt in Schönenberg ein Bauteilelager, in dem historische Baumaterialien bis zu ihrer Sach- und fachgerechten Wiederverwertung bewahrt werden. Zwei historische Fischerhäuser in Romanshorn hat die Stiftung denkmalgerecht saniert und lässt die besondere Immobilie nun von der Partnerorganisation Magnificasa auf Zeit vermieten – Ferien vom Alltag in historischem Ambiente. Dafür gibt es ein leuchtendes Vorbild in England: den Landmark Trust.

Immer wieder stoßen die Denkmalpfleger landauf, landab auf die gleiche Situation: Besondere historische Bauten, die die Allgemeinheit gern als Kulturdenkmale bewahrt sehen möchte, überfordern ihre Besitzer in Sachen Pflege oder gar Erhalt des Gebäudes. Was tun, wenn auch die öffentliche Hand nicht als großzügiger Sponsor des Bauunterhalts auftreten kann?

Da, wo das Kulturgut zur häufig kaum mehr zu finanzierenden Last wird, sind kreative Lösungen gefragt. Dafür gibt es faszinierende Beispiele. Viel versprechend ist die ursprünglich aus England stammende und seit einigen Jahren auch im schweizerischen Thurgau realisierte Idee, Baudenkmale ohne Zukunft zu Feriendomizilen umzunutzen.

Der englische Landmark Trust, eine inzwischen 50 Jahre alte Stiftung, hat sich die Sanierung und Umnutzung historischer Gebäude zu Ferienzwecken auf die Fahne geschrieben und damit eine beispielhafte Erfolgsgeschichte in Gang gesetzt. Dem Liebhaber historischer Bausubstanz, der auf der Website des Landmark Trusts lustwandelt, gehen die Augen über und das Herz auf angesichts der Schönheit der einstmals bedrohten, inzwischen vorbildlich sanierten und dort als zu mietende Objekte präsentierten Kulturdenkmale. Von Anfang an hat der Landmark Trust in ihrer Existenz bedrohte historische Gebäude verschiedenster Art erworben und dabei sein Augenmerk ausschließlich auf jene Gemäuer gerichtet, die auf dem Immobilienmarkt keine Chance mehr hatten: in desolatem Zustand, unmodern und unbequem, ohne sinnvolle Nutzungsmöglichkeit, sobald diese auf Dauer angelegt sein sollte. In jedem dieser historischen Gebäude – vom schmalen Taglöhner-Häuschen über exotische Türme und kleine Cottages hin zum wildromantischen Burggemäuer und vielem anderem

Die Denkmal Stiftung Thurgau hat die Fischerhäuser an der Mittleren Gasse 11 in Romanshorn fachgerecht restauriert

mehr – lässt sich heute für einen überschaubaren Betrag wohnen, auf Zeit natürlich. Dass die Idee des philanthropisch veranlagten Ehepaares Smith, die in den sechziger Jahren ihr Vermögen in diese Stiftung einbrachten, heute so reiche Blüte trägt, ist ein wunderbares Versprechen für Initiativen andernorts, die sich aus schüchternen Anfängen erst noch zu ähnlichen Höhenflügen hocharbeiten müssen.

Seit dem Jahr 2004 gibt es im schweizerischen Kanton Thurgau eine Denkmalstiftung, die die Tätigkeit des kantonalen Amts für Denkmalpflege und des Thurgauer Heimatschutzes spürbar unterstützt. Die Tätigkeit dieser Stiftung wurde schon im Jahr 2007 in der jährlichen Veröffentlichung der »Denkmalpflege im Thurgau« eingehend gewürdigt. Dabei wurden zwei Projekte der Denkmalstiftung vorgestellt, die man durchaus in Bezug setzen kann zur Arbeit der großen Stiftungsschwester jenseits des Ärmelkanals.

Als eines der letzten überlieferten Zeugnisse des ursprünglichen Hauptbroterwerbs in Romanshorn hat die Stiftung im Jahr 2009 das vom Abriss bedrohte Doppelwohnhaus »Fischerhäuser« erworben und in den Jahren 2010/11 nach einem präzis definierten Maßnahmenkatalog saniert. Schon zum Zeitpunkt des Erwerbs war klar, dass die gefährdete Immobilie einmal als Ferienresidenz auf Zeit zur Verfügung stehen sollte; die Stiftung »Ferien im Baudenkmal«, eine im Herbst 2005 durch den Schweizer Heimatschutz gegründete Initiative an der Schnittstelle von Tourismus und Denkmalpflege, hatte sich bereit erklärt, die Bewirtschaftung der sanierten Fischerhäuser zu übernehmen. Zuvor galt es, die nötigen Spendenmittel für die Sanierung der Gebäude einzuwerben. Als das im Frühjahr 2010 geschafft war, begann die Sanierungsmaßnahme, die sich denkmalrechtlich vorbildlichen Kriterien verpflichtet hatte und die zukünftige Nutzung dem Gebäude anpasste:

- Ersetzt wird nur, was nicht repariert werden kann; es kommen die traditionellen Werkstoffe und Techniken zum Einsatz.
- Der am Bau festgestellte Befund liefert die Entscheidungsgrundlage in den Bereichen Material, Form und Farbe.
- Die Häuser werden maßvoll genutzt, d. h. der Dachraum wird nicht ausgebaut.
- Der Verzicht auf eine Winternutzung ermöglicht die Beschränkung auf das traditionelle Heizsystem mit Holzöfen.
- Küchen und Nasszellen sind funktional, zeitgemäß und schlicht.

In ihrem Beitrag im Jahrbuch »Die Restaurierung der Fischerhäuser in Romanshorn« gibt Bettina Hedinger einen detaillierten Einblick nicht nur in die Restaurierung der beiden Gebäude, sondern auch in die Geschichte des ehemaligen Fischerdorfs Romanshorn und in das wechselvolle Schicksal der Fischerhäuser. Die drei dort eingerichteten Ferienwohnungen werden seit dem Sommer 2011 über die Website der Stiftung »Ferien im Baudenkmal« angeboten; die Nachfrage ist rege.

»Ferien im Baudenkmal«, die restaurierten Fischerhäuser stehen für Urlauber zur Verfügung

Das zweite wichtige Projekt der Denkmal Stiftung Thurgau ist das Lager für historische Baumaterialien, das in der Mühlenscheune in Schönenberg an der Thur untergebracht wurde und inzwischen um eine weitere Lagerhalle ergänzt werden konnte. Mit dem Betrieb dieses Lagers übernimmt die Denkmal Stiftung eine Aufgabe, die jenseits der Grenze auf deutscher Seite von professionellen Händlern für historische Baustoffe wahrgenommen wird. »In jedem Denkmalpfleger steckt wohl zuinnerst wenn nicht ein Sammler, so doch ein Retter«, stellt Beatrice Sendner, die ehemalige Leiterin des Amts für Denkmalpflege in ihrem Beitrag »Zwei Probleme – eine Lösung: das Lager für historische Baumaterialien der Denkmal Stiftung Thurgau« fest. »Und so kann es nicht verwundern, dass die Denkmalpfleger des Kantons Thurgau sich immer wieder veranlasst sahen, wertvolle Bauteile vor drohender Zerstörung zu bergen und in Sicherheit zu bringen.« Die Schätze, die so zusammen kamen, wurden zunächst auf diverse Lagerstätten verteilt, von denen schließlich eine um die andere wegzufallen drohte. Bergungen von historisch bedeutsamen Materialien wurden schließlich kaum mehr unternommen, angesichts der Probleme, das geborgene Material auch sinnvoll und vor allem abrufbar einzulagern.

So kam es im März 2004 zur Gründung der Denkmal Stiftung Thurgau, deren erste Aufgabe die Bergung historischer Baumaterialien und deren Bereitstellung zur Wiederverwertung sein sollte. Insgesamt 400 000 Fr. hat der Kanton in die Stiftung eingebracht und so den Aufbau des Baustofflagers in Schönenberg ermöglicht, das sein ursprünglich gestecktes Ziel, ein wirtschaftlich selbsttragender Betrieb zu werden, schon nach wenigen Jahren erreicht hat. Bemerkenswert ist, dass im Thurgau seit der Einrichtung dieses Lagers praktisch keine Baustoffe von historischer Bedeutung mehr verloren gehen,

Die Stiftung lässt alte Bauteile von Spezialisten aufbereiten, damit sie an geeigneten Orten wieder verwendet werden können.

Im Lager für historische Baumaterialien

Ein prachtvoller alter Kachelofen aus der Region

da die Genehmigungsbehörden den Leiter des Baustofflagers immer unmittelbar über einen Abbruch und eventuell historisch bedeutsames Inventar unterrichten, so dass der dessen Bergung eigenverantwortlich einleiten kann. Längst genießt das Bauteillager einen hervorragenden Ruf, »und so kommt es auch vor, dass Gemeinden von sich aus Abbruchbewilligungen mit der Auflage versehen, das dem Bauteillager die Bergung historischer Bauteile ermöglicht werden muss. Gute Kontakte bestehen auch zu den Abbruchunternehmen, die den Leiter des Bauteillagers kontaktieren, wenn sie auf übersehene Kostbarkeiten stoßen.« Inzwischen ist das Bauteillager zur wichtigen Anlaufstelle für Architekten, Handwerker und Bauherren geworden, die für die Restaurierung historischer Bauten fehlende Einzelteile suchen.

Da das Lager der Denkmalbehörde zugeordnet ist, werden bei der Weitergabe der historischen Baustoffe denkmalethische Fragen beachtet – dies sicherlich im Unterschied zu den Gepflogenheiten auf deutscher Seite, wo die historischen Baustoffe nur dem Gesetz der freien Marktwirtschaft unterworfen sind. So haben sich die Schweizer Denkmalpfleger eine Ampellösung einfallen lassen, die manche Kostbarkeiten für »unverkäuflich« erklärt.

Als »rot« werden historische Bauteile deklariert, die dauernd aufbewahrt werden müssen. Dies sind Denkmäler oder Bestandteile davon, die individuell gefertigt sind und einen hohen Rang als Sachquellen oder Vorlagen haben,

Handwerker und Bauherren finden für die Restaurierung historischer Bauten fehlende Einzelteile (alle Bilder: Denkmal Stiftung Thurgau)

zum Beispiel Wappensteine, Epitaphe, Spolien, individuelle Ausstattungen und bemalte Fensterläden. Da die Aufbewahrung im Bauteillager Archivcharakter hat und im öffentlichen Interesse ist, zahlt das Amt für Denkmalpflege sogar Miete für die beanspruchten Lagerflächen.

Mit »gelb« werden handwerklich hochstehende, individuell gefertigte Bauteile markiert, die unter Auflagen zum Verkauf gelangen. Dazu zählen Kachelöfen oder individuell geschnitzte Türen. Diese Bauteile dürfen verkauft werden, wenn der neue Standort dem Ursprungsort des Materials historisch und künstlerisch entspricht.

»Grün« ist anonymes Baumaterial für den freien Verkauf, die umfangreichste und gängigste Kategorie, die Baumaterial ohne individuelle Prägung umfasst, das in historischer Zeit vor allem aus ökonomischen Gründen wieder verwendet wurde, wie Kopfsteinpflaster, Tonplatten, Dachziegel, serienmäßig gefertigte Öfen, einfache Türen usw.

Manchmal lohnt es, vom Nachbarn zu lernen – von denen im Süden wie von denen im Norden. Eine große und tüchtige Stiftung für den Denkmalschutz gibt es in Deutschland schon seit 30 Jahren. Dass die Deutsche Stiftung Denkmalschutz ihren Stiftungszweck auch auf die Rettung historischer Gebäude zur Ermöglichung von Traumreisen in historische Zeiten für jedermann ausdehnen könnte: ein viel versprechender Gedanke! Noch gibt es die besonderen Objekte, die eine besondere Nutzung wenn nicht verlangen, so doch nahe legen, weil sie zum Beispiel über niedrige Raumhöhen und prachtvolle Kachelöfen verfügen, dafür aber über keine Dämmung. Was für eine Chance für diese Gebäude, wenn die faszinierende Idee des Landmark Trusts zur Rettung historischer Gebäude auch in Deutschland Schule machen würde.

Ein Fall für … Die Denkmalstiftung Thurgau. (Denkmalpflege im Thurgau, Bd. 14), hrsg. vom Amt für Denkmalpflege des Kantons Thurgau, Schwabe Verlag Basel, 2012, 136 Seiten, flexibler Einband, 48 Fr.

Das Buch kann bezogen werden beim Kantonalen Amt für Denkmalpflege, 8510 Frauenfeld oder bei der Denkmal Stiftung Thurgau, Neukircherstrasse 1, 9215 Schönenberg

Weitere Informationen unter:
www.landmarktrust.org.uk
www.denkmalstiftung-thurgau.ch
www.magnificasa.ch

Anschrift der Autorin:
Dr. Anne Overlack
Deienmooser Straße 7
78345 Moos-Bankholzen
Anne.Overlack@t-online.de

26. Juli 1815: Baden tritt dem Deutschen Bund bei

Staatsrechtlich Baden fixiert und Gebietsstand festgeschrieben

Während der Zeit des Wiener Kongresses musste Baden um seinen territorialen Bestand bangen, stand doch sein Schicksal »wiederholt auf des Messers Schneide« (F. Laubenberger). Bayern erhob auf die an Baden gefallenen alten pfälzischen Stammlande um Heidelberg und Mannheim Ansprüche. Österreich unternahm den Versuch, die Abtrennung Vorderösterreichs rückgängig zu machen. Aber auch Baden hoffte auf »eine Revision des Ersten Pariser Friedens (30. Mai 1814) und auf Territorialgewinne wie den Hafen von Straßburg, die Kehler Rheinbrücke, die Festung Landau, unter Umständen sogar das Elsass« (H.-U. Ullmann). Der badische Außenminister Karl Theodor Freiherr von Hacke, wagte denn auch nicht, solche Forderungen »nachdrücklich zu erheben«. Das fiel ihm wohl auch nicht schwer, weil er der schwierigen Lage auf dem Wiener Kongress nach F. v. Weech »in keiner Weise gewachsen« war. Der Wiener Kongress bewahrte das Großherzogtum in seiner rheinbündischen Gestalt. Für den territorialen Bestand Badens war ausschlaggebend, dass man den »Puffer mächtiger Mittelstaaten, den Napoleon in Süddeutschland errichte hatte«, nicht rückgängig zu machen gesonnen war (F. Engehausen).

Am 8. Juni 1815 nahmen 39 deutsche Staaten den Rahmenvertrag über die Gründung eines Staatenbundes an. Die Bundesakte wurde am 9. Juli 1815 in die Schlussakte des Wiener Kongresses aufgenommen. Baden und Württemberg verweigerten zunächst die Unterschrift. Nachdem Baden am 26. Juli und Württemberg am 1. September 1815 ihren Beitritt erklärt hatten, bestand der der Bund aus 41 gleichberechtigten Gliedstaaten.

Zweck des Deutschen Bundes war die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten (Art. 2). Mit der Übernahme der »abschließenden Bestimmungen des Wiener Kongresses« wurde »die staatsrechtlich Stellung (Badens) endgültig fixiert und sein Gebietsstand festgeschrieben« (H. Schwarzmaier).

Nach Artikel 13 der Deutschen Bundesakte wurde festgelegt: In allen Bundesstatten wird eine »landständische Verfassung stattfinden«. Das vieldeutig schillernde Schlüsselwort »landständisch« führte dazu, dass der Artikel »wenig aussagekräftig« war (v. Aretin).

Sollte unter »landständisch« eine nach westeuropäischem Vorbild geschriebene, die Gewaltenteilung anvisierende, auf Mitwirkung der vom Wahlrecht zugelassenen Bürgern beruhende gesamtstaatliche Konstitution verstanden werden, oder sollten als »landständisch« primär oder gar ausschließlich die alten herrschaftsständischen Beratungsgremien vor dem großen revolutionären Einschnitt gelten? (H.-U. Wehler). Metternich wollte dem Artikel 13 eine »verbindlich restaurative Deutung« geben und dachte wohl mehr an die Wiederherstellung ständischer Institutionen und nicht an eine Repräsentativverfassung (L. Gall).

In Baden fehlte, im Gegensatz zu Württemberg, eine »landständische Tradition« (W. Hug). Auch war der »Übergang zu einer Repräsentativverfasung ein Gebot dynastischer Selbstbehauptung« (E. R. Huber). Im Gegensatz zu Baden gab es in Württemberg starke ständische Traditionen. »Dort hatte sich gegen die Verfassungspolitik des Königs eine Partei konservativen Bürgertums gebildet, die eine wie auch immer modifizierte Wiederherstellung altwürttembergischer Ständeverfassung forderte« (M. Botzenhart).

Heinrich Hauß

Literatur

K. O. von Aretin: Von Deutschen Reich zum Deutschen Bund, 1980.

Manfred Botzenhart: Reform, Restauration, Krise, 1985.

Frank Engehausen: Kleine Geschichte des Großherzogtums Badens, 2005.

Hans-Martin Schwarzmaier: Baden. Dynastie – Staat – Land, 2005.

Hans-Ulrich Ullmann: Baden 1800–1850. Handbuch der baden-württembergischen Geschichte Bd. 3, 1992.

Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1815–1945/49, Bd. 2, 1996.

Leonhard Müller (30. Januar 1923–13. Dezember 2014)

Trauerrede am 22. Dezember 2014 in der Auferstehungskirche Rüppurr

Leonhard Müller (Foto: Donecker-Foto, Rolf Donecker)

»Das Nachdenken über unsere Geschichte ist kein Rückzug in den Elfenbeinturm oder nur geistreiche Spielerei, sondern ein Aufspüren unserer mannigfaltigen Ressourcen und manchmal auch schon eine Zwiesprache mit unserer Zukunft.« So hat der Historiker und Pädagoge Leonhard Müller seinen Anspruch und seine Erwartung an die historische Bildungsarbeit formuliert.

Bei meinem letzten Besuch Ende November hat er es zum wiederholten Mal als eine glückliche Fügung bezeichnet, dass er an der Umsetzung dieser Ziele direkt nach seiner Pensionierung 1988 noch fast 27 Jahre intensiv wirken konnte. Die Stadt Karlsruhe hatte Leonhard Müller damals angeboten ein Forum zu schaffen, durch das eine stärkere Aufarbeitung der Stadtgeschichte und eine breitere Vermittlung der Forschungsergebnisse bewerkstelligt werden sollte. Diese Aufgabe nahm er bereitwillig und engagiert an.

Von Anfang an als gerade neu eingestellter Stadthistoriker dabei, lernte ich ihn kennen als einen Mann, der durchaus zu bestimmen und zu führen wusste. Zugleich aber blieb er dank seiner liberalen Haltung für Einwände und Gegenvorschläge offen. Nicht zufällig hatte er sich wohl in seiner Heidelberger Dissertation von 1950 mit dem einst dort lehrenden Historiker Gottfried Georg Gervinus (1805–1871) beschäftigt. Der kämpfte als liberaler Intellektueller in Zeiten der Monarchie für die Schaffung der Demokratie.

Bemerkenswert finde ich bis heute wie klaglos Leonhard Müller den abrupten Wechsel von den präsidialen Annehmlichkeiten des Oberschulamts zu der anfänglich kargen Ausstattung des Forums hingenommen hat. Seine Leidenschaft für die Lokalgeschichte ließ ihn die äußeren Umstände ignorieren.

Das Forum für Stadtgeschichte und Kultur wurde mit Vortragsveranstaltungen und dem »Blick in die Geschichte. Karlsruher stadthistorische Beiträge«, der vierteljährlichen Beilage zur Stadtzeitung, rasch zu einem Markenzeichen für eine kontinuierliche stadthistorische und kulturelle Bildungsarbeit. Mit der Einbeziehung zahlreicher Autorinnen und Autoren, die ihr Fachwissen für ein breites Publikum aufbereiteten, leistete das Forum für Karlsruhe Pionierarbeit. Dass der damalige Oberbürgermeister Prof. Gerhard Seiler dies gewürdigt hat, indem er 1993 die Herausgabe der ersten fünf Jahrgänge des »Blick« als Buch veranlasste, nahm er mit freudiger Genugtuung auf.

Er verstand sich nicht nur als Manager der historischen Bildungsarbeit, sondern war zugleich vielfacher Autor. Sein Themenspektrum reichte von landes- und stadtgeschichtlichen Ereignissen über Porträts von Pädagogen, Politikern und Mitgliedern des Hauses Baden bis zur badischen Schulgeschichte. Die Liste seiner Beiträge für den »Blick in die Geschichte« wie auch für andere südwestdeutsche Periodika – darunter die »Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins«, die »Badische Heimat« und »Hierzuland« – umfasst ohne die zahlreichen Rezensionen 114 Nummern. Zwei weitere werden postum erscheinen und zeugen von seiner bis zuletzt anhaltenden Schaffenslust und -kraft.

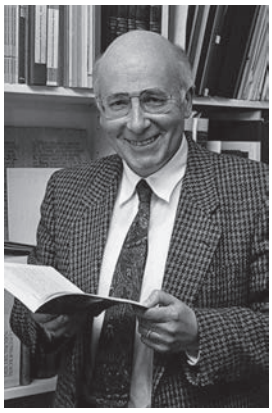
Leonhard Müller – dynamisch und aktiv, wie er sich selbst und das völlig zu Recht charakterisierte – war aber nicht nur Chronist und Vermittler der Karlsruher Lokalgeschichte. Seit der Gründung 1984 gehörte er dem Arbeitskreis Heimatpflege des Regierungsbezirks Karlsruhe in verschiedenen Funktionen auch auf Landesebene an und wurde eine feste Größe der Heimatpflege. Es ging ihm darum, das Gewohnte des Alltags neu zu sehen, ja es zu bewundern, das Unverwechselbare des Nahen, unseres unmittelbaren Lebensumfelds zu erkennen und es sich zu Eigen zu machen.

Nach der Stabübergabe im »Forum für Stadtgeschichte und Kultur« 2004 blieb er weiterhin Autor und anregender Berater für den »Blick in die Geschichte«. Bei meinen regelmäßigen Besuchen in seinem Appartement in der Residenz Rüppurr war bis zuletzt seine geistige Frische, seine scharfe Beobachtungsgabe und die Lust zu analytischer Kommentie-

rung des Zeitgeschehens anregend und bereichernd. Dabei machte sich auch eine durchaus sympathische Eigenschaft stärker bemerkbar: Die von heiterer Selbstironie geprägte Distanz zur eigenen Person.

Diese Haltung – gepaart mit der Fähigkeit angesichts des Unabänderlichen loszulassen – hat ihn wohl auch veranlasst, mir beim Abschied zu sagen: »Im Herbst fallen die Blätter, da muss man nicht trauern.« Hier und heute beim Abschiednehmen überwiegt jedoch die Trauer. Aber die Persönlichkeit Leonhard Müllers wird in dankbarer Erinnerung bleiben. Leonhard Müller hinterlässt als Historiker und Pädagoge in der Stadt und Region Karlsruhe nachhaltige Spuren. *Manfred Koch*

Ein Badener mit Lebensart: Dr. Gerhard Römer verstorben



Gerhard Römer

In den Jahren 1979–1993 leitete Dr. Gerhard Römer die Badische Landesbibliothek in Karlsruhe. Am 19. März 2015 ist er im Alter von 86 Jahren verstorben. Als engagierter Bibliotheksdirektor, der sein Haus konsequent auf die Bedürfnisse seiner Nutzer hin orientierte und es zugleich als lebendige Kultureinrichtung zu profilieren verstand, bleibt er in dankbarer Erinnerung.

Am 12. Juli 1928 in Konstanz geboren und in Bad Säckingen aufgewachsen, legte Gerhard Römer nach Kriegsdienst und Kriegsgefangenschaft 1948 am Jesuitenkolleg in St. Blasien das Abitur ab. Er studierte dann in Freiburg und Innsbruck Philosophie und Theologie und schlug zunächst eine kirchliche Laufbahn ein. 1956 folgte die theologische Promotion mit einer liturgiegeschichtlichen Arbeit, dann ein 2-jähriges Vikariat in Kehl. Ab 1958 war er als Dozent für Praktische Theologie am Priesterseminar des Erzbistums Freiburg in St. Peter im Schwarzwald tätig, 1961 wurde er dessen stellvertretender Leiter.

Aus persönlichen Gründen verließ Römer 1967 den Kirchendienst, bewarb sich für den höheren Bibliotheksdienst beim Land Baden-Württemberg und absolvierte die praktische Ausbildung an der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart. Im September 1968 heiratete er die Freiburger Mediävistin Dr. Christine Pleuser, die sein berufliches Wirken fortan eng begleitete. Nach der theoretischen Ausbildung in Frankfurt kehrte er 1969 an die Württembergische Landesbibliothek zurück. Dort arbeitete er dann bis 1979 als Fachreferent für Theologie und Religionswissenschaften, als Leiter der Bibelsammlung, als Chef des Lesesaals, als Baureferent und Ausbildungsleiter. 1973 übernahm er die Leitung der bei der Württembergischen Landesbibliothek neu eingerichteten Bibliotheksschule, an der die Anwärter des mittleren und gehobenen Bibliotheksdienstes in Baden-Württemberg ausgebildet wurden. Hier konnte er seine beruflichen Erfahrungen als Ausbilder und sein pädagogisches Geschick sehr gewinnbringend nutzen.

Das Thema Aus- und Fortbildung lag Römer während seiner gesamten Bibliothekslaufbahn sehr am Herzen. Zu erinnern ist hier auch an die Fortbildungskurse für den Wissenschaftlichen Bibliotheksdienst in Baden-Württemberg, die er ab 1976 am Mathematischen Forschungsinstitut in Oberwolfach veranstaltete und die seine große Aufgeschlossenheit für innovative Formen der Bibliotheksorganisation belegen. Die Beiträge fasste er anschließend in Kompendien zusammen, die, im Druck vorgelegt, den zeitgenössischen Diskussionsstand gut dokumentieren. Bis heute bestehen die Kurse als lebendiges Diskussionsforum für aktuelle Bibliotheksthemen fort.

Im Februar 1979 wechselte Römer als Direktor an die Badische Landesbibliothek, die er 14 Jahre lang leitete. Und dies als entschiedener »Landesbibliothekar« – es war ihm immer ein besonderes Anliegen, die Landesbibliotheken neben den Universitätsbibliotheken als eigenständige Institute des Wissens, der Bildung und der Forschung zu entwickeln und zu profilieren. Sein unbedingter Wille zur Kooperation mit den Kultur- und Bildungseinrichtungen der Region, seine hervorragende Vernetzung, seine Bereitschaft zur uneigennützigen Unterstützung anderer Stätten der Buchkultur, wie etwa des Melanchthon-Hauses in Bretten, und seine vielfältigen Initiativen in dieser Richtung haben sein Haus vorwärts gebracht und dessen Rolle als Kulturzentrum am Oberrhein gestärkt.

Ein Hauptaugenmerk Römers lag auf den musealen Aufgaben der BLB. Den historischen Buchbeständen, dem in seinem Haus verwahrten Kulturerbe Europas, galt seine besondere Neigung – und die machte er zugleich für die Öffentlichkeit fruchtbar. Die Veranstaltungsaktivitäten des Hauses wei-

tete er beträchtlich aus, pflegte sehr gute Beziehungen zu Presse und Medien – als Kulturinstitution war die BLB in seinen Jahren sehr präsent. Zahlreiche auch international beachtete und nach auswärts wandernde Ausstellungen wurden ausgerichtet, oft kooperativ und grenzüberschreitend erarbeitet mit anderen Kultureinrichtungen aus dem Elsass, der Schweiz oder Österreich und immer begleitet von exzellenten Katalogen, deren Erscheinen zumeist tatkräftig gefördert wurde durch die Badische Bibliotheksgesellschaft, die ihm ein hilfreicher Partner war und für die er selbst sich über alle Maße hinaus persönlich engagierte.

Zu den Fördermaßnahmen der Bibliotheksgesellschaft während des Direktorats von Gerhard Römer gehörte auch die Erwerbung des zweiten Teils von Thomas Murners eigenhändiger Handschrift »Hystory von anbeschaffener welt« (1534/35). Für diese bedeutende Humanistenhandschrift, deren erster Teil sich bereits in der BLB befand, wurden 1982 durch eine großangelegte Spendenaktion 484 250 DM aufgebracht; sie wurde dann 1987, ebenfalls auf Kosten der Bibliotheksgesellschaft, als Faksimile vorgelegt. Und dies war nur die spektakulärste von vielen Ergänzungen des historischen Buchbestandes um wertvolle Sammlungen und kostbare Einzelstücke. Anfang der 1980er Jahre kam die Sammlung Könnecke-Koschlig mit 300 Titeln Barockliteratur ins Haus, darunter 33 Originalausgaben Grimmelshausens aus dem 17. Jahrhundert. 1983 holte Römer den berühmten Scherenberg-Psalter, eine Straßburger Pergamenthandschrift aus der Zeit um 1260, in die Badische Landesbibliothek; sie stammte aus dem Kloster St. Peter, dessen Handschriften bei der Säkularisation in die Hofbibliothek nach Karlsruhe gebracht worden waren. Der Scherenberg-Psalter war allerdings der Beschlagnahme entzogen gewesen und gelangte 1982 aus der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek Donaueschingen zur Versteigerung bei Sotheby's.

Römers aufwändigstes Unternehmen war die Errichtung des Bibliotheksneubaus an der Erbprinzenstraße, der ihn über seine ganze Amtszeit hinweg von der Planung bis zur Fertigstellung beschäftigte. Die Baumaßnahme eingefädelt hatte bereits sein Amtsvorgänger Dr. Elmar Mittler, der einen »Erweiterungsbau« nur wenige Meter entfernt vom 1964 bezogenen Neubau im Nymphengarten durchgesetzt hatte. »An diesem dünnen Glücksfaden sollte ich nun weiterspinnen«, schrieb Römer 1993. Aus einem 1979 auf den Weg gebrachten Ideenwettbewerb für den Neubau ging der Kölner Architekt Oswald Mathias Ungers als Sieger hervor. Sein Entwurf überzeugte vor allem hinsichtlich der Bezugnahme auf den historischen Stadtgrundriss und auf die vorhandene Bausubstanz der Umgebung. Mit Ungers gemeinsam verwirklichte Römer in den kommenden zwölf Jahren Bauzeit dessen Entwurf. 1983 wurde der Grundstein gelegt, 1987 konnte der erste, 1991 der zweite Bauabschnitt bezogen werden. Im Dialog mit dem Architekten die funktionalen Anforderungen einer nutzungsintensiven Gebrauchsbibliothek durchzusetzen, blieb dabei immer eine besondere Herausforderung. Das 1991 fertiggestellte Gebäude bot schließlich ausreichend Platz für die vielfältigen Dienstleistungen einer modernen Universalbibliothek. Es ist zugleich ein Baukunstwerk, das nur dank Römers Beharrlichkeit und Verhandlungsgeschick verwirklicht werden konnte. Das Pantheon der gegenüberliegenden klassizistischen Stadtkirche St. Stephan fand seine Entsprechung im auratischen Kuppellesesaal der BLB, den der Karlsruher Oberbürgermeister Dr. Gerhard Seiler bei Römers Verabschiedung im September 1993 denn auch scherzhaft als »Römer-Dom« bezeichnete.

In Römers Amtszeit fiel auch die Einführung der elektronischen Datenverarbeitung an der Badischen Landesbibliothek. 1982 wurde das erste Ausleihsystem OLAF von der UB Freiburg übernommen, 1988 die Katalogisierung in der Datenbank des Südwestdeutschen Bibliotheksverbundes begonnen. Mit der fortschreitenden Automatisierung gelang es, den schnell wachsenden Benutzerandrang der 80er Jahre gut zu bewältigen. Der Neubau brachte dann auch die freie Zugänglichkeit der aktuellen Buchbestände und Arbeitsplätze für Hunderte Benutzer. Und ganz selbstverständlich integrierte Römer die neuen Medien in den Bibliotheksbestand, auch eine damals hochmoderne Mediothek war Teil des Bibliotheksneubaus.

Im September 1993 wurde Gerhard Römer mit einem Festkolloquium »Bibliotheken mit regionalen Funktionen. Standortbestimmung und Entwicklungschancen« aus dem aktiven Dienst verabschiedet. Schon dass ihm ein solches Kolloquium ausgerichtet wurde, bezeugt die hohe Wertschätzung, die der Scheidende in der Fachwelt und in der Landespolitik genoss. »Bibliothek und Wissenschaft« widmete ihm den Jahresband 1992/93. Bei der offiziellen Verabschiedung zeichnete Klaus von Trotha, Minister für Wissenschaft und Forschung Baden-Württemberg, ihn für sein kulturelles Engagement inner- und außerhalb der Bibliothek mit dem Verdienstorden Erster Klasse der Bundesrepublik Deutschland

aus. Zu letzterem gehörte beispielsweise auch sein Einsatz für die Restaurierung der frühmittelalterlichen Wandmalereien der St. Georgskirche von Oberzell auf der Reichenau.

Als aufgeschlossener Bibliotheksdirektor mit Weitblick und Ausdauer, mit Durchsetzungsvermögen, aber auch Kompromissbereitschaft genoss Römer hohes Ansehen. Jüngere Kollegen schätzten seinen klugen Rat, sein profundes Wissen, sein ausgewogenes Urteil und sein zugewandtes Interesse. Für seine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen war er ein jederzeit ansprechbarer Chef, der ihnen auch in schwierigen Situationen geholfen hat. Probleme und Konflikte löste er gern auf »badische Art«. An sein freundliches Wesen, seine besondere Liebenswürdigkeit und Warmherzigkeit, seine Gabe zuzuhören erinnern sich viele. Seine gewinnende und wertschätzende Art im Umgang mit Kollegen und Mitarbeitern erwarb ihm großen Respekt.

1997 veröffentlichte Römer unter dem Titel »Bücher, Stifter, Bibliotheken« seine Beiträge zur Buchkultur im deutschen Südwesten. Ab 1999 lebte er in Horben im Südschwarzwald. Seine Bibliothek hat er nur aus der Ferne noch, dafür aber mit großem Wohlwollen begleitet. Die Badische Landesbibliothek trauert um ihren ehemaligen Direktor und wird ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Dr. Julia Freifrau Hiller von Gaertringen

Hans Bender – »Ein literarischer Regionalist«

Am 28. Mai 2015 ist Hans Bender im Alter von 95 Jahren verstorben. Bender wurde am 1.7.1919 in Mühlhausen im Kraichgau als Sohn eines Gastwirts geboren. In diesem »dörflich kraichgauischen Panoptikum« konnte er mehr beobachten als andere Kinder. Die Erfahrungen führten ihn nach der Lektüre deutscher und ausländischer Autoren, die in ihren Texten die eigene Umwelt beschrieben, zur Einsicht: »Das alles hast Du doch auch: Mühlhausen, den Kraichgau, die Hügel, die Bäche und die einfachen Menschen und ihr Leben. Und man konnte das alles fassen in kurze Geschichten, in einer einfachen und natürlichen Sprache.« Alle Erzähler, die er kannte, hatten »ihr eigenes Klima«, ihr eigenes regionales Klima, ihre eigene Dialektfärbung. So äußerte er dann den Wunsch: »Ich wollte so etwas wie ein Regionalist werden«. Das bedeutete: »seine« Landschaft in die Literatur einbringen. Allerdings hatte er mit zehn Jahren schon das Dorf verlassen, um bei den Pallotinern in Bruchsal und in den Lenderschen Anstalten die Gymnasialzeit zu verbringen. Nach fünf Jahren Kriegsdienst und fünf Jahren russischer Gefangenschaft konnte er erst 1949 das Studium in Heidelberg aufnehmen, das er jedoch bald zugunsten literarischer Pläne aufgab. 1959 wurde er in Köln ansässig und war bis 1962 Leiter des Feuilletons der »Deutschen Zeitung«, dann bis 1964 Chefredakteur des Magazins »magnum« und für eine kurze Zeit Lektor beim Hanser Verlag. Bereits 1954 erfand er mit Walter Höllerer die »Akzente«, die lange Zeit einflussreichste Literaturzeitschrift, die er bis 1980 leitete.

Erste literarische Buchveröffentlichungen waren Gedichtbände, »Fremde soll vorüber sein« (1951) und »Lyrische Biographie« (1957). In den 50er und 60er Jahren wurde er vor allem mit seinen Kurzgeschichten bekannt (»Die Wölfe kommen zurück«, »Der Hund von Torcello«). Die Entdeckung Hemingways durch seine Generation war als Vorbild entscheidend. »Sein Ton war frisch und ungewohnt, deshalb traf er uns. So wie seine Gestalten handelten, empfanden und reden, handelten und redeten auch wir, so wollten wir schreiben« (Ein Dutzend Vorbilder, 1969). Den »literarischen Vegetarier« der Nazizeit haben die »Besieger« die Kurzgeschichte mitgebracht. Und so ist es für Bender zu erklären, »warum die Literatur nach der Katastrophe mit der Kurzgeschichte anfangen musste«. »Die Allgemeingültigkeit und der Reichtum dieser Kurzgeschichten mag auch dazu beigetragen haben, dass Bender heute (1990) zu den meistübersetzten Deutschen Schriftstellern der Gegenwart gehört« (K. Foldenauer). In dem Essay »Ortsbestimmung der Kurzgeschichte« (Akzente 9/1962) hat sich Bender zur Theorie der Kurzgeschichte als »Resultat ihres Zeitklimas« geäußert.

»Die Story – Haltung ist eine skeptische. Der Autor ist sich der Grenzen bewusst; er weiß, was er noch darstellen kann und was nicht. Er rettet sich in die Beschränkung, in die Dinglichkeit, in Detail, in die punktuelle Beschreibung; er arbeitet mit Aussparungen, auch das Schweigen redet«. Die Kurzgeschichte der Nachkriegszeit hat für Bender den »Wert einer Dokumentation«, »Wir können in ihnen nachlesen: so war es«. »Einige Arbeiten Benders gehören nicht nur zum bedeutendsten Bestand der Anti-Kriegsbelletristik der fünfziger Jahre; zumindest mit einigen Kurzgeschichten sind Bender in Schullesebüchern, Anthologien und sonstigen Sammlungen tausendfach nachgedruckte, gleichsam ›kanonisieret Texte‹ gelungen« (N. Schachtsiek-Freitag). In dieser Zeit verstand er sein »Schreiben als stellvertretende Zeugenschaft von Schuld und Unglück seiner dezi-

mierten Generation, deren Erfahrungen er weitergeben wollte, um die Jüngeren für die Gefahren von Konformitätszwängen jeglicher Art zu sensibilisieren« (H.-R. Schwab).

»Die Heimat, zum einen als Ausgangspunkt seines Lebens und ihre Bedeutung für ihn, ist ihm in der Kriegsgefangenschaft in Russland erst bewusst geworden, zum andern ist er dort darüber hinausgewachsen« (M. Ertz). Die Zeit der Kriegsgefangenschaft war für ihn so wichtig »wie kein anderer Abschnitt meines Lebens«, als Mensch und als Autor.

Bender nahm eine »unvergleichliche Rolle« in der Literatur ein: »als Teilhaber, als Förderer, als Vermittler« (H.-R. Schwab). »Zur eigenen Autorschaft gesellte sich bei Bender von Anfang an eine ungewöhnlich produktive Vermittlertätigkeit« (H.-R. Schwab). Mit Walter Höllerer gab er die literarische Zeitschrift »Akzente« heraus, zwischen 1968–1975 alleinverantwortlich, dann gemeinsam mit Michael Krüger. Zu seiner Editorentätigkeit gehören die Gedichtanthologien wie »Mein Gedicht ist mein Messer« (1955), »Junge Lyrik« (1956–1958), »Widerspiel« (1961) und »In diesem Lande leben wir« (1978). *Heinrich Hauß*

Literatur

Karl Foldenauer: Nachwort zu Hans Bender Gedichte und Prosa. Literarische Gesellschaft Karlsruhe, 1990

Michael Ertz: Der Schriftsteller Hans Bender und der Kraichgau. In: Kraichgau. Beiträge zu Landschafts- und Heimatforschung, Folge 14, 1995, S. 253–264

Hans-Rüdiger Schwab: Ein literarischer Weltbürger: Rede zur Ehrenbürgerfeier für Hans Bender. In: Kraichgau. Beiträge zu Landschafts- und Heimatforschung, Folge 14, 1995, S. 283–286

Walter Mossmann

»Literarischer Exponent des Widerstandes der badisch–elsässischen Bürgerinitiativen«

Walter Mossmann, Lieder- und Filmemacher, Dichter und Sänger des Dreyecklandes, ist am 30. Mai 2015 in Breisach gestorben. Mossman wurde am 31. August 1941 in Karlsruhe geboren und in der Zeit von 1974 bis 1978 »zum literarischen Exponenten des Widerstandes der badisch-elsässischen Bürger gegen den Bau des Atomkraftwerks Wyhl« (Arno Matschiner). Er schrieb »Lieder zum praktischen Gebrauch von Demonstrierenden«, »Wenn es ein Pantheon alemannischer Widerstandskämpfer, ein Walhalla der badischen Revolutionen gäbe, hätte Mossmann einen Ehrenplatz gleich neben Jos Fritz und Friedrich Hecker verdient«, schrieb Martin Halter in der BZ.

Wenn man von Mossman als der »Stimme der Anti-AKW-Bewegung« spricht, muss man kurz auf die Chronologie der badisch-elsässischen Bürgerinitiativen im Zusammenhang mit dem geplanten Kernkraftwerk in Wyhl am Kaiserstuhl eingehen.

1973 entschied sich Stuttgart für Wyhl als Standort des Kernkraftwerks. Radionachrichten berichteten darüber am 19. Juli 1973 zum ersten Mal. Im September 1974 leitete das Wirtschaftministerium das Genehmigungsverfahren ein. Der Bürgerentscheid in Wyhl ergab wegen der zu erwartenden Gewerbesteuern eine knappe Mehrheit von 55% zugunsten des Kraftwerks. Daraufhin erteilte der Wirtschaftsminister Eberle eine Teilgenehmigung. Als das Badenwerk mit dem Abholzen des Geländes begonnnen hatte, kam es dort am 23. Februar 1975 zu einer großen Kundgebung und zur Erstürmung des Bauplatzes. Ein »Freundschaftshaus« wurde errichtet, und es entstand dort die Volkshochschule Wyhler Wald als Ort der Diskussion und Weiterbildung. Am 21. Februar 1975 besetzten Landwirte, die in unmittelbarer Nähe zum geplanten Kraftwerk lebten, den Platz und klagten gegen die Teilgenehmigung. Am 22. Januar 1975 hob das Verwaltungsgericht in Freiburg die Erste Teilgenehmigung für den Bau des Kernkraftwerks Süd Block I auf.

Das Lied »Die Wacht am Rhein« thematisiert die Platzbesetzung in Wyhl. Die ersten Strophen lauten:

»Zwei Jahr ist's her, da war in Wyhl
gewaltig Baubeginn,
jetzt schaut euch mal den Bauplatz an,
der grünt so friedlich grün.
Zwei Jahr ist's her, da flog das Badenswerk
hier hochkant raus,
und wenn in Wyhl gebaut wird,
dann ein neues Freundschaftshaus.
Auf welcher Seite stehst du, he
Hier wir ein Platz besetzt.
Hier schützen wir uns vor dem Dreck,
nicht morgen, sondern jetzt.«

In dem Aufsatz »Die Große Erzählung, vielstimmig« im Jahre 2002 fasste Mossmann das »Revolutions – Revival« Wyhl so zusammen: »Der Name des unscheinbaren Dorfes am Oberrhein steht für zwei folgenreiche politische Neuerungen aus den 70er Jahren des letzen Jahrhunderts: Einmal für ein wirklich Neues Denken, die ökologisch begründete Kritik am

Wachstumsfetischismus der Industriegesellschaften, zum anderen für den Aufstieg der Bürgerinitiativen zu akzeptierten Akteuren im demokratischen Prozess, als die radikale Spielart dessen, was man heutzutage Nichtregierungsorganisationen (NGO) nennt und zu den unabdingbaren Garanten einer funktionierenden Zivilgesellschaft erklärt hat. Beides war nicht vorgesehen im damaligen Projekt Bundesrepublik, weder das Neue Denken noch das politische Handeln auf eigene Faust, beides stieß demzufolge auf mächtigen Widerstand sämtlicher Obrigkeiten, und beides brach sich trotzdem Bahn, und nirgendwo so prachtvoll und erfolgreich wie am Oberrhein« (Badens Mitgift S. 82). *Heinrich Hauß*

August Vogel

Mitbegründer der Arbeitsgemeinschaft Karlsruher Stadtbild e. V. und Vorkämpfer für die Wiederherstellung des Eckrondells des Ständehauses

Im Alter von 88 Jahren ist der Altstadtrat August Vogel am 13. Juli 2015 verstorben. Vogel hat im Jahre 1974 zusammen mit dem Rechtsanwalt Bruno Schlageter die Arbeitsgemeinschaft Karlsruher Stadtbild e. V. gegründet. Schlageter hielt es für angezeigt, »die gewalttätige Verhunzung des Karlsruher Stadtbildes durch den Abbruch alter Stadtvillen oder wertvoller wiederaufbaufähiger Bauruinen« zu stoppen. Eine Arbeitsgemeinschaft wurde »zur Erhaltung und Pflege des gewachsenen Stadtbildes begründet.« Die Vorstellung der neuen Arbeitsgemeinschaft erfolgte am 15. Oktober 1974 im Hotel »Eden« und wurde von den BNN in einem Interview »Kommen zur rechten Zeit« gewürdigt (18.10.1974).

Wie richtig die Einschätzung Schlageters war, zeigte eine Ausstellung in der Bearbeitung von Suse Schmuck »Die stille Zerstörung« im Jahre 1975/76. Nach Schlageter sollte »energischer Einspruch überall dort, wo Gefahr droht, dass die Stadt wesentliche Züge ihrer Gestalt verliert«, erhoben werden. In der Gründungsphase der Arbeitsgemeinschaft von 1974–1984 war der Stadtrat August Vogel stellvertretender Vorsitzender, in der 2. Phase von 1984–1995 Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft. Schlageters Grundsatz vom »energischen Einspruch« hat Vogel in einem Arbeitspapier 1985 nochmals aufgegriffen und in Hinblick auf den Fächer präzisiert: »Zum unverlierbaren und bewahrenswerten Erbe gehört der Fächer: Der Fächer als Grundsystem eines einmaligen Stadtgrundrisses«. Damit war ein Problemkomplex angesprochen, der die Arbeitsgemeinschaft bis auf den heutigen Tag beschäftigt. Städtebauliches Sichtbarmachen der Fächerstruktur und die Entwicklung eines Bewusstseins für das historische Identifikationsmerkmal Fächer.

Ein besonderes Thema war die Mitwirkung der Arbeitsgemeinschaft in Verbindung mit dem Landesverein Badische Heimat beim Wiederaufbau des neuen Ständehauses (Eröffnung 1993). »Dabei war die Rettung des Restgrundstücks – ein besonderer Kraftakt«. Vogel hat sich immer vehement für die Wiederherstellung des »Eckrondells« als Erkennungsmerkmal eingesetzt. Mit dem Begriff des »Ereignisdenkmals« brachte Vogel nach 26 Jahren – die Brandruine wurde 1961 abgebrochen – wieder die historische Dimension des Grundstücks Ecke Ständehausstraße/Ritterstraße ins Bewusstsein. Das nach dem Bau des Dekanatszentrum verbliebene Grundstück war für Vogel immer »nobelster und prominentester Bauplatz« So hat sich Vogel in der Diskussionsphase um die Gestaltung des Neubaus für einen bauliche Lösung mit »entsprechender Noblesse« eingesetzt. Ein vornehmes, nobles Gebäude, hell und licht in zeitgenössischer Architektursprache sollte nach Vogels Vorstellungen an der historisch prominentesten Ecke Karlsruhes entstehen. Der Erinnerungswert sollte entscheidend sein, nicht gegenwärtige Modeströmungen. Auch während der Bauzeit der »Stadtbibliothek im Ständehaus« von 1991–1993 hat Vogel jede Gelegenheit genutzt, der Forderung, Anklänge an das alte Ständehaus am Neubau sichtbar werden zu lassen, Nachdruck zu verleihen.

August Vogel hat bei der Gestaltung des damals noch »Neues Ständehaus« genannten Projekts das Wissen eines Architekten und das politische Engagement eines Liebhabers der badischen Geschichte in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft Karlsruher Stadtbild und dem Landesvereins Badischen Heimat wohl einmalig zur Geltung gebracht. Er hat damit gezeigt, dass »gut gemeinte, aber politisch enthaltsame Heimatbeteuerung wenig nutzt, wenn sie sich nicht auf politisches Handeln einlässt.« Der Einsatz Vogels für das »Neue Ständehaus« bleibt so exemplarisch für die erfolgreiche Arbeit beider Vereine. Vogel hat damals in Zusammenarbeit mit beiden Vereinen eine »große Aktivität« entfaltet (M. Koch). Sie ist, so müssen wir leider konstatieren, nie wieder in dieser Intensität erreicht worden.

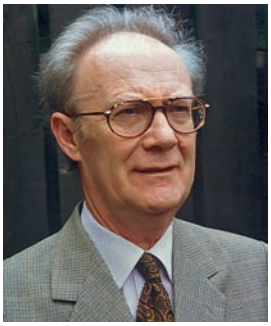
August Vogel war ein Kraichgauer. Er selbst hat darauf hingewiesen, dass der Kraichgau eine Landschaft ist, »wo Wein wächst, und wo Wein wächst, gibt es fröhliche Leute«. Vogel wuchs in einem gro-

ßen Bauerhaus auf, wo noch bis zu drei Generationen unter einem Dach lebten. Wer so aufwächst, lernt den Umgang mit Menschen. Ein weiteres Element, das die Biografie Vogels beeinflusste, war das fröhliche Menschenbild, das der Großvater vorlebte. Er war der letzte demokratisch gewählte Bürgermeister des Ortes vor Ausbruch der Nazizeit, und konsequent wie der Großvater Vogels war, gab es im Hause Vogel auch in der nationalsozialistischen Zeit keinen »Führer« und keinen Volksempfänger. Dafür wurde der Stall des Anwesens zu einer Art »subversiven Zelle«, wo abends mit vertrauenswürdigen Freunden die politische Lage besprochen wurde (persönliche Mitteilungen A. Vogels). *Heinrich Hauß*

80. Geburtstag von Professor Gustav Oberholzer

In München und im Südschwarzwald daheim

's chunnt alles jung und neu,
und alles schlicht sim Alter zue,
und alles nimmt en End,
und nüt stoht still.
J. P. Hebel



Seinen 80. Geburtstag feierte am 12. Juli 2015 der in Lörrach geborene und in Ötlingen, Tüllingen und Hausen im Wiesental aufgewachsene Professor Dr. Gustav Oberholzer. Der Jubilar studierte von 1955 bis 1959 Vermessungswesen in Karlsruhe, promovierte, war leitender Flurbereinigungsingenieur und erhielt einen Lehrauftrag zur »Neuordnung des ländlichen Raums«. Von 1978 bis zu seiner Emeritierung war Gustav Oberholzer Lehrstuhlinhaber für Landentwicklung an der Hochschule der Bundeswehr in München-Neubiberg. Kulturlandschaft, Landwirtschaft und Dörfer des ländlichen Raums betrachtet Gustav Oberholzer als eine Einheit. Weil kulturelle Zeugen und Zeugnisse im ländlichen Raum zunehmend verschwinden, versucht der Jubilar, auch im Ruhestand, »zu retten, was zu retten ist«. Erkenntnis, Theorie und Praxis gehen dabei Hand in Hand. Mehr als zwölf Werkstätten mit Originalgeräten sind von Gustav Oberholzer in Museen der Region eingerichtet worden. Der Arbeitsprozess samt Dokumentation der Arbeitsschritte steht dabei im Vordergrund. Der »Resenhof« in Bernau hat von seiner Arbeit genauso profitiert wie das Görwihler Heimatmuseum, wo den Besuchern der frühere Umgang mit Webbändern aus der Textilindustrie gezeigt wird. Tatkräftig half der Jubilar auch beim Aufbau des Schneiderhofes in Endenburg-Kirchhausen mit, in dem er unter anderem auch ein Museum der Hausbrennerei, die in Südbaden einst einen wichtigen Stellenwert besaß, mit eingerichtet hat. Sein Engagement für die Kulturgeschichte der ländlichen Bevölkerung und der Landschaft erklärt Gustav Oberholzer mit der Faszination, die sowohl das Alte als auch das Neue auf ihn ausübe. »Wir verstehen die Gegenwart nur, wenn wir wissen, woher wir kommen«, erklärt der Jubilar. Zu seinen vielseitigen Veröffentlichungen gehören unter anderem Beiträge über Johann Peter Hebel (1760–1826) und Johann Sebastian Clais (1742–1809), aber auch Aufsätze zur Geschichte des südlichen Schwarzwalds und des Hotzenwalds. Für sein vielseitiges Wirken im Kulturbereich wurde Gustav Oberholzer 1994 mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette der Gemeinde Hausen im Wiesental ausgezeichnet.

Ein schönes Geburtstagsgeschenk hat sich der Jubilar mit der in den letzten vier Jahren im Schopfheimer Verlag Uehlin erschienenen Reihe zur Kulturgeschichte im südlichen Schwarzwald aus seiner Feder selbst gemacht: »Leben, Arbeiten und Wohnen«, »Geschichte der Destillation«, »Herd, Kunst und Ofen«, »Markgräfler Küche« und »Weihnachten«.

Herzliche Geburtstagsgrüße gehen heute nach München. *Elmar Vogt*

Me hackt, so lang der Tag eim hilft,
me luegt nit um und blibt nit stoh;
druf goht der Weg durs Schüretenn
der Chuchi zu, do hemmer's jo!

J. P. Hebel
Der Wegweiser

Jürgen Kammerer wurde mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 2015 der Gemeinde Hausen im Wiesental ausgezeichnet

Die Erhaltung und Renovierung des Schneiderhofes in Kirchhausen, das Haus als Museum mit Leben zu erfüllen, alte Handwerkskunst erlebbar zu machen,

Bürgermeister Martin Bühler (li.) überreichte die Johann Peter Hebel-Gedenkplakette des Jahres 2015 an Jürgen Kammerer (Foto: Gemeinde Hausen im Wiesental, Pierre Likissas)

vergangene Ereignisse und die Erinnerung an Berta Schneider, die letzte Bewohnerin des Hauses, wachzuhalten war und ist das Anliegen des jüngsten Plakettenträgers, dem er sich seit vielen Jahren widmet:

Jürgen Kammerer, gelernter Werkzeugmachermeister, 1942 in St. Georgen geboren, wurde für seinen engagierten Einsatz um die Erhaltung des Schneiderhofes beim Hebelabend am 9. Mai 2015 mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette der Gemeinde Hausen im Wiesental ausgezeichnet.

Nach dem Abitur wirkte er an der Pädagogischen Hochschule Lörrach und an der Brombacher Hellberg-Schule. Viele Jahre gehörte er dem Ortschaftsrat Endenburg als Mitglied und Ortsvorsteher an, ebenso dem Lörracher Kreistag. Martin Kickhöfen schilderte in seiner mit Bildern unterlegten Laudatio den langen Weg vom baufälligen Schneiderhof zum heutigen schmucken Bauernhausmuseum, von der Vereinsgründung über die zahlreichen organisatorischen und finanziellen Herausforderungen bis zu den sich nahezu zehn Jahren hinziehenden Bauarbeiten. »Der Preisträger hat an der Verwirklichung dieses Lebenswerks ohne Zweifel größten Anteil«, so der Laudator.

Seit dem 1. Juni 1996 ist der Schneiderhof ein »lebendiges« Bauernhausmuseum (Foto: Jürgen Kammerer / Verein zur Erhaltung des Schneiderhofes e. V.)

Beim Schneiderhof handelt es sich um einen Haustyp der Vorbergzone in einer sehr altertümlichen Bauweise, ein Hochstuthaus, zum Teil als Fachwerk-, zum Teil als Bohlenständerbau ausgeführt. Das Haus ist als Museum wieder so eingerichtet worden, wie es einst war, d. h. mit Stand um 1900. In einem der Kellerräume wurde eine Nagelschmiede eingerichtet und im hinteren Küchenteil und in der zweiten Wohnstube eine Abteilung, welche die Hausbrennerei veranschaulichen soll.

Berta Schneider, die letzte Bewohnerin des im Jahre 1696 erbauten Schneiderhofes, 1895 geboren, lebte nach dem Tod ihres Vaters von 1944 bis 1985 allein mit ihren Tieren auf dem Hof und hat sich weitgehend selbst versorgt. Mit Berta Schneider war Jürgen Kammerer bis zu ihrem Tod im Jahr 1986, da war sie 91 Jahre alt, eng befreundet. Diese Bindung war es, die die Erhaltung, den Wiederaufbau und die Wiederbelebung des Schneiderhofes für den Plakettenträger zum Lebenswerk machte, sagte Martin Kickhöfen als langjähriger Mitstreiter.

»Ich freue mich riesig über die Würdigung meiner Arbeit«, so Jürgen Kammerer. Er dankte allen Mitstreitern: »Alleine geht so etwas nicht. Man braucht mutige, zupackende, begeisterte Unterstützer und Freunde«. Seine langjährigen Begegnungen mit Berta Schneider und deren Berichte, Erzählungen und Anekdoten aus ihrem Leben hat Jürgen Kammerer in einem Büchlein festgehalten.

Den Besuchern vermittelt der Schneiderhof heute ein anschauliches Bild über die Lebens- und Arbeitsweisen unserer Vorfahren. Dafür sorgen die Mitglieder des »Vereins zur Erhaltung des Schneiderhofes e. V.« mit ihren Führungen und vielseitigen Veranstaltungen an jedem 1. Samstag im Monat, wie zum Beispiel Brot backen, Nägel schmieden, Flachs spinnen und Schnaps brennen.

Die Gemeinde Hausen im Wiesental hat eine gute Entscheidung getroffen, in der heutigen Zeit, da der Denkmalschutz oft nur noch als notwendiges Übel gesehen wird, mit Jürgen Kammerer einen ehrenamtlichen, aktiven Denkmalschützer auszuzeichnen.

Elmar Vogt

Wer war Johann Ludwig Rudolf Durheim?

Geboren wurde der Maler Rudolf Durheim am 11. Februar 1811 in Bern.

Er war Schüler der Maler Jean-Léonard Lugardon (1801–1884) in Genf und Ary Scheffer (1795–1885) in Paris. Durheim wohnte einige Jahre in Basel. Längere Reisen führten ihn nach Italien und in den Vorderen Orient, unter anderem nach Ägypten, Palästina und Syrien. Neben Genredarstellungen und Porträts entstanden auf Reisen zahlreiche Landschaftsbilder. 1857 ließ er sich in Bern nieder wo er am 15. Februar 1895 verstarb. Die Gottfried-Keller-Stiftung in Winterthur erwarb 1895 und 1898 Werke aus Durheims Nachlass und übergab diese dem Kunstmuseum Bern.

Bereits 1841 malte Durheim ein Bild von Hebels Elternhaus in Hausen. Das kleine, interessante Gemälde kann während der Öffnungszeiten des Hebelhauses/Literaturmuseum (Mittwoch, Samstag und Sonntag, jeweils von 13:30 Uhr bis 17:00 Uhr, im Januar geschlossen), besichtigt werden. *Elmar Vogt*

Das Bild von Ludwig Rudolf Durheim zeigt das Elternhaus des alemannischen Dichters Johann Peter Hebel (1760–1826), der in Hausen im Wiesental aufgewachsen ist (Gemeindearchiv Hausen im Wiesental)

Heinrich Hauß (Hg.)

KARLSRUHE – AUFGEFÄCHERT

Aspekte und Perspektiven der Kultur in der Stadt

Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 11.

Karlsruhe – Aufgefächert ist der Beitrag des Landesvereins »Badische Heimat« zum Jubiläum der Badischen Landeshauptstadt Karlsruhe. Rund vier Dutzend regional und überregional bekannte Autoren stellen aus unterschiedlichsten Gesichtspunkten die »Aspekte und Perspektiven der Kultur in der Stadt« vor. Darüber hinaus werden Gegenwart und Zukunft des urbanen Lebensraumes Karlsruhe in den Fokus gestellt.

320 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5105 31, € 32,00.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

[1] Voraussetzung: Vorliegen aller für die Kreditzusage relevanten Unterlagen. Antragsvolumen bis 250.000,– Euro (keine Einbindung von Förderdarlehen). Bearbeitung und Zusage nur an Werktagen (es gilt der Eingangsstempel). Die Zusage kann sich bei außergewöhnlich hohem Antragsaufkommen ggf. verzögern.

Aktuelle Konditionen in Ihrer Filiale, unter www.bbbank.de oder Tel. 0 800/40 60 40 124 (kostenfrei)

Der erste Schritt ins neue Zuhause!

- Zinssicherheit für die gesamte Laufzeit
- Beratung zu günstigen KfW-Förderdarlehen
- Intensive Betreuung und verantwortungsvolle Beratung

FMH AWARD 2015
in Kooperation mit n-tv
Bester Baufinanzierer bundesweit
BB Bank
Kategorie: 10 Jahre fest; bis 70 % vom Kaufpreis
Effektivzinsen von 68 Instituten / Zeitraum Jan. bis Dez. 2014

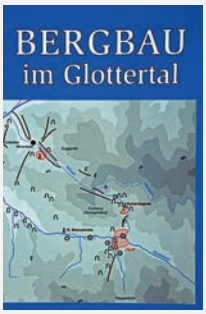
Auch mit B-Tarif
für den öffentlichen Dienst!

Kreditzusage innerhalb 24 h[1]

Jetzt günstige Baufinanzierung sichern

BB Bank

So muss meine Bank sein.



Bergbau im Glottertal. Beiträge zur 900-Jahr-Feier der Gemeinde Glottertal. Arbeitskreis Glottertäler Ortsgeschichte (Hg.), 2012, ISBN 978-3-00-037881-2, 216 S., 19,80 €

»Wir können entlang der Glotter derzeit mindestens 14 Schmelzhütten nachweisen. Die älteste von ihnen nahm ihren Betrieb um 1200 auf.« Das können die Freunde der Glottertäler Bergbaugeschichte mit Stolz versichern. Vor 50 Jahren ließen sie sich vom Forscherdrang des Lickerthofbauern Karl Tritschler anstecken, der aus seiner Jugend im Kapplertal bei Freiburg noch aktive Gruben und wunderschöne Mineralien kannte. Klaus Schneider, damals der Junior der Gemeinschaft, trug die Begeisterung und die Erkenntnisse der Pioniere weiter an den Arbeitskreis Glottertäler Ortsgeschichte, der zur 900-Jahr-Feier der Gemeinde mit einer handfesten Publikation zum Thema aufwartete. Der Geologe und Rohstoffspezialist Wolfgang Werner teilt den Optimismus der örtlichen Forscher und kommentiert: »Eine vergleichbare Dichte an mittelalterlichen Verhüttungsplätzen gibt es wohl nirgends mehr im Schwarzwald.« Nach den Erfahrungen in den Nachbarrevieren am Schauinsland, im Suggental und Sexau/Freiamt entspricht die Fläche mit Spuren über Tage der Ausdehnung des mittelalterlichen Bergwerks darunter. Es spricht also viel dafür, »dass im Bereich Eichberg-Kappenbühl eines der größten mittelalterlichen Bergwerke am Schwarzwaldrand verborgen liegt«.

Wolfgang Werners Beitrag »Geologie, Lagerstätten und Bergbau im Glottertal und seiner Umgebung« macht die Hälfte des Buchumfangs aus. Begleitet von aussagekräftigem Kartenmaterial erklärt er die Entstehung der Erz- und Minerallagerstätten durch hydrothermale Verfüllung der Spalten, die sich durch die Brüche und Verschiebungen in der Erdkruste an der Nahtstelle von Oberrheingraben und Schwarzwald gebildet hatten. Detailliert behandelt er die Gänge im Glottertal. Sie bestehen aus Schwerspat oder Quarz und »führen geringe Mengen an Metallerzen vorwiegend mit Blei, Kupfer, Zink, Antimon, Arsen und Silber« (S. 130). Dass trotz des geringen Silbergehalts im mittelalterlichen Bergbau beharrlich vom »Silberbergbau« gesprochen wurde, erklärt er als geschickte Werbung oder Verwendung von Silber als Synonym für wertvolles Erz. Werner schafft es, Wissenschaft allgemeinverständlich zu vermitteln. Im Kapitel »Geologie und Mensch« erfährt der Leser, wie die Lagerstätten gefunden wurden und welche Techniken den Bergleuten im Mittelalter zur Verfügung standen. Hobbyforscher finden Hinweise darauf, wie man die Spuren des Bergbaus deuten kann.

Fünf Autoren bestreiten den ersten Teil über die Siedlungs- und Bergbaugeschichte des Glottertals: Andreas Haasis-Berner, Dieter Geuenich, Bernhard Hoch, Klaus Schneider, Hubert Strecker. Hier erhält der Leser eine Einführung in die Geschichte des langgezogenen Tals des Glotterbachs, der am Kandel nicht weit von St. Peter entspringt. Im Rotulus Sanpetrinus, einem Güterverzeichnis des Benediktiner-Klosters St. Peter, wurde Glottertal 1112 erstmals schriftlich genannt. Die komplizierte Herrschaftsgeschichte, in der die Zähringer und ihre Erben, die Grafen von Freiburg, eine Rolle spielen, wird zusammengefasst. Nach einem Blick auf die Geschichte des Schwarzwälder Bergbaus im Mittelalter und auf die schon recht gut erforschten Nachbarreviere Sexau-Brettenbachtal mit der Grube Caroline und Suggental mit der Grube Erich geht es um die Zeugnisse des mittelalterlichen Bergbaus im Glottertal. Bedeutende Lagestätten und Gruben befanden sich am Kappenbühl, der wohl einmal »Knappenbühl« hieß, und am Eichberg entlang dem Badbächle. Auf der Karte »Montanwesen im Revier Glottertal/Suggenbad«, die auch als Einbandbild dient, springt der Zusammenhang der Lagerstätten mit dem Suggental ins Auge. Im Mündungsbereich von Badbächle und Ahlenbach ist ein Areal als »Stadt« bezeichnet. Hier befand sich im 13. Jahrhundert, der Glanzzeit des Glottertäler Bergbaus, eine Bergmannssiedlung. Die Autoren gehen auf Herkunft und Organisation der Bergleute und ihr Verhältnis zur bäuerlichen Bevölkerung ein.

Eine auch für den Laien sprechende Spur des alten Glottertäler Bergbaus ist das Erzknappenloch nördlich des Schwimmbads, einst der Zugang zu einem Förderstollen, von dessen Ergiebigkeit eine große

Abraumhalde aus nicht nutzbaren Gangmaterialien kündet, die nun als Liegewiese dient. Ein wichtiger Gesichtspunkt im Kapitel »Der Bergbau und seine Folgeindustrien« ist die Nutzung der Wasserkraft. Spuren alter, von der Glotter abgezweigter Kanäle lassen auf deren effektive Nutzung schließen; viel spricht dafür, dass hier eine Hebeanlage mit Kannenwerk zur Entwässerung der Gruben existierte.

Intensiv wird die Frage diskutiert, ob der berühmte 1284 erwähnte Urgraben, ein 22 Kilometer langer vom Kandel kommender Hangkanal, der die Suggentäler Bergwerke mit Energie versorgte, auch mit den Glottertäler Gruben zu tun hatte. Die Forschergruppe kommt mit dem Spezialisten Haasis-Berner zum Ergebnis, dass der Urgraben sogar ursprünglich für das Glottertal angelegt wurde und von der kleinen Passhöhe Luser ins Tal des Badbächles geleitet wurde, wo sich Grube an Grube reihte und eine Barbarakapelle stand. Als 1284 das Suggental angeschlossen werden sollte, bedurfte es des 70 Meter langen Stollens zur Unterquerung der Wasserscheide, der – wenn auch teils verfallen – im Gelände noch gut erkennbar ist. Wäre das Suggental das erste Ziel gewesen, hätten die Konstrukteure ihre Vermessungen auf dem Luser begonnen und diesen oberirdisch überwunden. Historisch ließe sich diese einleuchtende Annahme untermauern, wenn zweifelsfrei geklärt wäre, dass mit dem in der Urkunde von 1284 genannten Herzogenberg der Eichberg gemeint ist.

Auf den letzten sieben Seiten lädt Klaus Schneider ein zu einer wohltuend realistischen, nicht touristisch animierenden Bergbauwanderung durch das Glottertal und seine Seitentäler, die sich an fantasiebegabte Geschichts- und Naturfreunde richtet. Er weist hin auf Gewannnamen wie Stollengrund und Silbergrüble, führt zu trichterartigen Vertiefungen und verwachsenen Stolleneingängen. Im Bild zeigt er Stollen, die er von innen kennt, befahren hat, die aber heute verschlossen sind. Ein schönes Beispiel ist die Eisengrube beim Wisserhof in der Nähe des Wisserecks, wo sich nach 50 Metern Stollen mit Bienenkorbprofil eine Halle öffnet, von der etliche Seitengänge abzweigen. Die lapidare Bemerkung »heute verschlossen« liest man mit Bedauern und der Gedanke an touristische Nutzung liegt nahe.

In Wolfgang Werners Schlussgedanken stößt der aufmerksame Leser auf einen weiteren Hinweis auf mögliche zukünftige Nutzung, nachdem er erfahren hat, dass der schneeweiße quarzarme Schwerspat, das Hauptmaterial der Gänge des Glotter- und Suggentals, mit dem der mittelalterliche Bergmann nichts anfangen konnte, heute ein von der chemischen Industrie gesuchter Rohstoff ist: »Der moderne Schwarzwälder Bergbau dringt problemlos 800–900[V]m tief auf den Erz- und Mineralgängen vor und ist in der Lage, Wasser- und Standfestigkeitsprobleme sicher und wirtschaftlich zu lösen […]. Man muss kein Prophet sein, um zu erkennen, dass das nur eine Frage der Zeit ist« (S. 161).

Renate Liessem-Breinlinger

100 Jahre Badischer Weinbauverband. (Hg.): Badischer Weinbauverband e. V., Merzhauser Straße 115, 79100 Freiburg im Breisgau. E-Mail: info@badischer-weinbauverband.de. Projektleitung und Redaktion Peter Wohlfahrth, 148 S., Schutzgebühr 5 €

Fast nicht mehr vorstellbar ist heute der Tiefstand des Weinbaus in Baden vor rund einhundert Jahren, bedingt durch eine Serie von Rebkrankheiten und die Ausfälle durch den Ersten Weltkrieg. Die Jahre der zunehmenden Krise des badischen Weinbaus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind auch die Anfangsjahre des im Jahre 1913 gegründeten Badischen Weinbauverbandes. Die Weinbauförderung wurde in Baden durch den Landesherrn höchstpersönlich initiiert. Der spätere Begründer des Großherzogtums Baden von 1806, Markgraf Karl Friedrich (1728–1811), gilt durch seine Innovationen als Schöpfer des Qualitätsweinbaus in Baden. So veranlasste Markgraf Karl Friedrich zum Beispiel die Einführung der Rieslingrebe aus dem Rheingau, die er 1782 bei Durbach in der Ortenau am Klingelberg pflanzen ließ. Durch ihn kam auch das Markgräflerland zu seinem Charakteristikum, dem Gutedel. Hierher brachte er um 1780 aus dem schweizerischen Vevey am Genfer See die Chasselarebe (Gutedel) und ließ diese unter anderem am Castellberg bei Ballrechten-Dottingen anbauen.

Zwölf Autorinnen und Autoren informieren über die wechselvolle Geschichte des Weinbaus in Baden. Zusammengeschlossen haben sich der Badische Weinbauverband (Karlsruhe) und der Badische Winzerverband (Freiburg im Breisgau) im Jahre 1928, im Gefolge der Fusion der Winzergenossenschaftsabteilungen der beiden badischen Genossenschaftsverbände. Das Schaubild »Verteilung der Rebsorten Badens 1924« (S. 34) zeigt die rückständige Sortenstruktur Badens. Der Hauptanteil bestand aus im

gemischten Satz gepflanzten Rebsorten. Den nächstgrößten Anteil hatte die minderwertige Sorte Elbling. Bereits in der Zwischenkriegszeit wurde die Notwendigkeit eines grundlegenden Neubeginns durch eine umfangreiche Rebflurbereinigung und anschließendem Rebenaufbau erkannt. Über die Zeit des Nationalsozialismus wird auf den Seiten 49 bis 55 berichtet. Die Schrift gibt einen guten Einblick nicht nur in die Weinbaugeschichte, sondern auch in den Arbeitsalltag der wWinzer und Landwirte.

Hervorzuheben ist auch die gelungene graphische Gestaltung, das gewählte Format, und die qualitätsvolle Ausstattung mit historischen und aktuellen Aufnahmen. Die Publikation wird ihren Wert und Platz behalten: als fundierte und informative Festschrift zum 100-jährigen Bestehen des Badischen Weinbauverbandes. Am besten zu lesen und zu betrachten bei einem Gläschen badischen Weins.

Elmar Vogt

Paula Zwernemann / Bernhard Huber / Hans Göppert (Hg.): Jakob Ebner: Mein Tagebuch 1. Weltkrieg 1914–1918. Erschienen im August 2014 bei »Wagnerprint and more«, im Martelacker 2, 79588 Efringen-Kirchen, Bestell-E-mail: j.eber-tagebuch@e-mail.de oder im Buchhandel, ISBN 978-3-99-940-77-7, ca. 400 S., 29.50 €

Das Buch enthält neben den lückenlosen Tagebucheinträgen vom 1. August 1914 bis zum 14. Januar 1919 auch einen ausführlichen Überblick über Dr. Jakob Ebners Einsatzorte als Militärgeistlicher und ab 1916 als Divisionspfarrer. Zur Veranschaulichung sind zahlreiche Fotos aus dem persönlichen Nachlass des Verfassers und umfangreiches Kartenmaterial enthalten. Neben einer ausführlichen Biografie enthält das Werk ein interessantes Nachwort über das deutsch-französische Verhältnis.

Jakob Ebner beschreibt in seinem Tagebuch zunächst natürlich seine Arbeit als Seelsorger, eine Arbeit, die »die Anspannung aller Kräfte« erfordert und die »Körper und Seele« mitnimmt. Da es ihn nicht zufrieden stellt, seine pastorale Arbeit in den relativ sicheren Quartiersorten zu leisten, kommt er immer wieder zu seinen Soldaten in die unmittelbare Nähe der Frontlinie, in die Schützengräben und Lazarette und gibt uns damit ein wirklichkeitsgetreues Bild der unendlichen, für die Menschen von heute kaum vorstellbares, Leiden der Soldaten des Ersten Weltkriegs. Das Tagebuch ermöglicht es in seiner Gesamtheit ebenfalls, den Verlauf der meisten Kampfhandlungen an der Westfront mitzuerleben: Jakob Ebners Einsätze führen den Leser an alle Brennpunkte des Kriegsgeschehens und seine Schilderungen lassen uns unmittelbar teilhaben an den Ereignissen im Elsass, Lothringen, im Priesterwald, am Lorettoberg, in der Champagne, an der Somme, am Chemin des Dames, an der Aisne, am Kemmelberg in Flandern usw. Das gelingt dem Autor auch deshalb, weil er in klarer und anschaulicher Sprache berichtet. Aber das ist nur eine, wenn auch sehr bedeutsame Seite seiner Tagebücher. Jakob Ebner hat daneben auch noch die Kraft – oder besser gesagt, vielleicht holt er sich daraus die Kraft? – in genauer Art über viele andere Dinge zu berichten: Immer wieder schildert er die Schönheiten der Natur, wir erfahren viele Einzelheiten über seine Hobbys Bienen, Fischen, Obstbau, er nimmt uns mit auf seine Kunstreisen in die belgischen Kunststädte und zu seinem Ausflug ans Meer. Er zeigt uns, wie wichtig Heimatverbundenheit und Jugenderinnerungen sein können, wir erfahren auch immer wieder, was ihm gutes Essen und Trinken bedeutet. Und er kümmert sich um die französische Zivilbevölkerung, indem er z. B. französischen Kindern Unterricht erteilt. Was ganz unerwartet ist: wir lernen Jakob Ebner auch als Mensch mit sehr viel Humor kennen, nach erfolgreichem Fischen schreibt er in sein Tagebuch: Drei Forellen hatten die Güte anzubeißen; mit diesen Gefangenen kann man wenigstens etwas anfangen, sie wandern in die Pfanne!

Jakob Ebners Tagebücher sind weit mehr als nur ein Bericht über die Ereignisse des Ersten Weltkriegs, sondern stellen ein ganz besonderes Zeugnis der Zeitgeschichte dar. Dazu tragen auch die zahlreichen Originalfotos aus dem Nachlass des Autors bei.

Hans Göppert

Mitteilungen der Redaktion

1. Korrekturen
Um den Aufwand an Korrekturen in Zukunft zu begrenzen, haben wir in Zusammenarbeit mit dem Rombach-Verlag verbindliche »Autoreninstruktionen« für die Publikation von Aufsätzen in unserer Zeitschrift ausgearbeitet. *(Siehe Anhang!)*

Vor allen Dingen möchten wir unsere Autoren/innen darauf hinweisen, die Zeichenzahl für einen Aufsatz unbedingt einzuhalten (ca. 20 000 Zeichen inklusive Leerzeichen). Für Buchbesprechungen im allgemeinen 3200 Zeichen.

2. Bemerkungen zur Erscheinungsweise
Einige Bemerkungen – besonders für Bibliotheken – zur Erscheinungsweise der Hefte bzw. der Schriftenreihe sind notwendig.

Das Buch »Baden – Tag für Tag« anstelle von Heft 1/2, 2014 ist noch nicht erschienen. Im Jahre 2015 erschien in der Schriftenreihe der Badischen Heimat als Bd. 11 das Buch »Karlsruhe – Aufgefächert« zum 300. Stadtgeburtstag. Die Mitglieder haben das Buch anstelle vom Heft 1/2, 2015 erhalten. Für das Jahr 2014 und 2015 erschienen bzw. erscheinen somit nur noch zwei Hefte der Publikationsreihe. Der zeitliche Wechsel von einem Buch der Schriftenreihe (an Stelle von zwei Heftnummern) und zwei Nummern der Zeitschrift muss für 2016 noch festgelegt werden.

3. Themenschwerpunkte
Der Umfang eines Heftes soll in Zukunft 160 Seiten nicht überschreiten.
Im Heft 3/2015 beschränken wir uns auf folgende Sparten:

- Themenschwerpunkt Heimattage in Bruchsal
- Aufsätze zu anderen Themen
- Gedenktage Badischer Geschichte
- Personalia
- Buchbesprechungen

Auf die vor über zehn Jahren eingeführte Sparte »Aktuelle Informationen« verzichten wir wegen der reduzierten Zahl regulärer Hefte. Aktuelle Informationen sind nur dann sinnvoll, wenn sie vierteljährlich publiziert werden können.

4. Heft 4/2015
Zum 300. Stadtjubiläum Karlsruhes wurden eine Reihe hochkarätiger Ausstellungen präsentiert. Wir halten sie für das eigentlich Bleibende oder Nachhaltige, wie man heute gerne sagt. Die oberrheinischen und europäischen Zusammenhänge, in denen Markgräfin Karoline Luise agierte, wurden wissenschaftlich in vorbildlicher Weise aufgearbeitet. Gewissermaßen war nie so viel historisches – und dynastisches – Baden, wie 2015!

Für Heft 4/2014 ist daher der Themenschwerpunkt »Karlsruhe300 im Rückblick – Die Ausstellungen – Die Kataloge« geplant mit z. B. der Tulpenausstellung (Badische Landesbibliothek), Karoline Luise (Kunsthalle), »En Voyage« (Generallandesarchiv), Weinbrenner Ausstellung (Städtische Galerie), »Leben 20.15« (Museum am Markt) oder »Die Stadt neu sehen« (Fleischmarkhalle). Ebenso thematisieren wir das »Geschenk des Hauses Baden an Karlsruhe zum Stadtgeburtstag«.

Heinrich Hauß

Anhang:

Autoreninstruktionen für die Zeitschrift Badische Heimat

Bitte avisieren Sie einen Artikel zuerst beim Chefredakteur Herrn Hauß und schicken ihm einen Ausdruck auf Papier, bevor Sie die Daten per E-Mail übermitteln:

Adressen:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
76149 Karlsruhe
Tel. 07 21 / 75 43 45
Fax 07 21 / 92 13 48 53

E-Mail: heftredaktion@badische-heimat.de

Dr. Anna zu Stolberg (Mo.–Mi.)
Tel. 0 72 24 / 6 23 66 09

Vorgaben

Autor:
- Vollständiger Name, ein Autorenfoto (Passbild genügt, als Foto oder digital) und die Kontaktdaten des Autors zur Veröffentlichung bitte mit angeben
- Tel.-Nr. und E-Mail zur Kontaktaufnahme für die Redaktion beifügen

Artikel:
Bitte unbedingt beachten: Beiträge sollen 20 000 Zeichen inkl. Leerzeichen nicht überschreiten!

- Abgabe als druckfertiges Word-Dokument, andere Formate nur nach vorheriger Absprache. Formatierung:
  Schriftart Arial 12, Zeilenabstand 1,5
- Bei Anmerkungen Endnoten verwenden, mit Punkt am Satzende schließen
- Bei Literaturverzeichnis: Vorname, Nachname: Titel. Weitere Angaben
- Bitte senden Sie zusätzlich ein Abstract (max. 500 Zeichen inkl. Leerzeichen), das die wichtigsten Punkte Ihres Beitrags zusammenfasst. Dieses wird dem Text vorangestellt und im Internet auf der Homepage des Landesvereins Badische Heimat veröffentlicht
- Bitte schreiben Sie im Manuskript an der Stelle, an der ein Bild eingefügt werden soll z. B. #01, das bedeutet: hier Bild 01 einfügen.

Bilder
- Veröffentlicht werden ca. 1 Bild pro Seite, weitere nach Absprache möglich
- Grundsätzlich müssen alle Bilder scharf sein
- Alle Bilder ausdrucken und auf dem Ausdruck genau beschriften
- Bilder, die bereits in das Word-Dokument eingefügt wurden, sind nicht mehr in Buchqualität druckbar und werden zusätzlich im Originalformat benötigt
- Kopien sind als Druckvorlage nicht geeignet. Bilder aus dem Internet sind in aller Regel ebenfalls nicht druckfähig, sie sind mit nur 72 dpi zu klein
- **Papierbilder:** Abzug mindestens in Originalgröße des abzudruckenden Bildes, Hochglanz, ohne Fingerabdrücke

Digitale Bilddateien
Digitale Bilder müssen mind. 300 dpi haben und größer als 500 KB sein, geeigneter sind 1–2 MB; Strichzeichnungen benötigen 1200 dpi

Verwendet werden können die Formate: JPEG, TIFF oder RAW. Bitte Bilder mit Nummer oder Namen vergeben, z. B. 08-Karlsruhe-Rathaus, auf keinen Fall DCSF00027.jpg o. ä. Farbausdrucke mitliefern (gerne Kontaktabzug – kann in Photoshop erstellt werden). Größere Bilddateien schicken Sie bitte per WeTransfer (bevorzugt), Dropbox oder einem anderen Filehosting-System oder auf eine CD gebrannt.

Bildunterschriften
Bitte sämtliche Bildlegenden als extra Word-Dokument mitsamt Ausdruck abliefern, Bildnummern und zugehörige Bildunterschrift aufführen.

Bildnachweis
Bitte gesonderten Bildnachweis erstellen mit genauen Angaben, entweder Name des Fotografen oder wenn es sich um Leihgeber handelt, die korrekte Bezeichnung, z. B. Darstellung zweier Granatäpfel (Badische Landesbibliothek Karlsruhe, Sign. K 3301, Blatt 143) oder: Der Schlossturm in Karlsruhe (Foto: Jochen Dierke)

Der Autor ist für die Klärung der Bildrechte und die Einholung der Abdruckrechte verantwortlich! In Zweifelsfällen können Sie gerne bei Frau Dr. zu Stolberg nachfragen.

Landesverein Badische Heimat e. V.		
VORSTAND DES LANDESVEREINS BADISCHE HEIMAT E. V.		
Landesvorsitzender	Dr. Sven von Ungern-Sternberg Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. dienstl. 07 61 / 7 37 24 Fax dienstl. 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de
Stellv. Landesvorsitzender	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
Landesrechnerin	Margrit Roder-Oeschger Im Weingarten 8 79594 Inzlingen	Tel. 01 71 / 8 90 29 37 margrit.roder-oeschger@t-online.de
Chefredakteur	Heinrich Hauß Weißdornweg 39 76149 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 75 43 45 Fax 07 21 / 92 13 48 53 heftredaktion@badische-heimat.de
Schriftführerin	Dorothee Kühnel Landhausstr. 10 72250 Freudenstadt	Tel. 0 74 42 / 12 16 63 heftredaktion@badische-heimat.de
Internetbeauftragter und Öffentlichkeitsarbeit	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Beisitzer	Dr. Reinhard Bentler Am Rebberg 34 79194 Gundelfingen	Tel. 07 61 / 5 31 72
Beisitzer	Jürgen Ehret Schwarzwaldstr. 30 79423 Heitersheim	Tel. 0 76 34 / 18 87 ehret-juergen@t-online.de
Beisitzer	Joachim Müller-Bremberger Kaiserstuhlstr. 19 79211 Denzlingen	Tel. priv. 0 76 66 / 88 03 09 j.mueb@gmx.de
Beisitzer	Dr. Bernhard Oeschger	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de
BEIRAT		
Prof. Dr. Kurt Andermann	Nibelungenring 79 76297 Stutensee	Tel. 07 21 / 9 26 26 72 kurt.andermann@geschichte.uni-freiburg.de
Dr. Kurt Hochstuhl	Staatsarchiv Freiburg Colombistr. 4 79098 Freiburg	Tel. 0761 / 3 80 60 11 Fax 0761 / 3 80 60 13 E-Mail: kurt.hochstuhl@la-bw.de
Prof. Dr. Wolfgang Hug	Hagenmattenstr. 20 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 6 26 83 wolfgang@hugma.com
Wolfram Jäger	Ostpreußenstr. 14 76228 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 1 33 10 25 dez2@karlsruhe.de
Dr. Gerhard Kabierske	Karlsburgstr. 5 76227 Karlsruhe	Tel. priv. 07 21 / 49 51 92 Tel. dienstl. 0721 / 6 08-4 61 51 gerhard.kabierske@kit.edu
Elisabeth Schraut	Röntgenstr. 6 76133 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 2 95 30 eschraut@t-online.de
Dr. Gerhard Stratthaus	Landtag von Baden-Württemberg Konrad-Adenauer-Str. 3 70173 Stuttgart	Tel. 07 11 / 2 06 39 88 gerhard.stratthaus@cdu.landtag-bw.de
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht	Rossstr. 27 97261 Güntersleben	Tel. 0 93 65 / 91 14 p.l.weinacht@t-online.de

REGIONALGRUPPEN		
Baden-Baden	Dieter Baeuerle Schlossstraße 8 76530 Baden-Baden	Tel. u. Fax priv. 0 72 21 / 3 19 53 baeuerledieter@aol.com
Bruchsal	Jörg Teuschl An der Schanze 21 76703 Kraichtal-Unteröwisheim Elisabeth Burkard Mozartweg 9 76646 Bruchsal	Tel. u. Fax 0 72 51 / 6 29 34 joerg.teuschl@t-online.de Tel. u. Fax 0 72 51 / 1 82 11
Freiburg	Dr. Bernhard Oeschger Julia Dold Konradstr. 15 79100 Freiburg	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de Tel. 07 61 / 6 81 48 44 julia-dold@gmx.de
Heidelberg	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Karlsruhe	Dr. Hans-Jürgen Vogt Durmersheimer Str. 53 76185 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 9 50 49 51 dr.vogt@labor-vogt.de
Lahr	Gabriele Bohnert Stadtarchiv Rathausplatz 4 77933 Lahr	Tel. dienstl. 0 78 21 / 9 10-0416 Fax dienstl. 0 78 21 / 9 10-70416 gabriele.bohnert@lahr.de
Lörrach	Inge Gula Brunnenstraße 19 79541 Lörrach	Tel. 0 76 21 / 5 34 06 inge.gula@gmx.de
Mannheim	Dr. Kai Budde L 11, 9 68161 Mannheim	Tel. privat 06 21 / 2 71 50 maybudk@web.de
Pforzheim	Dieter Essig Im Hasenacker 31 75181 Pforzheim	Tel. 0 72 34 / 84 02 Fax 0 72 34 / 94 80 17 Lara-anjulie_essig@web.de
Rastatt	Martin Walter Kreisarchiv Am Schlossplatz 5 76437 Rastatt	Tel. dienstl. 0 72 22 / 3 81 35 81 Tel. priv. 0 72 25 / 98 54 38 m.walter@landkreis-rastatt.de
Schwetzingen	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
GESCHÄFTSSTELLE		
Karl Bühler Daniela Koehler	Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de

Aluminium Rheinfelden GmbH, Friedrichstrasse 80, 79618 Rheinfelden (Baden), www.alurheinfelden.com